2.

Ludwig Ganghofer.

Die Sünden der Väter.

Die
Sünden der Väter.

Roman

von

Ludwig Ganghofer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1886.

Druck von A. Bonz' Erben, Stuttgart.

Drittes Buch.

1.

Kurz vor der Mittagsstunde trat Albert in mein Zimmer. „Ah — Sie sehen, ich staune!“ rief ich ihm lächelnd entgegen. „Welche Verwandlung! Und das hat mein guter Meister von der Elle in dieser kurzen Zeit zuwege gebracht? Weiß Gott, das ist alles Mögliche!“

Bei solchen Worten bewunderte ich gerechtermaßen die vollendete Eleganz des schwarzen Salongewandes, mit welchem Albert bekleidet war, und in welchem seine schlanke Gestalt sich gar vortheilhaft von dem lichteren Seidenfutter des leichten Überrocks abhob, der über seine Schultern hing. Das schneegleiche Weiß der Kravatte und des hohen, den Hals knapp umschließenden Hemdkragens milderte die Blässe des Gesichtes, dem ich es abzusehen meinte, daß Albert in der verwichenen Nacht nur kargen Schlummer gefunden haben mochte. Diese leichte Müdigkeit in den Zügen that aber der edlen Schön=

heit des Gesichtes keinen Eintrag, vielmehr verlieh sie demselben durch den Kontrast, in dem sie zu dem klaren Glanze der so dunkel scheinenden Augen stand, einen Ausdruck von interessanter Eigenart.

„Ich komme vom Direktor,“ sprach er mich an, „die Aufführung meines Schauspiels ist um vierzehn Tage verschoben.“

„Nein? Und die Ursache?“

„Sie wurde mir, nachdem ich eine Viertelstunde lang die liebenswürdigsten Lobsprüche über mein Werk habe anhören müssen, mit einer fast unnötigen Ausführlichkeit klar gelegt. Und diese Ursache ist solcher Art, daß keine Silbe dagegen einzuwenden war. Ich muß mich eben gedulden.“

„Sie scheinen diese Verzögerung gar nicht so übel zu empfinden!“

Albert zuckte die Schultern. „Sie wissen, daß ich von Anfang an diesem Ereignisse eher mit Befürchtungen als mit Spannung entgegengesehen habe. Wenn sich das nun in den letzten Tagen auch einigermaßen geändert hat, so daß ich jetzt aus gewissen Gründen mit einer — mich fast beunruhigenden Erwartung dem Ausgang der Sache entgegenharre, so mischt sich doch in meine Ungeduld, und zwar aus ganz den gleichen Gründen, noch immer so viel mutlose Beängstigung, daß ich diese Verzögerung fast wie eine Erleichterung empfinde. Unwillkommen ist sie mir freilich um der zwecklosen Wochen willen, die mir nun in Aussicht stehen. Ich habe keine Bücher — zu

irgend welcher freien Arbeit fehlt mir die Ruhe — und — —" er zögerte mit den Worten — „die beiden vergangenen Tage haben so vieles in mir aufgeregt, was ich gerne wieder zur Ruhe gebracht wüßte — —" Nun wandte er mir plötzlich mit einer hastigen Bewegung das Gesicht zu. „Ich hätte nicht übel Lust, in die Berge zu gehen, um erst zum Beginne der Proben wieder zurückzukehren. Aber — ich gehe nicht allein — Sie sind mir als Reisegefährte bereits unentbehrlich geworden wie auch als Freund! Kommen Sie mit mir!"

„In die Berge! Das ist ja mein eigener, liebster Wunsch, den ich seit Wochen nähre. Da haben Sie mich!" Und lachend schlug ich ein in Alberts dargebotene Hand. „Aber nun die Frage — wohin?"

„Mir gleichviel! Nur Berge will ich sehen."

„Wollen Sie mir die Wahl überlassen?"

„Gerne."

„So wähle ich Tegernsee. Ich habe diesen lieblichen Fleck Erde bisher immer nur für kurze Stunden besuchen können, während ich fast an all den anderen, eines Besuches würdigen Orten unseres Hochlandes lange Wochen verbracht habe. Und wann wollen wir reisen? Morgen schon?"

„Weshalb morgen — weshalb nicht heute?"

„Heute? Sie haben vielleicht vergessen, daß wir zu Mittag geladen sind? Nicht? Nun — wir können im besten Falle gegen sechs Uhr aus der Stadt kommen — und wenn Sie es nicht scheuen, in später Nacht an Ort und Stelle zu gelangen —"

„Das paßt mir gerade. Ich lieb' es, einen neuen Aufenthalt bei nächtlicher Zeit zu erreichen, um dann am Morgen die ganze, fertige Scenerie auf einmal vor Augen zu haben, statt bei einer langsamen Fahrt am Tage mitansehen zu müssen, wie sie stückweise und träge sich zusammensetzt und aufbaut."

„Also gut! Reisen wir heute!" Unwillkürlich zog ich bei diesen Worten die Uhr aus der Tasche.

„Müssen wir gehen?" frug Albert.

„Nein — wir haben noch über eine Stunde Zeit," erwiderte ich und fügte nach ein paar stillen Sekunden bei: „Ich bin neugierig, was Martha —" ich verstummte und überließ einem recht diplomatisch auftretenden Hustenreize das Wort; „— was Martha zu Ihrer plötzlichen Abreise sagen wird —" das war mir auf der Zunge gelegen; doch als ich nun weitersprach, hieß es: „was Martha zu der unerwarteten Verschiebung der Première sagen wird?"

Und Albert antwortete: „Nun — das werden wir ja hören." Dann ließ er sich mit einem müden Seufzer in den nahestehenden Schaukelstuhl niedersinken. „Mir liegt der gestrige Abend noch in allen Gliedern. Sie ahnen nicht, wie tief das alles bei mir gegangen ist." Mit nickendem Kopfe und herbgeschlossenen Lippen blickte er eine Weile vor sich nieder, bevor er mit bewegter Stimme weitersprach: „Welch ein Mensch — welch ein Schicksal! Er hatte Momente, in denen er mir Grauen, selbst Widerwillen einflößte — und dennoch hat das

Mitgefühl, das ich seit Jahren für Frießhardt hege, sich gesteigert. Es möchte mir Freude machen, wenn ich ihm irgendwie eine Erleichterung seiner Lage schaffen könnte. Ich habe schon gedacht, ob wir ihn nicht mit uns in die Berge nehmen sollten? Ich glaube, ein paar gute, sorgenlose Tage würden ihm wohl bekommen."

„Lieber Freund — gewiß — ich ehre Ihre herzliche Absicht — und Sie wissen auch, wie ich dem Beklagenswerten jede Wohlthat von Herzen gönne — aber was Sie da im Sinne haben, das ist unausführbar. Er braucht eine Pflege, die wir ihm nicht bieten können — denn er leidet zeitweilen an körperlichen Schwächezuständen, deren Äußerungen selbst einer barmherzigen Schwester wider die Nerven gehen."

„Da muß ich meinen Plan wohl fallen lassen. Aber ich möchte Frießhardt noch einmal sehen — ich sorge mich ohnedies, wie er in dieser abscheulichen Nacht nach Hause gekommen ist."

„Diese Sorge ist leicht zu beheben, wir fahren zu ihm hinaus."

Albert erhob sich. „Noch eines — sind Ihre Eltern zu Hause?"

„Ja."

„So darf ich Sie wohl bitten, mich Ihnen vorzustellen. Ich möchte die Stadt nicht verlassen, eh' ich ihnen nicht für den Freund gedankt habe, den sie in ihrem Sohne mich finden ließen."

Das war lieb von ihm; ich drückte seine Hand —

und führte ihn zu meinen Eltern. Da wußte er so herzlich zu plaudern und sich, ohne daß er es beabsichtigte, so sehr von seinen guten Seiten zu zeigen, daß meine Mutter mir ein- um das anderemal verstohlen zunickte, als wollte sie mir zu solchem Freunde gratulieren.

Als wir dann gingen, legte er mir seufzend die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie sind glücklich!" — und weiter sprach er kein Wort mehr, bis wir vor dem Hause, in welchem Frießhardt wohnte, aus dem Wagen stiegen. Da frug er: „Sind das verläßliche, anständige Leute, bei denen Frießhardt wohnt?"

„Gewiß. Sie sind ihm ungemein zugethan und erweisen ihm viel Gutes, obwohl sie selbst mit Sorgen zu kämpfen haben. Der Mann ist bei einem hiesigen Journale beschäftigt und muß sich tüchtig mühen für den kargen Verdienst, den seine Stellung ihm bringt."

Unter solchen Worten hatten wir die gesuchte Thüre erreicht. Die Mietfrau empfing uns in einem Aufzuge, welcher schließen ließ, daß unser Kommen sie beim Scheuern eines Zimmers unterbrochen hatte.

„Der Herr Doktor ist allerdings zu Hause," erwiderte sie auf meine Frage nach Frießhardt, „aber ich kann Sie mit dem besten Willen nicht zu ihm lassen. Seine Stube ist in einem schrecklichen Zustande — und er selbst liegt auf dem Bette — ich kann es Ihnen nicht sagen — man darf ihn gar nicht anreden — jedes Wort versetzt ihn in eine förmliche Tollwut. Vor zwei Stunden erst hat man ihn nach Hause gebracht —"

„Er war die ganze Nacht außer Hause?“ frug Albert hastigen Wortes.

„Wie ich sage — vor zwei Stunden erst ist er in einem Wagen heimgebracht worden — von zwei Polizisten in Civil. Die haben mir dann auch erzählt, daß er in der Nacht arretiert worden wäre — wegen Wachebeleidigung. Auf der Polizei haben sie nicht aus ihm herausbringen können, wer er ist — so wirre Reden habe er geführt — und so hat man ihn behalten — denken Sie, in den Kleidern, an denen kein Faden mehr trocken war. Erst der Kommissär, der ihn heute morgens verhören sollte, hat ihn erkannt — und der hat ihn auch dann nach Hause gebracht. Und — denken Sie — die Leute glauben, es wäre nicht mehr recht sauber bei ihm — hier oben. Das wäre noch das Schrecklichste. Es ist ein Jammer — weiß Gott — es ist ein Jammer um den armen Menschen.“ Sie schwieg und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen. „Nehmen es mir die Herren nur nicht übel — ich habe ganz vergessen, in welchem Aufzug ich dastehe,“ sagte sie plötzlich und griff dabei nach der Thürklinke.

Ich ersuchte sie, Frießhardt zu gelegener Stunde von unserer Abreise zu benachrichtigen und ihm zu sagen, daß wir längstens in vierzehn Tagen wieder zurück sein würden. Als ich mich daraufhin der Treppe zuwandte, sah ich Albert verharren und hörte, wie er leise mit der Frau zu sprechen begann. Ich meinte den Inhalt dieses Gespräches zu erraten und stieg einstweilen langsam die

Treppe nieder, auf welcher mich Albert bald wieder einholte.

Als wir aus dem Thore auf die Straße traten, sagte er: „Was ich da gehört habe, bedrückt mich recht sehr. Ich mache mir Vorwürfe. Wir hätten Frießhardt gestern früher nach Hause bringen sollen.“

„Wir haben es versucht — redlich!“

„So hätten wir ihn wenigstens begleiten müssen, als er endlich ging.“

„Wir wollten es ja; er selbst hat es uns unmöglich gemacht,“ erwiderte ich; dann rief ich dem Kutscher Marthas Adresse zu und folgte meinem Freunde in den Wagen, um während der Fahrt sein Schweigen mit Schweigen zu erwidern.

Als wir an Ort und Stelle anlangten, schlugen die Glocken der Theatinerkirche gerade die Stunde aus, zu der wir gebeten waren. Martha empfing uns unter der Thüre ihres Salons.

„Ich habe schon gehört,“ sagte sie zu Albert, „daß Sie heute morgen unserem Direktor den zeremoniellen Autorenbesuch abgestattet haben. Da werden Sie also auch schon wissen —“

„Ja, ich weiß!“ fiel Albert mit leisem Lächeln ein, als Martha zögernd verstummte.

„Und das können Sie lächelnd sagen?“ scherzte Martha, während sie an Alberts Seite auf dem Divan Platz nahm und mit ihren kleinen weißen Händen die bauschigen Falten des schwarzen Seidengewandes nieder-

drückte, in welchem sich ihre schlanke feine Gestalt zu verführerisch schöner Geltung brachte. „Das ist ja ein bei Autoren gar seltener Stoicismus. Aber glauben Sie mir — für das Stück selbst kann diese Verzögerung nur von Vortheil sein. Die Darsteller gewinnen Zeit, um sich eingehender mit ihren Rollen zu beschäftigen — und mir besonders ist dieser Zeitgewinn im Interesse meiner schwierigen Aufgabe hoch willkommen.“ Mit den Blicken eines unverhehlten Wohlgefallens hatte sie während dieser Worte Alberts so sehr zu seinem Vortheile veränderte Erscheinung betrachtet, und ein reizendes Lächeln kräuselte ihre frischen roten Lippen, als sie munteren Tones fortfuhr: „Aber wenn ich die Absicht habe, jede der neugewonnenen Stunden für meine Rolle zu nützen, so hoffe ich wieder von Ihnen, daß Sie mit maßgeblicher Strenge darüber wachen werden, ob ich nicht etwa aus meiner eigenwilligen Auffassung heraus des Guten zu viel thue.“

„Ich glaube kaum, daß sie einer solchen Maßgabe bedürfen,“ sagte Albert. „Sie, mein liebes Fräulein, haben mir gestern zur Genüge bewiesen, daß ich mich in Bezug auf die Auffassung der weiblichen Hauptrolle Ihnen gegenüber nur als kurzsichtigen Schüler zu fühlen habe. Aber auch in solcher Stellung muß ich mir für die nächsten vierzehn Tage von Ihnen Urlaub erbitten. Ich habe die Absicht, die beiden kommenden Wochen in Gesellschaft meines Freundes am Tegernsee zu verbringen.“

Gesenkten Blickes hatte Albert diese Worte vor sich

hin gesprochen; da konnte er auch den Schatten unlieb-samer Enttäuschung nicht gewahren, welcher jählings all die sonnige Munterkeit aus Marthas Zügen verscheuchte.

„Und wir reisen bereits heute abend!" ließ eine recht unschöne Anwandlung von eifersüchtiger Bosheit mich beifügen. „Ich freue mich unbändig auf diese vierzehn Tage!"

„Sie haben eine gute Wahl getroffen!" glaubte Martha meinem Freunde versichern zu müssen. „In solcher Natur mögen Sie allerdings eine angenehme Entschädigung für die Langeweile der Stadt und ihrer Menschen finden. Es ist ja wohl dieses graue Gespenst, dem Sie jetzt zu entfliehen suchen?"

Albert schüttelte den Kopf. „Gewiß nicht, mein liebes Fräulein. Was mich in die Berge lockt, ist ein mahnendes Bedürfnis. Ich habe lange Monate allzu-fleißig die Luft meiner Stube geatmet, so daß ich nun einer freien, erfrischenden Atmosphäre um so dringender bedürftig bin. Jenes Gespenst, von dem Sie sprachen, ist mir noch nicht erschienen. Und ich glaube auch kaum, daß es sich mir zeigen würde, wenn ich bliebe. Ich wüßte wohl die Schwelle zu finden, über die es mir nicht würde zu folgen wagen."

Bei diesen Worten sah er mit einem guten, freund-lichen Blicke zu Martha auf — und wieder war Sonnen-schein in ihrem Gesichte. Sie lächelte und wollte sprechen — da aber öffnete sich die Thüre, und Marthas Schwester betrat mit ihrem langgewachsenen Bräutigam das Gemach.

Albert wurde den beiden vorgestellt, und dieser Vorstellung folgte ein Geplauder über kunterbunte Dinge. Ehe wir zu Tische gingen, sprachen wir insgesammt für einige Minuten in Mama Kroneks Stübchen vor. Martha meinte zu finden, daß sich Mamas Aussehen seit gestern um ein Merkliches gebessert habe — eine Meinung, welche ich leider nicht zu theilen vermochte.

Bei Tische spielte ich eine wenig vergnügte Rolle. Die beiden jungen Brautleute hatten sich gegenseitig so vieles mitzutheilen, als wären sie jahrelang getrennt gewesen — und Martha beschäftigte sich so ausschließlich mit Albert, daß meine ganze Unterhaltung zumeist darin bestand, die lieblichen Bewegungen ihres reizenden Köpfchens, den fröhlichen Ausdruck ihrer schönen Augen und das sonnige Lächeln ihrer fein geschnittenen Lippen genauer zu studieren, als es meiner innerlichen Stimmung zuträglich war.

Früher, als es gerade nötig gewesen wäre, mahnte ich den Freund zum Aufbruche und stellte mich blind und taub für die bitterbösen Blicke und schmollenden Worte, die ich mir mit dieser Mahnung von Martha verdiente. Für den Ärger, den sie wider mich empfand, schien sie jedoch eine willkommene Entschädigung in der Wahrnehmung zu finden, daß Albert meiner Mahnung nur zögernd und sichtlich ungern Folge leistete. Und als sie ihm zum Abschiede nun gar so herzlich die beiden Hände entgegenbot und mit so überwarmen Worten das „baldige, frohe Wiedersehen" herbeiwünschte, da überkam es mich wie

ein unwiderstehlicher Anreiz, auch meinerseits das Äußerste an Liebenswürdigkeit zu leisten — und ich überschüttete die beiden Brautleute mit einer förmlichen Flut von Glückwünschen für ihr Wohlergehen; dabei wurde mir die Zunge so müde, daß ich ihr nur mit Mühe noch unter der Thüre ein knappes „Adieu!" für Martha abzwingen konnte. — — — —

Wenige Stunden später saßen wir im Zuge und flogen durch die sommerlich schöne Abendlandschaft dahin. Als wir in Schaftlach den Bahnhof verließen, sahen wir auf der Straße eine hübsche bequeme Chaise; der Kutscher hatte zwei Fremde zur Bahn geführt und war nun froh, eine „Rückfuhr" zu finden. Während er die Pferde tränkte, erzählte er uns, daß alle drei Seedörfer, Gmund, Tegernsee und Egern, von Sommergästen überfüllt wären; doch könnte er uns in St. Quirin eine hübsche Wohnung verraten; viel Gesellschaft würden wir da freilich nicht finden.

„Das ist für meinen Geschmack die beste Empfehlung," meinte Albert.

„Gut — auch mir gefällt diese Lage," bemerkte ich. „Dieses St. Quirin ist ein Weiler von etwa acht bis zehn Häusern, reizend gelegen, fast in der Mitte zwischen Gmund und Tegernsee. Man hat da alles in unmittelbarer Nähe — Berge, Wasser und Wald."

Wir stiegen ein, und in gemächlicher Fahrt ging's dahin, hügelauf, hügelab, durch Wälder und Fluren.

Es war eine herrliche Nacht, nicht kühl, nicht schwül. Würzige Düfte erfüllten die Luft, und die Sterne flim-

merten in zahlloser Schaar aus dem tiefblauen Himmel. Nur hart an der Straße schieden sich die Äcker und Wiesen in matter Farbe von einander; je weiter sie sich hinwegdehnten, desto mehr flossen sie in ein unentwirrbares Dunkel zusammen, das die Säume der Wälder gleich schwarzen Mauern umgrenzten; hinter diesen stiegen die plumpen Massen der Berge empor, deren Konturen mit der Finsterniß der Ferne fast verschwammen. Wohlthuend mischte sich der taktmäßige Hufschlag der Pferde, das Rollen der Räder und ab und zu das ferne Bellen eines Hundes in die alles umfangende Stille.

Gegen Mitternacht erreichten wir den See. Still und schwarz dehnte er sich zwischen den Ufern; kaum merklich zitterten die blinkenden Spiegelbilder der Sterne, und leise nur rührte sich am Gestade das hohe Schilf, aus welchem hin und wieder der quakende Schrei einer Wildente hörbar wurde.

In dem abseits von der Straße auf einem kleinen Hügel gelegenen Hause, vor welchem wir endlich hielten, schimmerte kein Licht mehr hinter den Fenstern, und es währte auch geraume Weile, bis auf die lauten Rufe unseres Kutschers von da innen eine Antwort kam. Diese Zeit benützte ich, um das Gebäude und seine Lage zu mustern, soweit es die Dunkelheit der Nacht gestattete. Es war ein zweistöckiges Haus in städtisch zugestutztem Schweizerstile, mit frei vorspringenden Balkonen. Vor der dem See zugewandten Giebelseite befand sich ein kleiner, allem Anscheine nach wohlgepflegter Blumengarten,

dessen Mitte ein zierlicher Springbrunnen schmückte. Die Tiefe des Hauses, dessen Rückseite bei dem ansteigenden Grunde wohl nur mehr aus einem einzigen Stocke bestehen mochte, war umgeben von einer mit Obstbäumen durchsetzten Grasfläche, welche an Stelle eines Zaunes von enggepflanztem und hochgewachsenem Buschwerk umgrenzt war.

Die Hausthüre wurde geöffnet und auf ihrer Schwelle erschien ein etwa fünfzigjähriger Mann, in einen langen Schlafrock gekleidet. Mit der einen Hand beschattete er die Augen, während er mit der anderen ein Kerzenlicht über den Kopf emporhielt. Es war der Eigentümer des Hauses, von dem der Kutscher uns erzählt hatte, daß er dreißig Jahre lang ehrsamer Hafnermeister zu München gewesen wäre und sich als solcher ein kleines Vermögen gemacht hätte, das er nun hier in behaglicher Ruhe verzehre.

Wir wurden nach dem oberen Stocke geleitet und fanden da ein geräumiges, gemütliches Stübchen; eine Glasthüre führte nach dem Balkone; links und rechts lag je eine Schlafkammer, zwar notdürftig eingerichtet, aber von einladender Sauberkeit.

Ein halbe Stunde später lagen wir schon in den Federn und schliefen dem Tag entgegen.

Als ich am andern Morgen in die Wohnstube trat, sah ich Albert schon auf dem Balkone sitzen.

„Kommen Sie!“ rief er. „Sehen Sie nur — wir haben es hier wirklich gut getroffen!“

Ich trat an seine Seite und ließ meine Blicke in die Runde schweifen.

Auf dem thaufeuchten Wiesengehänge, das sich uns zu Füßen dem See entgegensenkte, lag noch der Schatten des waldigen Höhenzuges, der sich hinter dem Hause emporhob in mäßiger Steile; doch über seinen langgestreckten Grat einher ergoß sich in schrägen Strahlen das goldene Licht der Morgensonne schon über den ganzen See, der in stiller Glätte sich von Ufer zu Ufer dehnte. Die Oberfläche des Wassers war überhaucht von einem feinen, nebelartigen Dufte, in dem das Licht der Sonne sich fing und brach; unter diesem Dufte sah der See sich an wie straffgespannte, graugrün schillernde Seide. Weit draußen nur durchfurchte ein einsamer Kahn die Flut, und da blitzten grelle Lichter von den hurtig sich hebenden Rudern und aus den leichten Wellen, die der schneidende Kiel erregte. Ein liebliches Bild! Und wie herrlich der Rahmen, den die Natur ihm geschaffen! Da lagen weit zur Rechten, aus dichten Schilffeldern sachte emporsteigend und die Mangfallbucht im Halbkreis umspannend, die waldigen Hügel von Gmund; da thürmte sich uns gegenüber die kegelförmige Masse des Hirschberges empor, mit den lichtgrünen Almenmatten, mit den klüftigen Sturzbachrinnen, mit den steilabfallenden Fichtenwäldern und mit dem kronenreichen Laubgehölze zwischen Berg und See, das in spärlichen Lucken bald den ebenen Grund einer Wiese, bald das steinbelegte Dach oder den weißen Giebel eines Hauses gewahren ließ. Uns zur

Linken traten die Berge in grasigen Vorsprüngen und Buckeln bis dicht an den See heran; da sah man auf allen Höhen halb unter Büschen und Bäumen versteckte Gehöfte, deren Dächer im Schein der Sonne blinkten; hinter den niedersten Hügeln lugten einzelne Villen von Tegernsee hervor, und zwischen ihnen die alt ehrwürdigen Thürme der Klosterkirche. Wo aber in der Ferne das Ufer wieder hervortrat, war es übersät mit den hundert Häusern und Häuschen von Egern, für welche der plumpe Wallberg mit der ebenen Kuppe und dem riesigen Sandbruche und seine Nachbarin, die scharf in die Lüfte stechende Bodenspitze, einen Hintergrund von gewaltiger Wirkung bildeten. Und über all dem Schönen wölbte sich ein klarer, blauer Himmel, unter welchem nur vereinzelte, blendend weiße Wölklein langsamen Zuges westwärts schwammen.

Ein Mövenschrei klang übers Wasser her — hoch über dem See durchschnitt ein Völklein Wildenten eilenden Fluges die Luft — von irgendwo erscholl eine hohe, durch die Ferne sanft gedämpfte Mädchenstimme — unter uns im Garten plätscherte der Springbrunn — im Wiesenraum des Nachbarhauses schwang ein Bauer seine Sense durch das Gras und pfiff dazu die lustige Weise eines Ländlers.

Lange, lange standen wir versunken in den Anblick dieses schönen, friedlichen Bildes. Dann nannte ich dem Freunde die Namen der Dörfer und Berge. Wenn ich ihm einzelne Gehöfte zeigte, ließ ihn gar häufig sein Auge im Stiche.

„So schlimm ist es um Ihre Sehkraft bestellt?“ sagte ich einmal. „Da mag Ihnen ja auch die Betrachtung eines landschaftlichen Bildes, wie es hier vor uns gebreitet liegt, nur einen halben Genuß gewähren.“

„Durchaus nicht. Ich habe mich an dieses halbe Sehen gewöhnt. Und wenn mir in solch einem Bilde auch die Konturen ein wenig verschwimmen, so seh' ich die Farben desto sanfter und schöner. Das thut meinen Augen wohl und gibt meiner Phantasie einen gewissen Spielraum.“

„Das ist freilich ein Gewinn,“ erwiderte ich lächelnd, „aber — je mehr in Ihren Augen bei solchem Sehen die hellen Farben an Licht gewinnen, desto dunkler müssen Ihnen die Schatten erscheinen.“

Unser Gespräch wurde durch den Eintritt einer drallen, stumpfnäsigen Dirne unterbrochen, welche das Frühstück brachte. Bald darauf erschien der Hauswirt und lud uns ein zu einem Gange durch den Garten. Als wir Haus und Hof zur Genüge besichtigt hatten, führte er uns an den See hinunter und überreichte uns mit zeremoniöser Wichtigkeit den Schlüssel der Schiffhütte, in welcher ein zierliches Kielboot auf seichtem Wasser lag. Wir stiegen ein und lösten die Kette. Als ich die Ruderbank einnehmen wollte, sagte Albert:

„Bitte, überlassen Sie mir diesen Platz. Ich will meine Arme wieder einmal versuchen. Es ist lange her, daß ich solche Dinge getrieben habe.“

Mit kräftigem Rucke stieß er den Nachen in tieferes

Fahrwasser und lenkte ihn mit weitausholenden Ruderschlägen in den See. Nahezu zwei Stunden trieben wir uns auf dem Wasser umher, und während all dieser Zeit ließ Albert keine Sekunde lang die Hände ruhn. Es schien ihm ordentlich Freude zu machen, seine Wangen recht in Wärme zu bringen. Als wir endlich das Ufer wieder betraten, reckte und streckte er die Arme: „Ah — das hat wohlgethan!" Und lachend wies er mir die Blasen an seinen Händen.

Nachmittags wanderten wir, trotzdem der Himmel sich mit grauen Wolken zu überziehen begann, nach Tegernsee; ich wollte mir eine Fischkarte lösen. Wir fanden in dem freundlichen Orte auf allen Straßen und Wegen ein buntes, fröhliches Treiben, das freilich einen allzu städtischen Anstrich hatte, um in gutem Einklang mit der Scenerie zu stehen.

Als wir nach einem längeren Rundgange durch die höher liegenden Theile des Ortes der Hauptstraße wieder zulenkten, machte ich Albert auf eine Villa aufmerksam, die inmitten eines kleinen reizenden Parkes stand. Die Fenster waren dicht verhüllt; die offene Thür aber gewährte einen Einblick in den breiten Flur, dessen Wände mit Hirschgeweihen geschmückt und von Epheuranken übersponnen waren. Eine rötliche Sandsteinplatte, welche über der Thüre in die Mauer eingelassen war, trug die Inschrift: „Waidmannsruh!"

„Kind! Kind! Du wirst fallen!" rief Albert plötzlich mit mahnender Stimme und eilte über die Straße

hinweg dem Zaune des Parkes zu. Da war ein etwa fünfjähriges Mädchen an der Innenseite der grünen Stäbe emporgeklettert und kauerte nun mut- und hilflos auf der Schneide des Zaunes. Albert erlöste die Kleine aus dieser Lage, indem er sie auf seine Arme hob; sie ließ sich das gerne gefallen und sah ihn lächelnd an, mit einem vertraulichen Blicke ihrer großen, lichtblauen Augen. Diese Augen waren das einzig Schöne an dem derben Gesichtchen, das von Sommersprossen übersät und von spröden, rötlich blonden Haaren umrahmt war. Dem Gesichte entsprach auch die unzierliche Gestalt der Kleinen, die sich in dem feinen, mit duftigen Spitzen besetzten weißen Gewande fast ausnahm wie ein verkleidetes Bauernkind.

„Du loser Wildfang Du!" sprach Albert die Kleine freundlichen Wortes an, indem er ihr die zerzausten Haarsträhne aus der Stirne strich. „Ein Mädchen — und über Zäune klettern!"

„Ich habe ja nur meinen Ball holen wollen," erwiderte das Kind in einer Sprache, aus welcher merkliche Anklänge an den schwäbischen Dialekt zu hören waren, „ich habe gespielt — und da ist er mir durch das Gitter gerollt. Da schau — dort liegt er auf der Straße."

Ich holte den Ball herbei und reinigte ihn vom Staube. Albert nahm ihn und reichte ihn dem Kinde.

„Hier hast Du Deinen Ball wieder. Und nun mußt Du mir sagen, wie Du heißt."

„Gretchen."

„Und wie noch?“

Die Kleine sah Albert mit einem Blicke an, als verstünde sie diese Frage nicht.

„So sprich doch, mein Kind! Sag' mir — wem gehörst Du?“

„Der Tante — und dem Onkel — der hat mich aber nicht so lieb, wie die Tante.“

„Ah — da bist Du wohl hier zu Besuch. Wo aber ist Deine Mama?“

Gretchen schwieg eine Weile und sah nachdenklich vor sich nieder, während sie den Daumen in den Ball zu bohren versuchte. Dann warf sie die Lippen auf und sagte: „Ich glaube, ich habe gar keine Mama.“ Sie sagte das in einem Tone, der vielleicht auch bedeuten sollte: und ich brauche keine! Nun hob sie die Augen. „Ja — das hätte mir die Tante schon gesagt, wenn ich eine haben thäte. Aber einen Papa hab' ich — ja — da kannst Du die Tante fragen. Die erzählt mir alle Tage von ihm — und daß er mich gewiß recht lieb hat. Und sie sagt, ich muß recht brav sein — weil der Papa sonst weint, wenn er einmal kommt und ich bin nicht brav gewesen.“

„Gewiß, mein Kind! Da mußt Du Deiner Tante auch schön folgen!“ mahnte Albert mit herzlicher Stimme und streichelte der Kleinen die Wange.

„Kennst Du meinen Papa nicht?“ frug das Kind, welches durch Alberts freundliche Art noch zutraulicher wurde.

„Nein, mein Schatz, ich kenne ihn nicht. Aber wenn

Du mir sagen willst, wo er ist, dann will ich ihn besuchen und will ihm erzählen, wie brav Du bist."

„Nein — den kannst Du gar nicht besuchen. Der ist ja fortgereist — schon lange — und weit fort. Ja — frage nur die Tante — die hat es mir gesagt. Und daß ihm nichts geschieht, muß ich immer beten vor dem Einschlafen — und daß er recht bald zu mir kommt. Und die Tante weint auch immer, weil er so lange nicht kommt — und dann muß ich auch weinen, weil die Tante weint."

„Wohnt Deine Tante dort in dem Hause?"

„Ja — aber sie ist nicht daheim — sie ist spazieren gefahren mit dem neuen Onkel. Den hab' ich auch viel lieber, als den alten Onkel — weil er mich auch viel lieber hat und weil er einen Garten hat, in dem ich herumspringen kann. Aber mein Fräulein mag ich gar nicht — sie zankt immer mit mir. Und jetzt ist sie auch fortgegangen, weil die Tante fort ist — und da hat sie das Gitter zugesperrt — und da hab' ich nicht hinaus können und meinen Ball nicht holen."

Aus dem Innern des Gartens klang eine rufende Frauenstimme: „Gretele! Gretele!"

„Laß mich — ich muß hinunter," flüsterte das Kind, „das ist die alte Magdalen' — die sucht mich jetzt — und ich bekomme Butterbrod mit Honig —"

„So! Dann laß es Dir nur tüchtig schmecken!" lächelte Albert. „Und folge Deiner guten Tante und sei recht brav, damit Dein Papa Freude hat, wenn er von

seiner Reise zurückkommt! Adieu, mein Kind!“ Er küßte Gretchen auf die Stirne, hob sie über den Zaun und ließ sie aus seinen Armen sachte auf den Rasen gleiten. Noch einmal nickte er ihr grüßend zu, dann schritten wir unseres Weges dahin.

Eine kurze Strecke nur waren wir gegangen, da hörten wir hinter uns die Kleine neckend rufen: „Du — Mann!“ Doch als wir uns wandten, sprang sie kichernd zwischen die Büsche, und bald darauf klang unter den Bäumen in der Tiefe des Gartens ihr frisches Stimmchen: „Magdalen'! Magdalen'!“

Langsam wanderten wir dem See entgegen. Dabei erging ich mich plaudernd in Versuchen, aus den Reden des Kindes eine Hypothese über seine Herkunft und Gegenwart herauszukonstruieren, und brachte einen kleinen Roman zustande: von einem Weibe, das den Gatten betrogen; der verstieß die Treulose und stürmte hinaus in die weite Welt, um seinen Schmerz zu betäuben; er floh den Anblick seines Kindes, um aus den jungen unschuldigen Augen nicht immer die Erinnerung an die einst geliebte, nun schuldbeladene Mutter lesen zu müssen; die Schwester des Mannes, die „gute Tante“, nahm sich des verlassenen Kindes an; sie liebt den Bruder, sie beweint sein Unglück, sie sucht im Herzen des Kindes die Liebe zum Vater zu erhalten und zu nähren, das Andenken an die Mutter aber läßt sie in ihm erblassen und erlöschen. Nur diese beiden Onkel, den „alten“ und den „neuen“, wußte ich mit meiner Geschichte nicht in Einklang zu bringen.

Schweigend hörte mir Albert zu, und als ich ihn schließlich um seine Meinung über meine Hypothese befrug, zuckte er wortlos die Schultern.

Wir hatten das Gestade erreicht und gelangten zu der Stelle, an welcher Dutzende von Mietkähnen rings um den Rand eines auf dem Wasser schwimmenden Floßes gekettet lagen. Andere, mit Sommergästen besetzte Nachen näherten sich mit flinken Rudern, und ihre Insassen schienen das Ufer sichtlich gerne zu gewinnen, denn scharf ging der Wind, der See begann seine Wellen schon mit weißen Flocken zu krönen, und dazu machte der Himmel eine recht bedenkliche Miene.

Albert verhielt die Schritte und musterte das laut belebte Bild, bis seine Blicke an einem der drei Segelboote haften blieben, die in einer schmalen Buchtung zwischen dem Floße und einem Ufervorsprunge verankert lagen.

Dann plötzlich stieg er auf den Floß hinab — und dort schien er an den Schiffer ein Ansinnen zu stellen, auf das der Mann nicht gerne eingehen wollte. Schließlich wurden die beiden dennoch einig; ich bemerkte, wie Albert dem Schiffer mehrere Banknoten reichte und wie dieser darauf dem kleinsten der drei Segelboote sich näherte, um es zur Ausfahrt in Stand zu setzen.

Albert winkte mir und sagte: „Ich habe das zierliche Ding da für die nächsten vierzehn Tage gemietet."

„Und jetzt wollen Sie fahren — bei solch einem Himmel und solch einem See?"

„Solch ein Himmel und solch ein See, das ist ja gerade der schönste Reiz bei solch einer Fahrt.“

„Gut! Wenn Sie mich ins Wasser segeln, können Sie mich auch wieder herauslotsen!“

Wir bestiegen das Fahrzeug; Albert wies mich nach der Kielbank, er selbst ließ sich am Steuer nieder und faßte mit der einen Hand das Ruder, mit der anderen das Segeltau.

„Los!“ rief er dem Fischer zu, der nun mit starkem Stoß das Boot aus der Bucht ins offene Wasser trieb.

Rauschend faßte der Wind das Segel, jählings neigte sich der Mast, daß die Wellen fast den Bord des Schiffes überschlugen — schon aber hatte ein kräftiger Ruck des Steuers dem Fahrzeuge wieder das Gleichgewicht gewonnen, blitzschnell fuhr das Segel zur Seite, und vor vollem Winde ließ Albert lachenden Mundes das Boot hinausschießen in den flutenden See. Fast regungslos, mit dem Kiel nur sachte steigend und sinkend, schien es auf den rauschenden, rollenden Wellen zu schwimmen, welche mit uns die gleiche Richtung hielten; nur die Schnelligkeit, mit welcher das Ufer zurückwich, gab einen Maßstab für die fliegende Eile unserer Fahrt.

Je mehr wir uns der Seemitte näherten, desto stärker hob sich der Wind, desto drohender ballten sich die Wolken zu unseren Häupten.

„Ich habe mein redliches Vergnügen an dieser Fahrt,“ sagte ich endlich, „aber ich hätte dennoch nichts dagegen, wenn Sie die Richtung bald heimwärts nehmen wollten.“

„Haben Sie Sorge?“ lächelte Albert, der die Augen unverwandt nach dem auf der Mastspitze flatternden Wimpel gerichtet hielt.

„Gewiß nicht. Aber ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt zu werden.“

„Ich glaube, wir werden noch trocken nach Hause kommen. Ich mußte so weit heraus fahren, um einen genügenden Winkel gegen die Wellen zu gewinnen. Nun aber will ich wenden.“

Mit dem Rücken preßte sich Albert wider den Hebel des Steuers und zog zugleich mit jähem Ruck das Segel ein. In scharfer Kurve drehte sich das Boot halb gegen den Wind, und tief zur Seite sich neigend, bäumte es sich an einer mächtig anrauschenden Welle empor, daß der weiß aufsprühende Gischt über uns hinwegflog.

Mir war die Sache nicht ganz geheuer; Albert aber schien seine helle Freude an der Fügsamkeit zu haben, mit welcher das Boot seinem Willen und seinen Armen gehorchte. Es war das freilich ein Gehorsam, den er mit Aufwand seiner ganzen Kraft erzwingen mußte. Die Falten seines Gewandes verrieten, daß jeder Muskel an ihm aufs äußerste gespannt war; an seinen Handgelenken hoben sich die Sehnen scharf aus dem Fleische, und um die krampfhaft geschlossenen Fäuste schnürte ihm das straffe Segeltau tiefrote Schrunden.

Während ich ihn so betrachtete, wie er mit einer Kraft, die ich niemals in ihm vermutet hätte, den Kiel trotz Sturm und Wellen in seiner Richtung nach dem

Ziele hielt, wie er trotz des Übermaßes von Mühe, das die Lenkung des Bootes von ihm forderte, mit so ruhiger Sicherheit das Segel ausfahren ließ und wieder anzog, wenn ein jäher Windstoß über uns hinweg brauste, mußte ich mich unwillkürlich fragen, ob ich denn wirklich jenen gleichen Menschen vor mir sähe, den einmal in der schwülen Luft eines überfüllten Theaters, ein andermal vor einer unerwarteten Gemütserregung die Ohnmacht überfallen hatte.

Näher und näher kamen wir dem Gestade — nun fuhr der Kiel des Bootes in der windstillen Ecke hinter der Schiffhütte knirschend in den schaumbedeckten Sand des seichten Ufers. Da zuckte auch der erste Blitzstrahl aus den schwarzen Wolken, und ein krachender Donnerschlag erschütterte die Lüfte.

Albert erhob sich und preßte tief atmend die beiden Hände wider die Brust.

„Glauben Sie nicht, daß Sie des Guten ein wenig zu viel gethan?“ frug ich besorgt.

Er schüttelte den Kopf; mit kundigen Händen raffte er das Segel, löste es vom Maste und verwahrte es in der Schiffhütte.

Schon fielen die ersten Tropfen; doch glücklich erreichten wir noch das Haus, ehe der volle Gewitterregen herniederprasselte über Berg und See.

Als wir unter dem Schutze des weit vorspringenden Daches auf unserem Balkone standen und hinausblickten in das Rasen und Toben der wild erregten Elemente, sagte Albert:

„Wissen Sie auch, lieber Freund, daß diese Fahrt mir eine alte Wahrheit in mahnende Erinnerung brachte? Die Wahrheit, daß ein ruheloses Herz die Ruhe leichter in der Gefahr und im Kampfe wiederfindet, als in thatloser Einsamkeit und in der stillen Stube. Und ich will mir diese Mahnung zu Herzen nehmen!“

2.

Während der Nacht vertobte sich das Unwetter, und der Morgen brachte wieder den blauen Himmel.

Von der Sonne begünstigt, verrannen uns die Tage, still und behaglich.

An jedem Morgen saßen wir zu früher Stunde schon im Kahne; während Albert die Ruder führte, schleppte ich an langer Schnur den glitzernden, die Hechte lockenden Köder durch die klare Flut — und wir empfanden redlich getheilte Freude, so oft ich solch einen buntbeschuppten, schweifschlagenden Unhold aus der Tiefe zog, der zur willkommenen Bereicherung der Mittagstafel diente.

An den Abenden, wenn der Bergwind herniederstrich auf den See, bestiegen wir das Segelboot und ließen uns vom lauen Zug der Lüfte über die spielenden Wellen treiben. Es war dabei so lieblich anzusehen, wie auf den Spitzen der Berge der rote Widerschein der scheidenden

Sonne sacht verglühte, indessen die Dämmerung mit feinen Nebeln mählich und mählich den See überspann.

Alltäglich fast unternahmen wir Spaziergänge nach den nahe gelegenen Waldhügeln; einmal auch bestiegen wir den hinter unserem Hause sich erhebenden Brunnenberg, von dessen Grat wir eine herrliche Aussicht über das flache Land genossen; ein andermal fuhren wir bei grauendem Morgen über den See, um eine der Hirschbergalmen zu besuchen.

Überkam mich die Lust zur Arbeit, so setzte ich mich in unserem kühlen Stübchen über meine Hefte; Albert saß dann draußen auf dem Balkone und blickte stundenlang hinaus auf den See und empor in die treibenden Wolken. Oder ich ließ mir, wenn ich arbeiten wollte, einen Tisch an eine schattige Stelle des Gartens tragen; auch dann blieb Albert in meiner Nähe. Da stand inmitten des üppigen Rasens ein mächtiger Apfelbaum, dessen Äste sich unter des Sommers reichlichem Segen zur Erde beugten. Im Schatten dieses Baumes lag Albert halbe Tage und schaute unermüdlich aufwärts in das grüne Netz der Blätter, als wollte er das mähliche Reifen der Früchte belauschen, als harre er dem Fallen des ersten Apfels entgegen.

Dies trauliche Zusammenleben kürzte uns die Zeit in so behaglicher Weise, daß niemals der Wunsch nach irgend welcher Abwechslung in uns rege ward. So kam es, daß wir in all diesen Tagen nur ein einzigesmal den Weg nach Tegernsee einschlugen, um mein zu Schaden

gekommenes Angelgerät durch den Ankauf neuer Schnüre wieder in Stand zu setzen. Als dieser Kauf vollzogen war und ich zur Heimkehr der geraden Straße folgen wollte, brachte Albert einen Umweg in Vorschlag. Willig ließ ich mich von ihm führen. Während wir nun, an schmucken Häusern und zierlichen Gärten vorüber, eines der bergwärts führenden Sträßchen hinanschritten, bemerkte ich, daß Albert mit unruhigen Blicken suchend umherspähte. Plötzlich verhielt er die Schritte. Wir befanden uns an der Stelle, an welcher Albert vor Tagen jenes kleine, gern plaudernde Mädchen auf seine Arme gehoben hatte. Jetzt näherte er sich dem Zaune, lehnte sich mit beiden Armen über die Stäbe und spähte vorgeneigten Hauptes zwischen die Büsche und Bäume des kleinen Parkes, in dessen Mitte auf kiesbestreutem Grunde die Villa „Waidmannsruhe“ sich erhob, mit den weiß verhüllten Fenstern, mit dem offenen Flur, darin der grüne Epheu sich emporrankte zwischen die braunen Hirschgeweihe. In leisen, gedämpften Tönen klang aus dem Hause der weiche Gesang einer Geige.

Eine geraume Weile verharrte Albert; dann wandte er sich kopfschüttelnd wieder der Straße zu: „Sie wird wohl im Hause sein.“

Ich sah ihn fragend an. „Sie meinen die Kleine von damals?“

Er nickte nur; nach kurzem Schweigen aber sagte er: „Ich hätte das Kind so gerne wieder gesehen. In all diesen Tagen ist mir dieses Gesichtchen mit den schönen

Augen und den unschönen Zügen nicht aus dem Sinne gekommen; immer und immer hab' ich an die Kleine denken müssen."

„Vielleicht war es nicht die Kleine selbst — wie hieß sie nur? ach ja, Gretchen — nicht ihre Züge und nicht ihr Auge, was in Ihnen die Erinnerung so rege erhielt," erwiderte ich. „Die Worte, die das Kind gesprochen, mögen Ihre Phantasie beschäftigt haben — es hat vielleicht der Poet, der in Ihnen steckt, aus dem rätselhaften Zusammenhange jener Kinderworte einen „Stoff" gewittert!"

„Das gewiß nicht. Was mich beschäftigte, ist die Person des Kindes selbst. Sie kennen ja meine Vorliebe für Kinder. Da ist meine Sympathie gar leicht erweckt — und nun gar in diesem besonderen Falle. Es war aus Gretchens Worten so vieles zu hören, was mir unwillkürlich ein Empfinden einflößen mußte — wie soll ich nur sagen — ich darf es wohl Mitgefühl nennen, wenn ich es nicht geradezu als Mitleid bezeichnen will. Zwar hab' ich damals zu Ihren Konjekturen geschwiegen, aber ich hatte doch ein offenes Ohr für Ihre Worte und habe ihren Faden in Gedanken weiter gesponnen. Und ich kam dabei zu Schlüssen, die mich dem Kinde zuliebe wünschen ließen, daß die Wahrheit seiner Herkunft mit Ihrer Hypothese sich decken möchte."

Verwundert sah ich auf. „Wie meinen Sie das?"

„Ich mein' es dem Kinde gut," erwiderte Albert mit Worten, für deren herbe Heftigkeit ich keine Ursache

zu finden wußte, „denn wenn es auch die Mutter verlor, die ihres Kindes nicht dachte, als sie ihrer selbst vergaß, so möcht' ich ihm doch den Vater gönnen, der „auf Reisen ist," aber wiederkehren wird. Ich möchte wünschen, daß es nicht zu jenen beklagenswerten Geschöpfen zählt, denen eine unsaubere Stunde das Leben gab, und welche, wenn sie zu Verstand und Sprache kommen und nach ihrem Vater fragen, nur ein Schweigen oder im besten Falle eine barmherzige Lüge zur Antwort erhalten."

„Nun also! Hab' ich es nicht gesagt! Da hör' ich ja deutlich den Poeten aus Ihnen reden, den Dramatiker, der alles zum Konflikte zuzuspitzen weiß. Was habe i ch mit meiner Konjektur zu Tage gebracht? Eine Geschichte, aus welcher im Notfall höchstens eine schlechte Novelle zu machen wäre. Sie dagegen — Sie legen stracks die Hand auf das kleine Leben und sagen: das Kind selbst, sein Fleisch und Blut ist der Konflikt — da wird ein Vater gesucht und statt seiner vielleicht eine Mutter gefunden! Denn Sie brauchen nur noch den einen Schritt zu thun und jene „gute Tante," die der Kleinen so viel Liebes erweist, zur heimlichen Mutter zu machen, die um den treulosen Verführer weint und dabei ihrem Kinde einen „Vater auf Reisen" vorlügt — und Sie haben den entwicklungsfähigsten Keim zu einer Salontragödie von modernstem Zuschnitte. In d i e Geschichten passen mir dann auch die beiden Herren „Onkels" — der „alte, böse," vielleicht der Bruder der Gefallenen, der mit der Schwester um ihrer Schande

willen hadert und die Frucht ihrer Sünde haßt — vielleicht ist es gar der Mann, dem die auf guten Glauben genommene Frau diese Reliquie einer — wie sagten Sie nur? — einer unsauberen Stunde in die Ehe hineinschmuggelte, und dann könnte etwa der andere, der „neue, gute Onkel“, der Bruder sein, der für die Schwester Mitleid und Liebe fühlt und deshalb auch das „Gretele“ um so „viel lieber hat“, da doch am Ende das arme Kind — — Nun? Was soll das Gesicht, das Sie mir da zeigen? Ich hoffte mir Ihren Dank zu verdienen, indem ich die von Ihnen so glücklich erfaßte Grundidee mit Episoden bereichere. Aber hab' ich es nicht gesagt? Was Ihre Erinnerung so rege erhielt, das waren nicht die Augen, nicht die Züge des Kindes, das war nicht das Kind in der Objektivität — es war der dramatische Stoff, mit dem Ihre Subjektivität das kleine Ding umkleidete —“

„Ja — ja — Sie haben recht!“ fiel Albert mit bebender Stimme ein. „Die Subjektivität!“ Und wie dieses Wort nun wieder gesprochen war! Mit einem bitteren Auflachen so hinausgestoßen! Was hatte er nur? Was mochte ihn so erregen? Und da raunte er nun wieder vor sich hin: „Ich habe mit dem Maße gemessen, das ich in der Tasche trug.“

Es verblieb mir keine Zeit, diese Worte im stillen zu kommentieren, denn jählings mußte ich zur Seite springen und Albert mit mir von der Stelle reißen, um einem ungebärdigen Pferde und seinen Hufen zu entrinnen.

Es hatte die Straße, welcher wir gefolgt waren, in den Hof eines Bräuhauses gemündet, vor dessen Kellerthüre große Fässer auf einen Wagen geladen wurden, welcher mit zwei stämmigen, schwarzen Hengsten bespannt war. Und gerade, als wir an den beiden Thieren vorüberschritten, begann das eine unter schmetterndem Gewieher mit beiden Hinterhufen auszuschlagen, wodurch auch das andere Pferd in Unruhe gebracht wurde, so daß der Knecht, der die Thiere bewachte, schwere Mühe hatte, sie wieder zu zähmen. Während wir unseres Weges weiterschritten, hörten wir ihn noch eine geraume Weile auf die „wilden Racker" schelten, die „am liebsten allbot dem Teufel zureiten" möchten, statt „einen Schnaufer lang" ruhig zu stehen.

Das Gespräch, in welchem dieser Zwischenfall uns unterbrochen hatte, wurde nicht wieder aufgenommen.

Als wir nach Hause kamen, fand ich eine Karte von Martha vor. Sie kündigte mir den bevorstehenden Beginn der Proben an.

Ich drängte den Freund zur Abreise; er aber bezeigte wenig Lust, an den ersten Proben theilzunehmen. „Zwar hab' ich noch niemals Gelegenheit gehabt," sagte er, „der Inscenierung eines Stückes beizuwohnen, aber ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sich das ansieht. Das Unfertige, diese Unsicherheit in allem und jedem würde mich, so glaub' ich, zur Unruhe und Ungeduld reizen. Ich selbst kann dabei wenig nützen; und so scheint es mir genügend, wenn ich die beiden letzten Proben besuche."

Ich vernahm diesen Entschluß nicht ungern, da er die anfänglich festgesetzte Dauer unserer Sommerfrische um einige Tage verlängerte.

Nun war es Albert, der den Vorschlag machte, den vorletzten Tag unseres Aufenthaltes für eine Bergtour zu verwenden. Hirschberg und Brunnenberg hatten wir schon besucht; eine Partie auf den Wallberg, das wußte ich, war wenig lohnend, da hier die Fernsicht gegen Süden durch die langgestreckte Blauwand und die Kreuther Berge, gegen Norden durch die Bodenspitze gestört wird. Um so verlockender aber war die Besteigung dieses letzteren Höhepunktes, die ich schon früher einmal bei Gelegenheit einer Pfingstfahrt unternommen hatte. Dahinauf kannte ich den Weg — wir bedurften also keines Führers; überdies hatten wir es nicht nötig, irgend welche Vorräte mitzuschleppen, denn die Schränke der Sennerin auf der Bodenspitzalm, einem beliebten Ausflugsorte aller Sommergäste von Tegernsee und Egern, waren für die Bedürfnisse zukehrender Bergbesteiger immer gerüstet.

Am Vorabende des Tages, welchen wir für diese Tour bestimmt hatten, unternahmen wir die letzte Segelfahrt und stellten dem Schiffer sein Boot zurück. Als wir nach Hause kehrten, fanden wir zwei Briefe vor; der eine war für mich, und auf der Adresse schon erkannte ich Köhlers Handschrift. Der Brief war bereits acht Tage alt; er hatte mich zuerst in Berlin, dann in München gesucht. Köhler zeigte mir in demselben seine Abreise von Helgoland an. „Gestern hab' ich die letzte

jener Skizzen beendigt, die ich zur Ausführung meines großen Auftrages benötigte," so schrieb er, „und nun geht es heimzu, mit gespickten Taschen, mit fröhlichem Herzen, mit einem Kopfe, in dem es von Entwürfen und Ideen wimmelt, und mit überreich lohnender Arbeit für mindestens zwei Jahre. Denken Sie nur, zu den Bildern meines armen Engländers — denn wie ist der Mann in seinem unversiegbaren Schmerze so arm bei all seinen Millionen! — hab' ich noch einen anderen Auftrag für zwei große Bilder bekommen. Das eine soll die „Helgoländer Düne zur Badestunde" zum Vorwurf haben, das andere soll ein Pendant zu einem Andreas Achenbach werden, den ein Frankfurter Banquier, mein Auftraggeber, in seinem Salon hängen hat. Das Bild vergegenwärtigt den Sturm mit all seinem Grausen und Grauen — und dazu soll ich als Gegenstück die Idylle malen, die See im Sonnenschein. Ein Kinderspiel für mich — bei meinem jetzigen Humore! Ich brauche nur die Stimmung meines Herzens auf die Leinwand zu hauchen — und ich habe Sonne, Sonne und wieder Sonne. Weiß Gott, es muß wahr sein: wenn einmal das Glück seinen Pik auf einen Menschen hat, dann fällt es gleich mit beiden Fäusten über ihn her. Nur eines ist mir bei all der Freude leid: daß ich Sie auf meiner Rückreise nicht in Berlin besuchen kann. Auch mit Albert hätt' ich so gerne wieder einmal ein Stündchen verplaudert. Aber ich muß ja über Frankfurt reisen, um mir den Achenbach anzusehen. Nun — für alle Fälle

erhoff' ich uns beiden von einem baldigen Wiedersehen in München die fröhlichsten Stunden. Ich fahre von Frankfurt direkt dahin; früh morgens komm' ich an, und eh' ich mich abends schlafen lege, das hab' ich mir geschworen, muß ich bereits ein Atelier gefunden haben — so juckt und fiebert mir der Drang zur Arbeit in allen Fingern."

Mit hundert Grüßen an mich und Albert schloß der Brief.

Ich trat zu Albert auf den Balkon hinaus. „Köhler sendet Ihnen die herzlichsten Grüße," sagte ich. „Er ist von Helgoland abgereist und muß, nach dem Datum des Briefes zu schließen, bereits seit einigen Tagen in München sein. Ich freue mich so sehr für den guten —"

Ein Blick in Alberts Züge ließ mich verstummen; er schien meine Worte völlig überhört zu haben; von seinem Gesichte waren alle Zeichen einer tiefen Erregung zu lesen.

„Was ist Ihnen, Albert?" rief ich erschreckt. „Ich hoffe doch nicht, daß Sie eine böse Nachricht erhalten haben?"

„Hier — nehmen Sie — lesen Sie!"

Er reichte mir seinen Brief; doch als ich ihn ergreifen wollte, zog er ihn wieder zurück und schlug die erste Seite um, deren Inhalt also wohl für mich ein Geheimnis bleiben sollte.

Nun hielt ich das Blatt in Händen und sah es bedeckt mit einer kleinen, zitterig verschnörkelten Schrift, deren

Zeilen ab und zu unter gelblichen Flecken verschwammen, die sich ansahen wie die Spuren verwischter Thränen.

„Von wem ist der Brief?“

„Von unserem Professor.“

Ich versuchte zu lesen, was mir bei dieser Schrift und bei dem dämmerigen Abendlichte nicht geringe Mühe machte. „— — wie ich erfahren, bereits abgereist,“ so begann die zweite Seite des Briefes. „Ich darf also wohl hoffen, daß ich den Auftrag zur Ihrer Zufriedenheit vollführt habe. Es war mir in meinem Leben immer eine Freude, wenn ich Menschen gefällig sein konnte; aber glauben Sie mir, geschätztester Herr Albert, diesen einen Gang hab' ich nur für Sie thun können, nur für einen Menschen, den ich wie Sie gleichsam als meinen Sohn und Bruder liebe, als meinen Freund und Wohlthäter dankbar verehre. Vielleicht bin ich ungerecht gegen ihn — er hatte ja die Jugend und die Schönheit zu Verführern — und wenn ich wahr sein will, so hat er ja auch mir und den Meinen nichts gethan. Und doch! Was ist durch ihn nicht alles über mich gekommen! Durch ihn und durch mein Mitleid. Denn diese beiden tragen ja die erste Schuld an diesem letzten Entsetzlichen, Abscheulichen. Als ich ihm alles gesagt hatte, als ich ihn verließ, hat es mich hinausgezogen, um mir von meinen stummen Lieben Trost zu erholen. Zu den Gräbern Mariettas und Marias —“ Da ließ ich den Brief sinken und frug:

„Maria? Wer ist Maria?“

„Mariettas Mutter.“

Und wieder las ich: „Zu den Gräbern Mariettas und Marias bin ich gegangen, dann zu den stillen Wohnungen meines lieben seligen Weibes und unserer toten Kinder. Hier hab' ich gekniet, habe gebetet und geweint. Oh wär' ich doch niemals wieder aufgestanden, hätt' ich mich doch mit meinen Nägeln hineingewühlt zu ihnen — es wäre mir der bitterste Schmerz meines Lebens erspart geblieben, denn als ich nach Hause kam und die Nesty mich küßte, da that sie das nicht wie immer, und ich sah auch gleich, daß sie so blaß war und verweinte Augen hatte — und ich weiß nicht, wie es kam, aber ich habe gleich fragen müssen: Wo ist die Josa? Und da ist mir die Nesty schluchzend um den Hals gefallen, und kein anderes Wort hat sie hervorgebracht als nur das eine: fort — fort! O mein lieber, lieber Herr Albert! Während ich so schreibe, kann ich kaum begreifen, wie ich diese grauenhaften Tage voll Thränen, Warten und Hoffen habe überstehen können, ohne Ihnen meinen Jammer zu klagen und Ihren Rat zu erbitten. Aber ich war ja nicht mehr ich selbst. Was wäre aus mir geworden, wenn ich meine Nesty nicht gehabt hätte! In diesem Kinde seh' ich die Liebe Gottes, die trotz allem noch meiner denkt. Meine starke, gute Nesty! Sie leidet doch doppelt, um die Schwester und um mich, und dennoch ist sie so gefaßt, und alles hat sie gethan, was von Nutzen schien, um eine Spur von Josa zu finden. Aber um mich in meinem Jammer aufzurichten, dazu hat auch i h r e Stärke nicht

ausgereicht. Denn daß mich Josa verlassen konnte, das hat mir das Herz gebrochen; aber daß sie mich auch bestoh . . .“ dieses halbe Wort war doppelt ausgestrichen. „Nein, nein, ich kann das Häßliche nicht schreiben — wie es mir die Nesty nicht sagen konnte! Aber ich hab' es ja doch erfahren müssen. Und in der leeren Schatulle lag dann der Zettel. O du gütiger Gott — wie kann ein Kind dem Vater solche Worte schreiben: Ich hätte um jener beiden anderen willen mein Herz von ihr gewendet! Ich hätte sie nicht geliebt — sie nicht geliebt — sie, mein Sorgenkind, mein Schmerzenskind, mein liebstes Kind! Und jetzt will sie Glück und Liebe unter fremden Menschen suchen — sie, die das Glück nicht am Herzen des Vaters fand und die Liebe nicht in seinem Auge sah. O mein armes, bethörtes Kind! Was suchest du, und was wirst du finden! Sie wissen, lieber Herr Albert, ich habe niemals Phantasie bei mir vermutet; aber jetzt macht sie sich so fleißig bemerkbar und malt meinem Schmerze Bilder vor, die mir das Vaterherz martern. Und daneben die Pein der Vorwürfe, die ich mir mache! Ich trage ja wohl auch einen Theil der Schuld — ich habe an meinem Kinde gesündigt, als ich durch mein Mitleid für eine arme Verlassene den Hader in seinem Herzen erweckte. Gott der Herr muß keine Freude am Mitleid haben, da er es so bitter straft. Und doch weiß ich mir keine andere Hilfe, als auf ihn zu hoffen, denn wenn mich das Vertrauen zu ihm verließe, so müßte ich verzweifeln bei diesem Warten und Harren, in diesen endlosen Stunden,

die ich da sitze, während ich keinen Blick von der Thüre verwende und hinaushorche auf die Treppe, ob meine Josa nicht wiederkommt. Und wenn ich sie wieder sehen soll — wie werde ich sie sehen? Sie ist stolz und trotzig, sie wird nicht wiederkehren, ehe nicht Leid und Elend ihren Trotz gebrochen und ihren Stolz mit Füßen getreten. Lieber Herr Albert, lassen Sie mich schließen, ich kann vor Thränen nicht weiter schreiben. Senden Sie mir nur bald eine Zeile von Ihnen; denn wenn ein Mensch mir Trost zusprechen kann, so sind Sie es, mein lieber, hochgeschätzter junger Freund! Meine Nesty weiß nicht, daß ich schreibe, sie hätte es wohl nicht zugelassen, weil ich mich so sehr errege; aber ich darf Sie ja doch wohl in ihrem Namen grüßen; sie spricht so viel von Ihnen und mit so großer Verehrung, denn sie weiß, daß es mir eine Wohlthat ist, Ihren Namen zu hören und von Ihnen zu reden. Und nun leben Sie wohl; der Herr bedenke Sie in Gerechtigkeit mit Glück und Freude! Und seien Sie aus tiefster Seele gegrüßt von Ihrem dankbaren, Sie hochschätzenden,

bis in den Tod betrübten

Ambrosius Barka."

Schweigend gab ich den Brief zurück. Auch Albert sprach keine Silbe. Mit beiden Armen lehnte er sich über das Balkongeländer und starrte hinaus auf den See, aus welchem dünne Nebel emporzurauchen begannen. Dann plötzlich ging er in die Stube, entzündete die Lampe und begann zu schreiben — wohl einen Brief an den Professor.

Als uns das Abendessen gebracht wurde, berührte er keinen Bissen.

Ich nahm ein Buch zur Hand und vertrieb mir damit eine Stunde. Dann mahnte ich Albert, in Rücksicht auf den kommenden Tag nicht allzu lange wach zu bleiben, und begab mich zur Ruhe. Lange konnte ich keinen Schlummer finden. Draußen in der Stube hörte ich meinen Freund mit unermüdlichen Schritten auf und niederwandern; und als mein Ohr an dieses Geräusch sich zu gewöhnen begann, scheuchten meine Gedanken mir den Schlaf von den Augen. Immer und immer sah ich das bescheidene Zimmer des Professors vor mir, mit dem notenbedeckten Flügel, mit dem Alkoven, in welchem Mariettas Sterbebett gestanden — und ihn selbst auch sah ich, wie er, ein Bild des herzzerreißenden Jammers, in zitternder Unruhe das Gemach durchmaß, manchmal die Brille rückend und mit zuckenden Fingern den Bart durchwühlend, sah, wie er wankend bald wider den Flügel, bald wider einen Stuhl sich lehnte, und wie er weinend niedersank, um jählings wieder emporzuspringen, die Thüre aufzureißen und hinunterzulauschen über die stille, finstere Treppe — — — —

Der Morgen kam und brachte das herrlichste Wetter.

Mit leichten Bergstöcken ausgerüstet, wanderten wir im Frühschatten die Straße nach Tegernsee dahin. Von hier aus benützten wir die Fähre, um die Seebucht zu übersetzen, welche vor Egern tief in das Gelände hineingreift. Dann ging es rüstigen Schrittes den Bergen zu.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die Rottachmühle. Hier hielten wir bei ländlichem Imbiß eine Stunde Rast; dabei erzählte uns die junge Dirne, die uns bediente, wie fleißig in diesem Jahre die Bodenspitzalm von Sommergästen besucht würde; auch heute schon, in aller Frühe, wäre ein junges Pärchen angefahren gekommen — ein „netter Mensch" und ein „bildsauberes Fräulein", wie die Dirne versicherte.

Als wir die Mühle verließen, zog die Sonne bereits langsam hernieder über die weißgelben Sandgefälle des uns zur Rechten liegenden Wallberges, und ehe wir noch eine nennenswerte Strecke des Aufstieges zurückgelegt hatten, webte sie schon ihre goldigen Strahlen durch das rührsame Blätternetz der jungen Buchen, mit denen der Berghang dicht bewachsen war. Diesen Hang bald in leichter Steigung überschreitend, bald wieder in endlos scheinendem Zickzack über ihn sich aufwärts windend, führte der vielbegangene Pfad der Höhe zu. Es war auf ihm ein gefahrloses Wandern; nur späterhin, als zu den Seiten des Pfades der Buchenbestand sich schon in schütteren Tannenwald verwandelt hatte, erreichten wir eine Stelle, eine kahl und steil abfallende Lawinengasse, welche mit großer Vorsicht überschritten werden mußte. Dann ging es auf gemächlich breitem Pfade wieder bergan. Weiter und weiter traten die Bäume auseinander, und zwischen ihre Schatten mischte sich schon das melancholisch dunkle Grün der Krüppelföhren. Ein kurzer Anstieg noch, und wir traten unter den letzten Bäumen hervor

auf die breit sich hindehnende, sanft gewölbte Almenlichtung. Uns zur Rechten blickte die massige Kuppe des Wallberges über die Rottachschlucht einher; zur Linken erhob sich der nackte Kegel der Bodenspitze; auf dem steilen, von Steinen und Klötzen durchwürfelten Grashange weidete die Herde, und lieblich klang das harmonische Geläute ihrer Glocken. Inmitten der Almenlichtung stand die Sennhütte, durch deren steinbelegtes Schindeldach ein feiner blauer Rauch sich in die Lüfte kräuselte.

In der Hütte fanden wir einen geräumigen „Kaser“, der neben dem üblichen Almgeräte mit einem blank gescheuerten Tische und zwei lehnenlosen Bänken bestellt war. Vor dem flackernden Feuer des offenen Herdes stand die junge Sennerin, bei deren Schilderung weniger von Schönheit, als von Gesundheit gesprochen werden müßte. Hinter einem der Tische lehnten zwei dünne Bergstöcke in einer Ecke; ein leichter Plaid, ein blumenbesteckter, aus feinem Stroh geflochtener Mädchenhut und ein Skizzenbuch lagen daneben auf der Bank. Meine Vermutung, daß diese Dinge jenem „Pärchen“ gehören möchten, wurde durch die Aussage der Sennerin bestätigt. Die beiden jungen Leute hatten vor einer halben Stunde die Hütte verlassen, um auf den tiefer liegenden Berggehängen nach Alpenrosen zu suchen.

Wir hielten eine Weile Rast und genossen Weißbrot zu rotem Tiroler. Dabei ließ mich meine Neugier in jenem Skizzenbuche blättern. Es waren keine Meisterwerke, die ich da vorfand, aber hübsche, anmutende

Zeichnungen. Die feinen, manchmal mit einer leichten Ängstlichkeit geführten Striche verrieten die Damenhand. Ich sah verschiedene Berglandschaften, Wolkenstudien, Ansichten des Tegernsees, eine Gruppe malerischer Bauernhäuser und — eine getreue Abbildung der Villa „Waidmannsruhe“. Ich zeigte meinem Freunde das Blatt, und er meinte, der Vorwurf desselben wäre wohl von einer Art, daß er ein Malerauge reizen könnte.

Ich legte das Buch an seine Stelle zurück, und wir machten uns auf den Weg, um den höchsten Punkt des Berges zu besteigen. Es war auf dem steilen, steinigen Hange ein beschwerliches Klettern; es währte eine gute Stunde, bis wir den Grat erreichten; der Lohn aber, den wir da gewannen, ließ uns die Mühe dieser Stunde rasch vergessen.

Lange, lange saßen wir, von kühlendem Winde umweht, und ließen unsere Blicke hinausschweifen über das wunderherrliche Bild, das zu unabsehbarer Ferne sich hindehnte, um schließlich am Horizonte Erde und Himmel in einen einzigen graubraunen Ton verschwimmen zu lassen. Niedere Waldberge bildeten den Vordergrund, hinter welchem sich die grasigen Hügel, die Tannen- und Laubgehölze, die Wiesen und Äcker, die Dörfer und Städte zu einer unbeschreiblichen Mosaik zusammensetzten, darin die zerstreuten Seen sich gleich blinkenden Spiegeln, die Flüsse und Bäche gleich glitzernden Silberfäden und die Straßenzüge gleich dünnen weißen Linien aus dem buntfarbigen Grunde hoben.

Albert schien sein Auge von dem selten schönen Anblicke nicht losreißen zu können; ich mußte an die vorgerückte Zeit mahnen, um ihn zum Aufbruch zu bewegen.

Wir trugen noch unsere Namen in das Fremdenbuch ein, das wir in einem auf dickem Pfahle befestigten Blechkasten verwahrt fanden; dann stiegen wir thalwärts.

Näher und näher kamen wir der Hütte — und nun erreichten wir die aus roh behauenen Baumpflöcken gebildeten Stufen, welche zu dem hölzernen, die ganze Hütte altanartig umziehenden Vorbau emporführten.

Da schlug aus dem Innern der Almstube eine weibliche Stimme an mein Ohr, deren Klang mir jählings den Fuß verhielt. Ich erkannte diese weiche, melodische Stimme — und meine Blicke suchten unwillkürlich Alberts Antlitz. Er stand an meiner Seite, zitternd am ganzen Leibe; seine Wangen waren fahl wie ein Linnen; die eine Hand hielt er wider die Brust gekrampft, mit der anderen, die den Bergstock hatte sinken lassen, umklammerte er das Geländer der Stufen. Lange, stumme Sekunden hing er mit starren Augen an der offenen Hüttenthüre, dann kam ein fieberhaftes Rühren über ihn, mit bebenden Fingern faßte er meinen Arm und stieß mit versagender Stimme vor sich hin:

„Kommen Sie! Hier ist kein Platz — für uns — ich bitte — kommen Sie!"

Er suchte mich mit sich fort zu zerren — — doch plötzlich wieder ließ er seine Arme sinken und stand regungslos.

Unter der Thüre war die Gestalt eines jungen Mannes erschienen; ich erkannte ihn auf den ersten Blick, wenngleich er nicht mehr das blasse Antlitz zeigte, nicht mehr die schäbigen Kleider trug, wie damals, als ich zu Berlin in Alberts Zimmer seinem herrlichen Geigenspiele gelauscht hatte. Ein freudiger Schreck überflog seine Züge, als er meinen Freund gewahrte und erkannte. Die beiden Arme streckte er ihm entgegen und rief:

„Sie! Sie hier! Wie dank' ich es dem Himmel, daß er — —“ Ein Geräusch in der Almstube machten ihn aufblicken, und da winkte er gegen die Thüre: „Komm, Schwester, komm doch — er ist da — er — er — von dem ich Dir sagte —“ Halb in die Thüre tretend machte er eine Bewegung, als ob er mit seinen Händen eine andere Hand zu fassen suchte; die Falten eines lichten Gewandes schwankten über die Schwelle, und nun erschien diese Schwester — Louison von Gerlach, meine schöne Jugendfreundin!

Als mich die Überraschung ihren Namen aussprechen ließ, hörte ich ihn auch mit schluchzendem Laute von Alberts Lippen klingen.

Aus Louisons Antlitz war alle Farbe gewichen, und wankend lehnte sie sich an die Schulter ihres Bruders, der die ängstlich fragenden Blicke zwischen seiner Schwester und Albert hin und wider gleiten ließ.

Taumelnden Schrittes war Albert halb über die Stufen empor gestiegen; seine Kniee schienen brechen zu wollen; „Louison! Louison! Dich seh' ich wieder!“

glitt es in stammelnden Worten von seinem Munde, und mit sehnsüchtiger Gebärde breitete er die beiden Arme nach dem Mädchen aus. „Bleibst Du so stumm? Ja — ja — ich fühl' es — ich darf nicht stehen vor Dir —" Es sanken ihm die Arme, und mit tastenden Händen suchte er nach einer Stütze. „Was Dich erblassen machte, es war der Abscheu — vor dem Verworfenen — ja — ich fühl' es — mir ziemt nicht die Luft — die Du atmest — es ist Verbrechen, daß ich so lange stehe — vor Dir — — fort — fort!"

Da löste sich Louison von der Seite ihres Bruders, und als sie Albert nun die zitternden Hände entgegenstreckte, mochte tiefinnerliche Bewegung ihr wohl die Lippen verschließen, doch aus den stumm beredten Blicken ihrer thränenumflorten Augen sprach die Liebe.

Albert aber konnte die Sprache dieser Blicke nicht mehr gewahren; aufstöhnend hatte er die beiden Hände vor das Gesicht geschlagen, jetzt wandte er sich, taumelte über die Stufen nieder und stürzte davon, wie von Furien gejagt, den Bäumen des nahen Waldes zu.

„Richard!" hauchte es mit klagendem Laute von Louisons Lippen, dann schlossen sich ihre Lider, und ohnmächtig sank sie an die Brust ihres Bruders, der sie mit raschen Armen vor dem Sturze zu bewahren suchte.

Erschreckt war auch ich herbeigesprungen, die Sennerin kam mit Worten des Mitleides aus der Stube geeilt, und während sie davonrannte, um frisches Quellwasser zu holen, ließen wir die Bewußtlose auf die Bank

niedergleiten, welche in die Außenwand der Hütte eingelassen war.

Unter Worten der tiefsten Besorgnis, die er immer wieder mit der Frage unterbrach: „Wenn ich nur verstünde — wenn ich nur verstünde —“ bemühte sich der Bruder um die Schwester. Ich stand daneben, Louison mit stummen Blicken betrachtend. Wie war sie schön! Das lichte Gewand ließ ihre Gestalt voller erscheinen, als sie mir damals in dem schwarzen Kleide erschienen war, bei jener unerwarteten Begegnung unter den Arkaden. Und wie fein und schlank geformt waren diese Hände, die ihr so wachsbleich und regungslos im Schoße ruhten. Stirne, Schläfe und Schultern waren lieblich umringelt von den Locken und Löckchen, von deren dunklem Braun das edel geschnittene Gesicht in jener warmen, von zart bräunlichem Tone überhauchten und dennoch so durchsichtigen Blässe sich abhob, wie sie der Marmor antiker Statuen zeigt.

Nun ließ ein tiefer Atemzug die leicht geöffneten Lippen erbeben, und es hoben sich die Lider, deren Wimpern wie sichelförmige Schatten auf den bleichen Wangen gelegen.

„Wo ist er?“ flüsterte Louison, und suchend irrten die Blicke ihrer schönen, tiefblauen Augen an uns vorüber.

„Fort — geflohen!“ erwiderte ich leise. „Ich begreife ihn nicht —“

„Louison — so sage mir doch —“ fiel der Bruder mit drängender Stimme ein, „was ist Dir? Was hat

das alles zu bedeuten? Kennst Du den edlen Mann, der mich in meinem Elend . . . ja — ja — Du nanntest doch seinen Namen: Richard! Und dieser Name — — was muß ich da denken — — Richard, das war ja auch der Name Deines — — Louison!?"

Sie nickte nur. Dann reichte sie mir die Hand und hob mit flehendem Blick die Augen:

„Ich bitte Sie — suchen Sie ihm zu folgen. Lassen Sie ihn nicht allein! Dieser Weg! Und er sieht nicht gut — und ist so übereilt — in allem. Und Du, Egon — geh' Du auch! Ich will hier auf Dich warten — oder später folgen — ich kenne ja den Weg."

„Nein, nein, Louison! Verlange das nicht! Ich bleibe bei Dir!" rief Egon und stützte die Schwester, als sie nun von der Bank sich emporrichtete.

Wieder traf mich ihr flehender Blick: „Ich bitte Sie!"

Da reichte ich ihr die Hand, mit einem bedeutungsvollen, herzlichen „Auf Wiedersehen!"

Eilenden Ganges suchte ich den Wald zu gewinnen und folgte eine Weile dem thalwärtsführenden Pfade; dann rief ich mit hallender Stimme Alberts Namen zwischen die Bäume. Nur ein Echo antwortete mir, das ferneher von den Felsen klang. Weiter und weiter folgte ich dem Steige, immer und immer wieder rief ich Alberts Namen, doch immer vergebens.

Ich erreichte die Rottachmühle, und auch hier fand ich den Freund nicht. Die Dirne, die uns des Morgens bedient hatte, versicherte, ihn mit keinem Auge gesehen zu

haben. Doch sagte sie mir, daß sie vor geraumer Weile im Hofe Schritte gehört hätte, die der Straße zugegangen wären; das könnte vielleicht der Gesuchte gewesen sein.

Ich wartete — nahezu eine Stunde — vergebens. Da neigte auch ich zu der Ansicht, daß Albert die Mühle lange schon passiert haben müßte; eine wider Willen in mir erwachsende Sorge riet mir, ihm zu folgen. Menschenleer war die Straße, auf welcher ich dahinschritt. Als ich Egern erreichte, sank bereits die Dämmerung über See und Gelände. Um rascher nach Hause zu kommen, ließ ich mich von einem Schiffer auf dem geraden Wasserwege nach Quirin hinüberrudern. Dieses stundenlange stille Sitzen, das Hineinstarren in die dunkler und dunkler werdende Nacht, das monotone Geplätscher der Ruderwellen und das Ächzen der Riemen steigerte meine Erregung.

„Endlich!"

Ich sprang aus dem Kahne, und während ich über den thaunassen Wiesenhang emporeilte, suchte ich mit unruhigen Blicken unsere Fenster. Sie waren dunkel.

Unter der offenen Thüre stand unser Hauswirt, im Schlafrock seine Pfeife schmauchend.

„Ist Herr Albert schon zurückgekehrt?"

„Nein."

„Nicht? Wissen Sie es auch gewiß? Er kann ja gekommen sein, ohne daß Sie es gewahrt haben."

„Glauben Sie nur das nicht. Und dann — ich

war eben noch oben in Ihrem Zimmer, um einen Brief hinaufzulegen, der für Sie gebracht wurde. Weshalb aber kommt Herr Albert nicht mit Ihnen? Sie scheinen so besorgt. Ich hoffe doch nicht, daß irgend etwas — Schlimmes passiert ist?"

Ich erzählte ihm, was ich für nötig hielt; er suchte mir meine Sorge mit allerlei Gründen auszureden und zählte ein Dutzend Möglichkeiten auf, wie Albert den einen oder anderen längeren Weg eingeschlagen und da und dort sich verhalten haben könnte.

Ich ließ mich auch wirklich ein wenig beruhigen; doch bereute ich es nun, die Rottachmühle so rasch verlassen zu haben.

Als ich unsere Stube betrat, fand ich den angekündigten Brief. Er war von meiner Schwester und enthielt das Resultat jener Nachforschungen, die ich ihr und der Mutter ans Herz gelegt.

„Louison lebt gegenwärtig mit ihrem Vater in Nürnberg," so las ich, nachdem ich die einleitenden Zeilen des Briefes mit Ungeduld durchflogen hatte, „und zwar im Hause ihres Schwagers, welcher vor einiger Zeit Direktor irgend einer Heilanstalt geworden ist. Louisons Vater ist seit Jahren leidend; es sollen die ersten Ursachen dieses Leidens auf mannigfachen Kummer zurückzuführen sein, den er in seiner Familie erfahren mußte. Sein Sohn besonders soll ihm viel Herzeleid bereitet haben und deshalb auch vom Vater verstoßen und enterbt worden sein; er soll sich nun seit Jahren als Musikant in der

Welt umhertreiben. Auch in Louisons Leben hat das Schicksal mit plumper Hand hineingegriffen. Sie hat sich jung verliebt, war auch längere Zeit verlobt. Und kannst Du Dir denken, mit wem? Mit Deinem Freunde — mit Herrn Albert. Was sagst Du nun? Da schickst Du uns auf Kundschaft aus und hast die beste Quelle in nächster Nähe. Aber diese Quelle sprudelt Dir wohl nicht, sie rinnt Deiner Neugier wohl nur tropfenweise, und deshalb Dein Auftrag? Und denke Dir — da mal' ich mir im Geiste aus, wie Louison gewachsen und geworden, stelle Deinen Freund an ihre Seite und habe mein Gefallen daran, wie gut sie zu einander passen. Aber das Band, das sie mit einander verknüpfte, ist gelöst — oder vielleicht richtiger gesagt: zerrissen worden — vor Jahren schon. Weshalb — das wirst Du wohl am besten von Deinem Freunde selbst erfahren können. Ich wenigstens kann Dir hierüber nichts berichten. Mama scheint mehr davon zu wissen, scheint aber auch ihre Gründe zu haben, diese Wissenschaft bis zu Deiner Heimkehr für sich zu behalten. Weiters haben wir noch erfahren, daß Louison in Nürnberg — wohin sie mit ihrem Vater bald nach dem Bruche der Verlobung übersiedelte, wohl um dem Gerede der Leute zu entfliehen — eine sogenannte „gute Partie“ hätte machen können, die zwar nach dem Geschmacke ihres gestrengen Herrn Vaters war, aber ihr selbst nicht zugesagt haben muß, denn aus der Geschichte ist nichts geworden. Und nun kann ich Dir nur noch das Eine berichten, daß Louison allsommerlich

einige Wochen bei Herrn von Lanzky, einem Bruder ihrer verstorbenen Mutter, verbringt, der vor einigen Jahren als Forstmeister seine Pension genommen hat und sich irgendwo im Gebirge angekauft haben soll.“

So der Inhalt des Briefes, den ich immer und immer wieder überlas, nur um die Zeit zu verbringen und die neuerdings in mir erwachte Unruhe zu betäuben, mit welcher ich Alberts Heimkehr erwartete.

Hundertmal trat ich hinaus auf den Balkon und lauschte nach der finsteren Straße hinunter.

Endlich verließ ich, von meiner wachsenden Besorgnis getrieben, die Stube und suchte den Hauswirt auf. Er stand noch immer unter der offenen Thüre.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ erwiderte er auf die Worte, die meine Unruhe mich zu ihm sprechen ließ. „Sie sind ängstlich; ich fange jetzt auch an, das zu begreifen. Ich will zum Nachbar hinüberschicken; er soll einspannen. Und dann fahren wir der Straße nach — und — dann wird sich schon alles finden.“

Er rief die Magd, die auch sofort mit einem brennenden Lichte unter der Küchenthüre erschien. Während sie sich näherte, hörte ich plötzlich vor dem Hause Tritte über den Kiesweg knirschen, und knarrend öffnete sich das Gitterpförtchen.

„Albert! Sind *Sie* es?“

„Ja.“

„Gott sei dank!“

Langsamen Ganges kam er der Schwelle zugeschritten

— jetzt trat er in die Helle des Lichtes, und ich erschrak vor seinem Anblick.

Er war ohne Hut; zerrissen und beschmutzt war sein Gewand; die linke Hand sah ich mit einem Taschentuche verbunden und die eine Wange seines blassen Gesichtes durchfurcht von blutigen Rissen.

„Um Gotteswillen! Was ist Ihnen geschehen?“

„Ich bin gestürzt,“ erwiderte er mit müder, klangloser Stimme.

Den Arm um seine Hüfte schlingend, führte ich ihn in das Haus. Schwer lehnte er sich wider meine Schulter und vermochte kaum die Treppe emporzusteigen. Als wir unsere Stube mit Mühe erreichten, brach er erschöpft zusammen.

3.

Stille war's in der engen, niederen Kammer, welche von der heftig flackernden Kerzenflamme unruhig und spärlich erleuchtet war. Ich saß auf dem Rande des Bettes und sah mit besorgten Blicken auf das bleiche Gesicht meines Freundes nieder, der mit geschlossenen Lidern regungslos in den Kissen lag. An den Schläfen klebten ihm die Haare; sie waren naß geworden, als ich das vertrocknete Blut von Alberts Wange gewaschen hatte, auf deren Blässe sich nun die Rißwunden, welche wohl von dornigen Zweigen oder scharfkantigem Sande herrühren mochten, als dünne, rote Linien abhoben. Auch den Notverband, den er zur Stillung des rinnenden Blutes um seine linke Hand geschlungen, hatte ich gelöst. Die Hand war übel zugerichtet; doch schienen die vielen Schürfungen, wenn sie auch schmerzhaft sein mochten, völlig ungefährlich.

Unter schweren, lang aushaltenden Atemzügen hob und senkte sich seine halb entblößte Brust. Jetzt rührten sich seine Hände; tiefer drückte er das Haupt in die Kissen, und dabei wurden seine Lippen so schmal. Ich frug ihn, ob er Schmerzen empfände. Er schüttelte den Kopf und öffnete die Lider, um sie gleich wieder zu schließen.

„Ich bitte, entfernen Sie das Licht,“ sagte er, „diese flackernde Helle quält mir die Augen.“

Ich trug den Leuchter in die Stube hinaus, so daß nur noch ein matter Schein durch die halboffene Thüre in die Kammer fiel. Dann nahm ich meinen alten Platz wieder ein. Mit leisen Worten frug ich Albert, ob er nicht wünsche, daß ein Arzt gerufen würde.

„Nein, nein, ich bedarf keines Arztes,“ entgegnete er mit gepreßter Stimme. „Was meine Kraft so ganz gebrochen hat, das war nicht dieser Sturz — denn es war mit ihm nicht so schlimm bestellt, als es den Anschein haben mag. Es war — — aber Sie selbst haben es ja mit angesehen, wie dieses Unerwartete mir alle Vernunft und Besinnung raubte! Denn als ich so plötzlich vor ihr stand, da — — Sie müßten die Geschichte dieser Liebe kennen, um zu erfassen, welche Summe quälender Empfindungen und Gedanken in jenem Augenblicke mein Herz und Hirn durchwühlte, um zu begreifen, wie ich alles um mich her vergessen und Worte sprechen konnte, die doch das Ohr keines zweiten Menschen hätte vernehmen sollen. Zu jeder anderen Stunde hätte mich diese Begegnung gefaßter und vorbereiteter gefunden als

gerade zu dieser Stunde. Ich war, als ich mich der Hütte näherte, in einer so stillen, traumhaften Stimmung, wie ich sie lange nicht mehr an mir erlebt habe; der reine ungetrübte Genuß, den mir der Anblick jener überwältigend schönen Natur gewährte, hatte all das rastlos Flackernde in mir gedämpft — — und nun dieses undenkbar Plötzliche! Das mußte mich um alle Fassung bringen! Und wie ich so nach Worten rang — und das rechte Wort nicht zu finden wußte — und wie ich so an alles dachte — und alles vor mir sah, was das Geschick und mein Verschulden zwischen sie und mich gethürmt, da klang mir jählings jener Ton ins Ohr — — Sie denken ja wohl noch jenes grauenerweckenden Tones, mit welchem Martha, als sie vor uns beiden ihre Rolle las, die Worte sprach: „Er hat sein Spiel mit mir getrieben, wie mit anderen — mit anderen —“ — und diesen Ton nun wähnte ich von Louisons Lippen zu hören — und wenn ich geflohen bin, so war es dieser Ton nur, der mich feige machte, denn das Bewußtsein meiner Schuld fand Gerechtigkeit in diesem Tone, und ich meinte nicht anders, als daß ihm das verurtheilende Wort nun folgen müsse, welches mich für ewig aller Hoffnung beraubt hätte. Ich floh — meiner Hoffnung zuliebe! Das mag sich seltsam anhören — und dennoch es ist die Wahrheit.“

Tiefatmend verstummte Albert. Eine Weile saß ich schweigend, dann sagte ich: „Wenn ich offen sein soll, so muß ich gestehen, daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht ganz zu fassen vermag. Und dann, ich hätte — statt

solcher Worte aus Ihrem Munde eher die Frage erwartet, was ich sah und vernahm, als ich nach Ihrer — „Flucht" mit Louison und ihrem Bruder allein blieb."

„Und die Erklärung hiefür liegt doch so klar in meinen Worten," erwiderte Albert. „Ich frage nicht, weil ich nicht hören will, was ich hören zu müssen fürchte." Und hastig, als wollte er mir die Möglichkeit einer Antwort benehmen, fügte er bei: „Zu — einer Frage aber drängt es mich dennoch; ich habe sie mir zwar in den letzten Stunden schon zu hundertmalen mit Nein und Nein beantwortet, aber immer kehrt sie wieder. Als Sie diese Bergtour in Vorschlag brachten — wußten Sie da, wen wir dort oben finden würden?"

„Nein, Albert! Aber freilich — als diese Begegnung kam, so wie sie gekommen ist, bedurfte es für mich kaum eines Wortes, um so manche Vermutungen bestätigt zu sehen, die mich seit Wochen und Wochen desto eifriger beschäftigten, je sorgsamer Sie vor mir verschlossen hielten, was Ihr Herz im Innersten bewegte."

„Ich weiß, es war Unrecht von mir, daß ich nicht lange schon die Stunde des unumwundenen Vertrauens zu finden wußte. Mag es auch die Neugier gewesen sein, welche Sie zu dem ersten Schritte über meine Schwelle bewog — ich sah diese Neugier zu warmer Theilnahme sich wandeln, diese Theilnahme zu redlicher Freundschaft. Und wie so wohlthätig war sie für mich! Was alles hab' ich ihr zu danken! Wenn ich auch heute vor meinem Glücke floh, wenn auch mein Herz nun erfüllt ist mit Furcht

und Bangen vor all dem Kommenden — dennoch fühl' ich meinem Glücke mich so nahe! Und nicht dem Mute meiner Hoffnung hab' ich das zu danken — nur Dir und Deiner Freundschaft —" Albert schwieg, um dann mit flüsternder Stimme zu wiederholen: „Deiner Freundschaft? — — Wie seltsam! Da sprech' ich von Freundschaft — und unwillkürlich tritt mir das trauliche Du auf die Lippen. Ja — gönne mir dies liebe Wörtchen — du und du —"

Im Dunkeln tastend hatte er meine Hand gesucht. Nun zog er mich zu sich nieder und schlang die beiden Arme um meinen Hals. Da fühlte ich seine Wangen feucht von Thränen. Sanft wand ich mich los und mahnte: „Du erregst Dich zu sehr! Rede nicht — und ruhe lieber! Heute bedarfst Du der Ruhe. Und morgen —"

„Nein, nein, laß mich reden," unterbrach er mich. „Das Sprechen ist mir eine Wohlthat. Nur rechne es meinem Vertrauen nicht zu Schaden, daß erst der heutige Tag es erzwingen mußte. Längst schon hätt' ich gerne von allem zu Dir gesprochen, aber ich war zu weich gegen mich selbst, ich habe geschwiegen, um mich zu schonen. Und späterhin, als ich wahrnahm, daß Deine eigene Erfahrung meinem Vertrauen auf halbem Wege zuvorgekommen war — Du erinnerst Dich — damals, als Du mir von Deiner Begegnung mit Louison erzähltest — Du nanntest ihren Namen nicht, aber ich erriet wohl, daß nur sie allein gemeint sein konnte — ich wußte ja, daß sie in München war — und dann die Art und Weise,

in welcher Du mit Umgehung des Namens Deine Geschichte zuzuspitzen wußtest, das sah sich an wie ein Hinterhalt — das ärgerte mich — und nun schwieg ich aus Trotz, halb wider Dich, halb wider mich selbst. O hätt' ich doch gesprochen! Deine kluge, ruhige Überlegung hätte meine neu erwachte Hoffnung gestützt und geführt — und sicher wäre mir die Pein des heutigen Tages erspart geblieben! Wie soll ich Dir schildern, was ich fühlte, als ich so jählings vor ihr stand, was mir das Herz zerriß, als ich so davon stürzte — wie blind — ja wie ein wirklich Blinder — denn ich hatte keinen Blick für die Scholle, auf die ich meinen Fuß setzte. Und als ich zu jener Stelle des Weges kam, die so steil und kahl den Waldhang theilt, da wich bei einem hastigen Tritte der Grund unter mir, und ich stürzte. Es war kein eigentliches Fallen, nur ein rasches Gleiten, wobei mich der nachrollende Sand halb überschüttete. Die Zweige eines Föhrenbusches retteten mich vor schlimmerem Sturze — und zwischen ihnen lag ich eine Weile in halber Betäubung. Als ich mich erhob, waren mir alle Glieder wie gebrochen; nach und nach erst fand ich meine Kräfte wieder, während ich mühsam geraden Weges bergab stieg. Dabei verirrte ich mich, so daß ich erst bei Einbruch der Dämmerung die Rottachmühle erreichte. Schon wollte ich den Hofraum betreten, da vernahm ich Louisons Stimme — und wieder floh ich — und folgte der Straße. Bald hörte ich einen Wagen hinter mir einherrollen; ich ahnte, wen er tragen möchte — und verbarg mich in einem Ge=

büsche. Und sie war es auch: an ihres Bruders Seite fuhr sie an mir vorüber, und ich sah vom falben Himmel ihr schönes Antlitz scharf sich abheben. O wie schön ist sie! Doch hast Du auch jenen Zug um die Lippen bemerkt? Jenes Klage führende Merkmal der Schmerzen, die meine „Liebe" über sie gebracht! Ihr Antlitz ist ein anderes geworden, seit ich es zum erstenmale sah, und doch wieder nicht. Wenn Du die voll erblühte Rose siehst, so denke der Knospe, der sie entsprossen, des holden Blütenkindes — noch zeigen die Blätter keine Farbe, ein zarter rosiger Duft nur ist es, von dem sie behaucht sind — so weich, so sanft — von herberen grünen Blättchen wie zum Schutze ihrer Unschuld umschlossen! Sie zählte damals kaum fünfzehn Jahre. Hast Du Mussets Rolla gelesen?

„Quinze ans! — l'âge où la femme, au jour de sa naissance,
Sortit des mains de Dieu si blanche d'innocence,
Si riche de beauté, que son père immortel
De ses phalanges d'or en fit l'âge éternel!"

So oft ich noch diese Worte las, sah ich Louisons Bild vor meinen Augen — und nun, da ich Dir von der Schönheit ihrer Jugend zu sagen suche, was Wunder, daß diese Verse mir auf die Zunge treten! Und wenn ich so zurückdenke — fast seh' ich noch den grauen frostigen Himmel, unter welchem eine von dünnen Nebeln durchschwängerte Luft die Straßen der Stadt erfüllte, und an meinem Leibe glaub' ich die feuchte Kälte jenes Novembertages zu spüren. Es war in meinem letzten Gymnasial-

jahre. Wir hatten eine geheime, die Gebräuche der Korpsstudenten nachäffende Verbindung gebildet. An jedem Mittwoch Nachmittag fanden wir uns in einem vorstädtischen Bräuhause zusammen. Da wurde viel getrunken, gesungen und geredet — mit großer Begeisterung, aber schmalem Verstande faselten wir von „Freiheit" und „Menschenrechten" und berauschten dabei unser Herz und unsere Sinne. An solch einem Mittwoch war es. Ich hatte nach Tisch mein Haus verlassen — das lag inmitten der Stadt und gehörte einem Zeichnungslehrer, bei dem ich in Kost und Miete war. Mein Weg führte mich am Dome vorüber, dann kam, nach einer kurzen Gasse, ein großer offener Platz, dessen eine Seite von einem altersgrauen Kapellenbau eingenommen ist. Dieser Gasse gerade gegenüber eröffnet sich eine andere, und da streckt sich, fast eine Viertelseite des Platzes einnehmend, ein massiges, lichtgrün bemaltes Haus mit seiner freien Ecke in den offenen Raum. Ich kannte dieses Haus; zu hundertmalen war ich schon an ihm vorübergewandert, ohne daß es jemals durch irgend etwas meine Blicke gereizt hätte. Nun aber, als ich am Thore vorüberschreiten wollte, mußte ich plötzlich den Schritt verhalten, denn dicht vor mir betrat ein junges Mädchen die Straße, dem ein anderes von der Schwelle herzliche Grüße zum Abschiede nachrief. Das war eine so weiche, süße Stimme — und mit seltsamer Wirkung schlug sie an mein Ohr. Ich hob die Blicke und verschlang mit den Augen die feine schlanke Gestalt in dem zierlichen, schottisch gewür=

felten Kleide. Wie gebannt hing ich an dem jungen knospenhaften, von braunen Löckchen umringelten Gesichte, aus welchem zwei große, blaue Augen unter dunklen Wimpern hervor erstaunt mich ansahen. Regungslos und Blick in Blick getaucht, so standen wir. In meiner Brust begann ein seltsames, hastiges Pochen sich zu rühren, und aus dem Herzen quoll mir ein warm lebendiges Blut in alle Adern. Endlich erhob ich die Hand — weshalb, ich weiß es nicht mehr — ich habe wohl unwillkürlich grüßen wollen — und als sie das gewahrte, flog ein jähes Rot über ihre Wangen, hastig wandte sie sich dem Flure zu und huschte davon. Ich hörte ihre leichten Tritte noch über eine Treppe empor eilen. Lange waren sie schon verhallt; ich aber stand noch immer und lauschte und starrte in das Halbdunkel des Thorwegs. Dann ging ich mit zögernden Schritten weiter meines Weges — ich verstand es nicht, wie mir so eigen zu Sinne war. Ich empfand ein so seltsames Sehnen, — und wußte nicht, wonach. Das war wie ein Rausch, der alles Denken erlöschen macht, der nur Fühlen ist, darin sich unverstandene Wonne mit rätselhaften Schmerzen paart. Wie ein sonniger Frühlingstag die winterliche Erde, so hatte der tiefe, sanfte Blick dieser blauen Augen mich überkommen und hatte in meinem Herzen ein Etwas erweckt, das mir die Brust mit seinem Keimen und Sprossen zum Springen erfüllte. Wie ein im Schlafe Wandelnder erreichte ich mein Ziel; der übermütige Jubel, der mich empfing, in den ich doch sonst so überlaut die eigene

Stimme gemischt, erschien mir mit einemmal so unschön und so fremd; stumm und traumverloren saß ich im Kreise meiner lärmenden Freunde — taub für ihre Lieder und Worte — immer nur das eine süße Bild vor Augen — und lange vor der Stunde, zu der ich sonst den Heimweg anzutreten pflegte, schlich ich mich davon und suchte durch die nachtstillen Straßen den Weg nach dem grünen Hause. Vor ihm dann stand ich und schaute mit unermüdlichen Augen zu den erleuchteten Fenstern auf, und wohl auch zu dem Lichtschein, den die Fensterhelle an die kahle Wand der gegenüberliegenden Kirche warf. Und so oft ein menschlicher Schatten diesen Lichtschein kreuzte, schoß mir aus dem bebenden Herzen eine Blutwelle in die Wangen. Ich wich erst von der Stelle, als auf den Fenstern über mir der Lampenschein erlosch. Zu Hause saß ich noch wach bis tief in die Nacht hinein; mit beiden Armen über die Brüstung meines Dachfensters gelehnt, unempfindlich für die herbstlich kühle Nachtluft, sah ich feuchten Blickes empor in den von Nebeln und Wolken verhüllten Himmel. Da blitzte kein Stern — und dennoch meinte ich sie zu sehen, meinte sie zählen zu können, die tausend leuchtenden Augen des Firmamentes. Als ich mein Lager suchte, fand ich keinen Schlaf; ich lag nur und blickte sinnend vor mich hin in die Finsternis — manchmal lachte ich jählings auf — ein tiefinnerlich freudiges Lachen — dann wieder weinte ich selige Thränen —“

Albert schwieg; ich konnte im Dunkel den Ausdruck

seiner Züge nicht gewahren; nun aber sah ich, wie er die Arme hob und mit beiden Händen das Antlitz bedeckte.

„Damals wußt' ich es nicht —" begann er wieder nach einer stummen Weile, „ich habe dem Wesen meines Empfindens nicht mit Fragen nachgespürt — aber mit den Jahren hab' ich's verstehen lernen, daß es die Liebe war, die aus dem Blicke jener blauen Augen sich mir in die Seele gesenkt — nicht jene harmlose Übung des Herzens, die man so gemeinhin mit dem Namen der ersten Liebe nennt, sondern die wahre Liebe, die ewig unvergängliche — ja — ewig — so wie ich dieses Wort verstehe — denn der Menschen Ewigkeit ist das Leben. Sie kam mir eben zur rechten Stunde, um zu werden, was sie geworden! Sie fand bei mir ein Herz, kümmerlich erfüllt mit verstalteten Phantomen und Begriffen, an die ich nur in gedankenlosen Stunden glaubte — ein Herz also, schlimmer als leer — ein Herz, das mit einem unbewußten, doch heißen Sehnen sich trug, ein Etwas, sei es ein Glaube, sei es ein Wesen, mit hingebender Zärtlichkeit in sich zu hegen. Die Liebe zu meinen Eltern war mein einziger seelischer Besitz; aber Kindesliebe, so sehr sie das Herz erfüllt, läßt doch auch Raum im ganzen Herzen; sie ist eine Liebe so rein wie der Äther — das einzig' Überirdische auf dieser Erde. Wir aber sind Menschen — wie der Leib, so hungert das Herz; es will sich an Ideen berauschen oder beglückt sein durch Gefühle. Jetzt weiß ich das in Worte zu fassen — damals lag es in mir als unverstandenes Empfinden. Das ist mir auf seltsamen

Wegen so gekommen. Ich war ein fröhlicher Knabe, übermütig, aber gut — und fromm. Meine Mutter, eine Katholikin, war ein wenig schwärmerisch in ihrem Glauben, aber wahrhaft gläubig; sie hat mich gelehrt, wahr und innig zu beten — zu einem guten, freundlichen Gotte. Der Vater ließ sie dabei gewähren, unterstützte sie wohl auch, obwohl er nur äußerlich ihren Glauben theilte; er huldigte einer Art von pantheistischer Naturreligion, die er aus eigenem Denken und Fühlen in sich geboren. Er war strenge und doch wieder die verkörperte Güte. Mit achtsamer Sorgfalt weckte und nährte er in mir die Lernbegierde und hatte daneben seine stille Freude an meinen lustigen Knabenstreichen. So war ich fröhlich, glaubte und lernte, und im Dorfe fand sich auch nichts, was sich irgendwie hindernd diesen drei Dingen in den Weg gestellt hätte."

„Im Dorfe?"

„Ja; denn wenige Jahre nach meiner Geburt wurde mein Vater aus Augsburg nach einem freundlichen Markte in Schwaben versetzt. Wie sorglos schöne Zeiten hab' ich da verlebt! Als ich dann in das mensa-pflichtige Alter kam, hieß es freilich von dem lieben Hause scheiden. Das war der erste Schmerz in meinem Leben. Meine Eltern hätten mich wohl gerne in ihrer Nähe behalten; aber der Gehalt des Vaters war mager — und so wurde ich in ein fernes Knabenseminar verbracht, wo ich ein den Unterhalt und das Schulgeld deckendes Stipendium genoß. Das Heimweh und die rohen Späße, mit denen jeder „homo

novus" von den älteren Schülern traktiert wurde, bevor sie ihn als „giltig" erkannten, verbitterten mir die ersten Monate. Aber ich begann mich bald mit meinem Lose auszusöhnen. Ich lernte leicht und gerne, obgleich es mir anfänglich etwas schwer wurde, so nach dem Glockenzeichen zu studieren und in dem großen, von sechzig Lateinschülern besetzten Saale, in welchem die Stille zu dutzendenmalen durch die Zöglinge selbst wie durch die Mahnrufe des Präfekten, eines katholischen Priesters, gestört wurde, meine Aufmerksamkeit an die Bücher zu fesseln. Diese Störungen zerstreuten mich oft und machten mich nachlässig; aber ich war dann auch bald wieder ins Geschirr gebracht, wenn auch zumeist auf eine Art, die mir wenig behagte. Ich hatte hinter mir einen Mahner stehen, der mich mit scharfen Augen bewachte und jede Lässigkeit in unnachsichtlicher Strenge mit „Pultarrest" und scharfer „Karenz" bestrafte. Das war mein „Instruktor," ein Gymnasiast, welcher mir, wie dies fast bei jedem von einer Dorfschule kommenden Schüler geschah, zur Beaufsichtigung der Schularbeiten und zur Repetition des täglichen Lehrstoffes beigegeben wurde. Er flößte mir beim ersten Blicke wenig Zutrauen ein, dieser Instruktor. Es war einer der ältesten Zöglinge; er hatte spät zu studieren angefangen und stand mit zwanzig Jahren erst in der zweiten Gymnasialklasse: eine magere, lang aufgeschossene Gestalt mit dem faltigen Gesichte eines Greises und mit grauen, ernsten, altklug blickenden Augen; er rührte die schmalen Lippen nur, wenn es ohne ein Wort

absolut nicht mehr anging; niemals betheiligte er sich an den Spielen seiner Genossen, ich sah ihn während der Freizeiten zumeist einsam in der riesigen Wiese des Seminargartens umherstapfen, und da konnte er oft stundenlang stehen, in die Betrachtung einer Blume versunken oder damit beschäftigt, mit einem kleinen Messer ihren Kelch zu zerlegen. Ich fürchtete ihn anfangs, dann haßte ich ihn wegen seiner eisernen Strenge, und als er mich am ersten Pfingstsonntage, den ich im Seminar verbrachte, zu „großer Karenz" verurtheilte, d. h. zu gänzlichem Entzuge des dem Festtage angemessenen Mittagmahles, schrieb ich ihm einen von Entrüstung überquellenden Brief — schrieb ihm, daß ich künftighin für seine mit meinem Hunger spielende Mühe danke, da ich mir einen anderen Instruktor zu erwählen gedächte. Mit keiner Silbe sprach er während der Feiertage zu mir vom Empfange dieser Zeilen; am ersten Schultage passierte er abends um fünf Uhr wie gewöhnlich den Studiersaal und winkte mir, zur Stunde zu kommen. Zagenden Herzens packte ich meine Bücher zusammen und folgte ihm. Ernst und möglichst schweigsam, wie immer, leitete er die Repetition; nur der Bleistift fehlte, mit dem er sonst während der ganzen Stunde zu spielen pflegte — statt dessen aber drehte er zwischen den Fingern ein zu einem dünnen Röhrchen gerolltes Blatt Papier, und als die Stunde vorüber war, glättete er es und legte es als Merkzeichen in mein lateinisches Lesebuch. Es war jener Brief. Durch Tage hindurch konnte ich ihm gegenüber ein beklemmendes

Gefühl der Beschämung nicht los werden, und aus diesem Gefühle erwuchs mir, ohne daß ich es merkte, eine Art von scheuer, verehrungsvoller Zuneigung zu meinem mageren Mentor, obgleich er die Strenge seiner Aufsicht von nun an eher verschärfte als milderte. Aber dieser Strenge hatt' ich es zumeist zu danken, daß ich zu jeder Ferienzeit meinem Vater eine lobenswürdige Censur mit nach Hause bringen konnte. Doch nicht nur die Reihe dieser guten Censuren, bei denen zum Theile ja auch mein eigener Fleiß das Seine gethan — ich hatte der strengen Aufsicht meines Instruktors auch noch anderes zu danken — ein Dank freilich, den ich erst nach Jahren und Jahren empfinden und verstehen lernte. Nicht allein auf meine Schulhefte, auch auf meinen Umgang hatte er ein wachsames Auge. So oft ich eine neue Freundschaft schloß, die seinem Urtheile nicht behagte, wußte er sie mit einem rauhen Worte zu stören, oder wenn solch ein Wort nicht nützte, verstand er es, mich Wochen hindurch in den Freistunden an seine eigene Person zu fesseln, wobei ich über den Gesprächen, in denen er mir von den Wundern der Erde und des Himmels, vom Werden und Vergehen in der Natur erzählte, jener Freundschaften bald vergaß. Ganz besonders suchte er es zu verhindern, daß einer der älteren Schüler zu mir in eine jener vertraulichen Beziehungen trat, deren Vorhandensein ich bald nach meinem Eintritte in das Seminar mit verständnisloser Verwunderung vielfach gewahrte. Manchmal fand ich zwei solche Freunde in den Fensternischen der Korridore oder in den Winkeln des

Gartens Seite an Seite und sah sie gegenseitig mit Liebkosungen sich bedenken, deren zärtliche Art meinem frischen, ländlich derben Knabensinne widerwärtig erschien. Dennoch sah ich in solchen Freundschaften auch wieder etwas Verlockendes, wenn ich gewahrte, wie diese Jüngeren von jenen Älteren auf den Spaziergängen, bei den Spielen, am Mittagstisch bei Vertheilung der Speisen, kurz in aller nur möglichen Weise begünstigt und bevorzugt wurden. Es wäre mir auch leicht geworden, solch einen Protektor zu finden — und doch wieder schwer; denn so oft einer der älteren Schüler sich mir in vertraulicher Weise zu nähern suchte, vertrat ihm mein Instruktor den Weg, oder er feite mich gegen eine solche Annäherung, indem er durch seinen trockenen, karrikierenden Sarkasmus den Betreffenden in meinen Augen lächerlich machte. So traten mit der Zeit derartige Annäherungsversuche seltener und seltener an mich heran, bis sie schließlich ganz unterblieben. Als ich aus den ersten großen Ferien in das Seminar zurückkehrte, fand ich in dem Instruktor sogar meinen Schlafnachbar, und daraus erwuchs mir eine rechte Unbequemlichkeit. Er schien einen so leichten Schlaf zu haben, denn wie ich nur ein wenig in meinem Bette mich rührte, fuhr er auf mit den zornigen Worten: „Weshalb schläfst Du nicht?“ Und so kam es, daß ich aus Furcht, den Instruktor zu wecken, oft stundenlang, wenn ich nicht gleich den Schlummer zu finden wußte, regungslos in meinem Bette lag, gestreckten Leibes, die Hände über der Decke gefaltet. Dabei gewöhnte ich es mir allmählich an, in derselben

Minute zu entschlafen, zu der ich mich niedergelegt hatte, um dann beim ersten Tone der Morgenglocke aus den Decken zu springen. Diese Dinge spannen sich durch drei Jahre hin. Als ich am Ende des dritten Jahres in die Ferien reiste, hatte mein Instruktor mit Auszeichnung das Abiturientenexamen bestanden. Nun wollte er die Universität beziehen, um Medizin zu studieren. Während der Ferien folgte er einer Einladung meiner Eltern; drei Wochen ist er bei uns geblieben, und gerne erinnere ich mich jener schönen Tage, in denen er Wald und Flur mit mir durchstreifte, mich unterhaltend und zugleich belehrend. Als er am Tage seiner Abreise von meinen Eltern sich verabschiedet hatte, legte er mir die eine Hand auf die Schulter und strich mir mit der anderen die Haare aus der Stirne. „Sei fleißig — hörst Du, Büebli — und bleibe mir brav!“ sagte er — und dabei zitterte ihm die Stimme, und das Wasser schoß ihm in die zwinkernden Augen. Auch mir rannen die Thränen über die Wangen. Er neigte sich zu mir nieder, als hätte er mich küssen wollen — steif aber richtete er sich wieder empor und sprang dann hastig in den Wagen. Nie wieder im Leben hab' ich ihn gesehen. Fünf Jahre später hörte ich zu meinem Betrüben, daß er an den Folgen einer Schnittwunde, die er sich bei der Sektion einer Leiche zugezogen, eines jähen Todes gestorben wäre.“

Seufzend unterbrach sich Albert im raschen Flusse seiner Worte, um nach kurzem Schweigen mit müde klingender Stimme fortzufahren:

„Ich glaube, dieser Tod hat an der Welt einen vorzeitigen Raub begangen. Aus diesem Menschen wäre etwas geworden. Auch mir hat er gefehlt — besonders in dem Jahre, das nun folgte. Ich kehrte wieder in das Seminar zurück — und nun, da mir die so gewohnte, mir fast unentbehrlich gewordene Beaufsichtigung fehlte, kam in mir eine Krankheit zum Ausbruche, deren angeborener Keim sich während der Vorjahre unter der wachsamen Strenge meines Instruktors nicht hatte entwickeln können — das Lesefieber. Ich begann mit Indianerromanen und Abenteurergeschichten. Einer meiner Mitschüler, ein „Stadtstudent," dessen Vater Eigentümer einer Leihbibliothek war, schmuggelte für mich alle Bücher in das Seminar, nach denen ich Verlangen trug. Gar bald aber genügte mir jene niedere Gattung der Lektüre nicht mehr; ich begann nach den Werken jener Großen zu greifen, deren Namen auch mir schon verlockend in die Ohren klangen — Schiller und Goethe — und ich war kaum vierzehn Jahre alt! Was ich da las, fiebernd und die Worte überhastend, versetzte mich in einen Rausch von Begeisterung, die um so tiefer auf mich einwirkte, da ich ohne Kopf, nur mit dem Herzen las — und immer, immer las! Ich betrat in den Freistunden den Garten nicht mehr; oder wenn ich es that, geschah es nur, um mit meinem Buche einen stillen Winkel zu suchen. Keck die aufsichtführenden Präfekten täuschend, las ich in allen Studierzeiten — ich saß in der Schule, ungeduldig den Glockenschlag erwartend, der mich wieder

meinen vergötterten Büchern gab. Ich nahm sie mit in den Schlafsaal und schlich mich, wenn die andern alle schliefen, hinaus in den Korridor; dort stellte ich mich auf eine Fensterbrüstung, um der trübe brennenden Nachtlampe näher zu sein, und las und las, zitternd vor Kälte und Erregung, bis mir die Anstrengung des Lesens in dieser dämmerigen Helle die Augen umflorte — und nach und nach verdarb. Wie sehr bei all diesen Dingen der Fortgang meiner Studien litt, das brauch' ich Dir wohl nicht zu sagen. Ich bekam in der Schule Strafen über Strafen — aber was kümmerte mich das! Alles, alles vergaß ich über meinen heimlichen Büchern, die mir ja so vieles zu denken und zu fühlen gaben. Ich war gespannt von den Stoffen und Entwicklungen, die ich eben so verstand, wie ich sie bei meinem Alter verstehen konnte; ich vergötterte die Helden und berauschte mich an dem schwebenden Pathos ihrer Worte; nur die weiblichen Figuren konnten mir kein besonderes Interesse abgewinnen, wenn sie nicht gerade durch ihr äußeres Schicksal mein Mitleid erregten. Als ich noch die Dorfschule besuchte, hab' ich es im stolzen Bewußtsein meines Knabentums immer unter meiner Würde gehalten, mit gleichaltrigen Mädchen zu spielen oder Freundschaft zu pflegen. Mit Geringschätzung hab' ich stets auf jene Schulbuben herabgesehen, die sich viel und gerne im Kreise der Mädchen hielten. Von einem nur wenig geänderten Standpunkte betrachtete ich nun auch die Beziehungen und Konflikte zwischen Mann und Weib, die mir in diesen Büchern ent-

gegentraten; ungeduldig, manchmal sogar gelangweilt, überflog ich jene Scenen und Kapitel, in denen von der „dummen Liebe“ die Rede war. So kam es, daß mir trotz aller für die Jahre eines Knaben so gefährlichen Dinge, die ich da las, meine ganze, reine Unverdorbenheit gewahrt blieb — daneben aber erlitt ich einen Verlust, der sich naturgemäß um so schärfer gestalten mußte. Überall und überall in diesen Büchern sah ich das Unrecht siegen über das Recht, die Bösewichte triumphieren und die Guten unterliegen; überall sah ich nur ein herzlos grausames Geschick und nirgends die helfende, rettende Hand jenes menschenfreundlichen Gottes, zu welchem die Mutter mich beten gelehrt; ich hörte ihn lästern und leugnen, das Mitleid für die mir lieben Opfer solch erbarmungslosen Schicksals öffnete diesen Worten mit unwiderstehlichem Zwange mein Ohr — mir stieg's in das junge Gehirn wie ein betäubender, erstickender Dunst — und ich verlor meine Religion, meinen frommen, kindlichen Glauben, der freilich im Laufe der drei verwichenen Jahre durch das Leben im Seminare schon vorbereitend gelockert und geschädigt worden war, durch die geschäftsmäßige Frömmigkeit, die da betrieben wurde, durch den mit der Fuchtel geübten Bet- und Kirchenzwang und den die Christenlehre leitenden Geistlichen, der uns die wörtliche Weisheit des Katechismus mit dem Lineale in die Köpfe bläute! Ein Atheist von vierzehn Jahren — wie lächerlich und wie entsetzlich! Das war mein Fortschritt in diesen beiden Semestern. So stand ich vor den Ferien, nachdem

ich mit Ach und Krach die Übertrittsprüfung in das Gymnasium bestanden hatte. Jetzt freilich bangte mir um meiner schlechten Zeugnisse willen vor der Stunde, in der ich meinem Vater gegenüber treten sollte. Und dennoch freute ich mich der Heimkehr. Der Empfang, der mir und meinen Zeugnissen zu Hause wurde, bedrückte mir recht sehr das Herz — weniger durch die lauten Thränen meiner Mutter, als durch das grollende Schweigen meines Vaters. Da ich aber in den ersten Ferienwochen durch fleißige Arbeit den ernsten Willen bekundete, das in der Schule Versäumte nachzuholen, versöhnte ich den Vater wieder. Mit Freuden vernahm ich, daß ich nicht mehr in das Seminar zurückkehren sollte. Mit dem neu beginnenden Schuljahre kam ich nach Augsburg, um hier meine Gymnasialzeit zu vollenden. Während der ersten Monate saß ich fleißig über meinen Schriften — bald aber regte sich wieder in mir die ganze alte Leidenschaft für eine Lektüre, wie sie meinem Alter, meinem Verständnisse und dem Grade meiner Bildung noch nicht ziemte. Willenlos gab ich mich ihr anheim und verschlang in heißer Gier, was ich mir an Büchern nur verschaffen konnte. Ich wollte mich dabei nicht etwa unterhalten, denn an Moderomanen und ähnlichem Zeuge fand ich keinen Geschmack — immer nach dem Höchsten griff ich, was die Poesie aller Zeiten und aller Völker geschaffen. Und wieder war die Wirkung die gleiche: neben dem reichen Gewinne an weihevollen Stunden der Verlust all meines religiösen Haltes. Wie ich aber nur erst in solchem Sinne nichts

mehr zu verlieren hatte, da kam der naturgemäße Rückschlag. Ich empfand das Bedürfnis nach einem tröstenden Etwas, das ich an die Stelle des Verlorenen setzen könnte — ich erschrak vor dem leichten Mute, mit dem ich gehaßt und geleugnet hatte — das machte mich wankend im Leugnen — ich verlor mich in Zweifel und Irrsal und fühlte mich gepeinigt von der Sehnsucht nach Gewißheit. Ich griff in meiner Ratlosigkeit nach philosophischen Schriften — las Feuerbach, Büchner, sogar Schopenhauer — um durch den kaum halb verstandenen Inhalt solcher Schriften meine Sinne nur noch mehr verwirrt zu sehen. Ein Knabe noch, hab' ich über Dingen gegrübelt und gebrütet, mit denen nur der reife Mann sich beschäftigen sollte. Ein männlicher Geist weiß wieder aufzubauen, wo er vernichtet — ich zerstörte nur und trug als Gewinn ein leeres Herz davon. Die Schuld aber maß ich nicht meiner unreifen Jugend, ich maß sie ungerechter Weise jenen Büchern zu und wandte mich jetzt von ihnen, wie ein bis zur Ohnmacht Überreizter vom Genusse. Was aber nun? Womit die gähnende Leere in mir erfüllen? Meine eigentlichste Pflicht, das schulgemäße Lernen war mir keine Freude, keine Befriedigung. Ja — ich lernte — und habe mich so — ohne Ehre, ohne Schande — bis in die oberste Klasse emporgefrettet. Aber das hiezu Nötige war bei meiner Begabung alltäglich in Minuten gethan. Da warf ich mich zuerst der Natur in die Arme und wollte sie gewaltsam bewundern und lieben, selbst da, wo sie mir häßlich erschien. Aber im Beschauen

der Natur ermüdet der Blick, wenn der Verstand ihn nicht rege erhält. Dann wieder griff ich zu Stift und Farben — ich zeichnete, malte und modellierte — der Lehrer, bei dem ich wohnte, hatte mir dazu die Anregung gegeben — und ich hatte auch ziemliches Geschick zu all diesen Dingen, nur nicht Geduld und Ausdauer. Dann verlegte ich mich auf die Pflege des Körpers, turnte und schwamm mit Leidenschaft und that es dabei all meinen Kameraden zuvor. Nun kamen die beiden letzten Semester, und da begann ich mich in die geheimen studentischen Umtriebe zu mischen, trank, sang und focht und begeisterte mich in der dunstigen Atmosphäre der verbotenen Kneipe über politischen und sozialen Reformideen, um dann im Katzenjammer des Morgens all dieses Treiben als lächerliche Nachäffung, als zwecklose Thorheit zu erkennen und das Leere und Hohle meines Innern um so herber zu empfinden. In solcher Stimmung hielt ich mich oft durch lange Tage von meinen Freunden ferne. Wenn ich dann einsam im weiten Umkreis der Stadt die herbstlich kahlen Felder und die laubentblößten Gehölze durchirrte, wenn ich heimkehrte und trotz aller Müdigkeit den Schlummer nicht finden konnte und schlaflos lag in stiller Nacht, da mischte sich oft in mein ziellos sehnendes Empfinden ein neues Etwas, das häufiger und häufiger wiederkehrte und mehr und mehr an Macht und Stärke gewann. Das war wie die Vorstellung eines Bildes von leuchtenden und dennoch verschwommenen Farben, wie das traumhafte Sehen eines wunderlieblichen Gesichtes, so klar und deutlich, und

dennoch nicht zu erkennen; das war wie die Ahnung von etwas Unerwartetem, Niegekanntem und Unbeschreiblichem. Wenn dieses Gefühl mich überkam, dann spürte ich das Blut so heiß in meinen Adern, und wie Schauer unsäglich süßer Wonne durchrann es meinen Leib. — So war es um mich beschaffen, als Louison mir entgegentrat mit all dem Zauber ihrer keuschen, jugendzarten, knospenden Schönheit; da mußte ja geschehen, was geschah! Jählings, im ersten Blicke ist die Liebe über mich gekommen, glühend, überwältigend, mein Herz zum Springen erfüllend und jede Fiber, jeden Nerv in mir durchdringend zu ewig unlösbarer Einigung!"

Mählich und mählich bei all diesen Worten hatte Alberts Stimme aus ihrer klanglosen Müdigkeit sich ermuntert, war gestiegen und gewachsen, nicht an Ton und Stärke, aber an tiefinnerlicher Wärme und Empfindung.

Nun er verstummte, hob er sich halb in den Kissen empor und lehnte das Haupt in die aufgestützte Hand.

Aus der Stube drang ein leises, singendes Knistern in das stille Gemach, und durch die schmale Thürspalte quoll ein roter, intensiver werdender Lichtschein, der sich langsam wieder dämpfte — und nun erlosch. Da war wohl die Kerze niedergebrannt.

Und wieder begann Albert zu erzählen:

„Wie soll ich Dir das reine, all mein Wesen läuternde und verklärende Glück der Tage schildern, die nun kamen. Ich fühlte, ohne mich zu fragen, was ich fühlte; das war ein Licht ohne Schatten, ein Empfinden,

das kein grübelnder Gedanke störte. Ich wußte mir kaum zu sagen, daß es Liebe wäre, was ich empfand; wie hätt' ich da zweifeln mögen, ob Liebe auch wieder Liebe findet! Vielleicht — wer weiß — vielleicht wäre dieser Zweifel in mir erwacht, wenn mein Herz nicht so bald vor ihm gefeit worden wäre durch das Aufleuchten in Louisons Augen, durch das Erglühen ihrer Wangen, das ich mit beseligender Freude immer und immer gewahren konnte, so oft ich ihre Wege zu kreuzen wußte. Der glückschaffende Engel jener ersten Stunde hatte mit seinen Schwingen auch die Seele meines Mädchens berührt. O welch ein wonnevoller Reiz, welch ein Vorgefühl des kommenden höchsten Glückes: dieses schüchterne, hoffende Sichsuchen, dies errötende Sichfinden, der scheu gewagte, erste Gruß, dies bange Stammeln und Verstummen, das atemlose Lauschen und dieses süße Spiel der mutigeren Augen. Und dann — und dann — — — Es war am Weihnachtsabende, da küßten wir uns zum erstenmale. Louison war bei einer Freundin zu Besuch gewesen; ich hatte sie erwartet und zu dämmernder Stunde durch die beschneiten Straßen nach Hause geleitet, Arm an Arm geschmiegt unter dem Schirme, mit dem ich ihr liebes Köpfchen vor Wind und Flocken zu behüten suchte. Dann standen wir im Dunkel des Flurs — lange, lange — und sprachen kein Wort. Wir hielten nur unsere Hände gefaßt, bis wir sie löſten, um Brust an Brust zu sinken, jählings überwältigt von gleichem Sehnen gleicher Liebe. Eng und zitternd hielten wir uns umfangen — Lippe

auf Lippe — bis der Hall sich nähernder Tritte die Geliebte aus meinen Armen scheuchte. Wie ein Trunkener schwankte ich über die Schwelle — verzückt und immer nur den einen süßen Namen lallend, stürmte ich dahin — und Straße um Straße durchmaß ich, ehe das Bewußtsein meines Glückes sich klärte und mich die Herrschaft über meine Sinne wieder finden ließ. Welch eine Weihnachtsgabe! Es drängte mich unwillkürlich, meiner tiefinneren Freude auch ein äußerliches, greifbares Gesicht zu geben. Ich kaufte mir ein Tannenbäumchen, trug es heim in mein Stübchen, besteckte es mit Lichtern, und während ich dann saß und in all den Glast und Schimmer blickte, stammelten meine Lippen das erste, selbsterfundene Lied. — Woche um Woche verging, und enger und enger wuchsen unsere Herzen ineinander. O du schöne Zeit! Wäre doch ein Gott, der dich mir wiedergeben könnte mit all deiner keuschen Seligkeit, mit all Deinem reinen Empfinden und all dem wunschlosen Glücke, mit welchem nur die Unschuld ein Menschenherz zu beschenken weiß. Ja, ein Glück ohne Wunsch war meine Liebe; sie erfüllte mich so ganz, sie ließ kein anderes Denken und Sinnen neben sich aufkommen, sie war mein Alles, meine Gegenwart, meine Zukunft, meine Religion, mein Leben! Aber was quäl' ich mich um Worte? Er ist in Worten nicht zu sagen, dieser ganze Sonnenglanz und Blütenduft der ersten jungen Liebe! Auch kleine Leiden mischten sich nach und nach in unser süßes Geheimnis, das eben nicht allzulange Geheimnis blieb. Die

Veränderung in Louisons Wesen konnte ihrem Vater nicht verborgen bleiben, er wußte sie auch wohl zu deuten — und dann, man hatte uns zusammen gehen sehen — das trug ihr ernste Mahnungen ein, und sie wurde in strenger Hut gehalten. Dennoch fanden wir häufig Gelegenheit, uns zu sprechen; Furcht und Gefahr erhöhten den süßen Reiz solcher heimlichen Stunden, in denen wir uns mit trauten Liebesworten Treue schwuren für Leben und Ewigkeit. Der Winter verging, und der Frühling zog ins Land, der noch niemals in meinem Leben mir so reich an Licht und Blumen erschienen war. Und dennoch zürnte ich ihm, denn er brachte in seinem Gefolge die Osterferien, die mich zum erstenmale von Louison trennten. Wohl war ich nur wenige Tage von ihr ferne — und doch — — welch eine endlos scheinende Zeit sehnsüchtigen Leides! Wir schrieben uns täglich; einer meiner Schulfreunde, dessen Eltern in Augsburg ansässig waren, vermittelte den Briefverkehr. Wie pochte mir das Herz, als ich nach all den herben Tagen mich der Stadt wieder näherte, die mein Glück umschloß! Mit welch seliger Freude hielt ich mein Lieb in der Stunde des Wiedersehens an meine Brust gedrückt! Uns beiden versagte das Wort — wir konnten nur weinen und weinend uns herzen und küssen. Während ich ferne gewesen, hatte sich Louison einer Freundin anvertraut und bei ihr um so leichter Trost und Verständnis gefunden, da dieselbe in ähnlicher Lage war wie Louison selbst. Das war eben jene Freundin, die ich bei unserer ersten Begegnung von Louison hatte

scheiden sehen. Nun ist sie seit langen Jahren schon glückliche Frau und Mutter; sie hat das Ziel ihrer Liebe und ihres Lebens gefunden, während wir — — — Du errinnerst Dich — als wir im Regensburger Bahnhofe Louisons Stimme hörten, vernahmen wir auch eine andere Stimme — das war jene Freundin. Louison muß wohl bei ihr zu Besuch gewesen sein. Da mögen sie wohl auch von alten Zeiten geplaudert haben — — in welcher Weise wohl, mit welchen Worten? O daß ich es wüßte — daß ich es wüßte —"

Alberts Stimme erstarb in einem leisen, seufzenden Flüstern. Bei sinnendem Schweigen hielt er seine Augen, die im Dunkel leuchteten, an das kleine, lichter und lichter werdende Fenster gefesselt. Sollte das schon das Grauen des Tages sein? Aber nein — ein Blick durch die Scheiben zeigte mir ein einsam am Himmel schwimmendes Wölklein, das von einem bläulich weißen Schimmer umsäumt war. Es mußte wohl der Mond emporgetaucht sein über die Berge.

Ein tiefer, zitternder Atemzug lenkte meine Blicke wieder dem Freunde zu. „Wie doch die Zeiten sich ändern!" hörte ich ihn sagen. „Nicht nur einmal geschah es, daß Louison und ich die Freundin um ihres ärmlich scheinenden Glückes willen bedauerten; ihr Bräutigam war eine so ernste, trockene, nüchterne Natur; und sie selbst auch hat uns beneidet um all die sonnige Freude unserer Liebe. Und nun — wer ist nun zu bedauern, nun zu beneiden?" Verstummend nickte er mit dem Kopfe langsam vor sich hin. „Wie manche schöne Stunde hatten wir beide

dieser Freundin zu danken. Sie hatte es so einzurichten gewußt, daß ich ihrer Mutter vorgestellt wurde und in ihrem Hause verkehren durfte. So oft ich dann zu einem Abende oder zu Tisch gebeten war, fand ich mein Mädchen unter den Gästen. Und wurde Louison von ihrer Freundin zu einem größeren Spaziergange oder zu einer Fahrt über Land geladen, so erfuhr ich stets das Ziel dieser Wege und Fahrten. Wenn dann bei dampfendem Kaffee und klappernden Nadeln die sonst so streng geübte Aufsicht sich lockerte, wußten wir beide still und heimlich uns zu finden. In solchen Stunden streiften wir Seite an Seite durch Flur und Wald, mit lächelndem Munde plauderten wir von ernsten Dingen, so wie ich es verstand, so sprach ich zu ihr von all dem Schönen, was der Menschen Geist geschaffen, wir entzückten uns an all dem Herrlichen, was deutscher Mund gesungen, und dann stammelte ich wohl auch mit bebender Stimme eines meiner eigenen Lieder, deren Ziel und Quelle die Geliebte war. Wenn ich verstummte und ihre glänzenden Augen auf mich gerichtet sah mit jenem unsagbaren Ausdrucke von Dank und Stolz, dann überkam's mich oft — ich weiß nicht wie — ich stürzte jählings hin zu ihren Füßen, umschlang mit zitternden Armen ihre Kniee und drückte mein flammendes Gesicht in ihren Schoß. Sie stand und sah mit ihrem herzinnigen Lächeln auf mich nieder und durchschmeichelte mein Haar mit ihren kleinen weißen Händen. In solch einer Stunde war es auch — ich hatte ihr so manches erzählt

von all dem, was ich aus den hundert in heißer Gier verschlungenen Büchern gewonnen — und da sprach sie mit freudiger Bewunderung von meinem „reichen Wissen“ und meinte, daß wohl keiner meiner Genossen so „klug und fleißig“ wäre wie ihr „gelehrter Herr und Trauter.“ Dieses gläubig vertrauende Wort ging mir wie ein Stich durch das Herz — und an diesem gleichen Tage noch kehrte ich mit heiß erwachtem Eifer zu meinen vernachlässigten Büchern zurück. Da ließ ich von nun an keine Minute unbenützt verstreichen; mit einer Anstrengung, welche fast über meine Kräfte ging, suchte ich in kurzen Monaten nachzuholen, was ich in Jahren versäumt. Jetzt sah ich Louison auch seltener. Wie aber fühlte ich mich für diese Entbehrung, die ich mir gewaltsam auferlegte, und für all meine rastlose Mühe so überreichlich belohnt, wenn ich wieder vor der Geliebten stand, wenn sie unter herzlichen Blicken mir die schmal gewordenen Wangen streichelte und zärtlich meine überwachten Augen küßte. — Das Semester ging bereits seinem Ende zu. Da war es an einem Sonntage; ich hatte Louison die ganze Woche über nicht gesprochen, und nun erhielt ich ein Briefchen, in welchem sie mir mittheilte, daß sie am frühen Morgen schon mit ihrer Freundin nach einem Dorfe hinausgefahren wäre, in dessen naheliegendem Walde sie mich des Nachmittags an einer mir wohlbekannten Stelle zu finden hoffe. Wie hätt' ich bei all dem Eifer und Fleiße, der mich an meine Bücher kettete, solchem Rufe widerstehen mögen? Als ich das Dorf und den Wald erreichte, fand ich Louison

meiner schon harrend. Sie saß am Saume des Gehölzes, im kargen Schatten einer alten Eiche. Ihr Schoß war angefüllt mit bunten Feldblumen und kleinen blätterreichen Zweigen, die sie mit geschickten Händen zu einem Kranze verflocht. Welch ein wunderliebliches Bild! Und sie selbst — wie schön! Sie trug ein lichtes, duftiges Gewand, das so sanft um ihre feinen, schlanken Formen sich rundete und unter dünnem Flor das warme Weiß der Schultern erschimmern ließ. Ihre Wangen waren behaucht von zartem Rot, wie eine Feuernelke blühte ihr Mund, und süße Freude leuchtete aus ihren Augen. Als sie den Kranz vollendet hatte, wollte sie ihn mir auf das Haupt setzen — das aber litt ich nicht — ihren Locken sollte er zugehören. Und so stritten wir mit zärtlichen Worten hin und wider, bis der Kranz in unseren Händen zerriß. Da lachten wir und streuten die zerfallenden Blumen in das kleine, den Waldsaum bespülende Wasser. Dann schlangen wir Arm in Arm und wanderten hinein in den von Licht und Schatten durchwebten Wald. Es verstummte unser Mund, und nur in Blicken und Gefühlen Zwiesprach haltend, schlenderten wir unter den Bäumen dahin. Ein sanftes Rauschen spielte durch die Wipfel; durch die spärlichen Lücken des eng gewirrten Blätternetzes malte die Sonne kleine, goldig zitternde Lichter über unsere Gestalten und über den Grund; winzige Vöglein huschten pispernd durch die Zweige, und als hätten die Lieder des Morgens sie ermüdet, so ließen sie selten nur ein helleres Zwitschern hören, das rasch auch wieder ver-

stummte; ab und zu erklang aus dem tieferen Gehölze das träge Pochen eines Spechtes — und einmal auch, aus weiter Ferne, schlug der melancholische Ruf des graugefiederten Waldpropheten an unser Ohr. Stille lauschten wir hinein in dieses träumerische Waldleben und wanderten zu und zu. Die flimmernden Sonnenlichter waren längst erloschen, und unter den Bäumen vertieften sich schon die Schatten, als wir uns endlich zur Umkehr wandten. Ich geleitete Louison nach dem Dorfe zurück. Als sie von mir schied, zog es durch meine Seele wie ein herber, schneidender Schmerz. War das wohl die unbewußte Ahnung all des Kommenden — die Ahnung, daß mir niemals im Leben solch eine Stunde des himmlisch reinen Glückes wiederkehren würde? — — In den folgenden Wochen traf ich Louison nur ein einzigesmal, und auch da nur für ein flüchtiges Wort. Dann kamen die Tage des Examens. An jedem Morgen sandte mir Louison eine Blume oder eine zärtliche Zeile. Das hielt meinen Ehrgeiz rege, während der Fleiß meiner letzten Monate mir guten Mut zusprach. Und der Erfolg lohnte auch meine Mühe: ich durfte als primus omnium die Schule verlassen. Louison freute sich meines Erfolges, ohne von ihm überrascht zu sein — sie hatte es für selbstverständlich gehalten, daß es so kommen würde. Da schob ich nun meine Heimreise von Tag zu Tag. Endlich aber mußte doch geschieden sein, wenn ich Vater und Mutter nicht empfindlich kränken wollte. Übrigens sahen wir der Trennung nicht mit allzu bitteren Gefühlen entgegen;

unser ferneres Leben lag ja so sonnig, so klar und eben vor uns. Ich wollte die Universität zu München beziehen, um klassische Philologie zu studieren. Nach Ablauf zweier Jahre, die wir durch manch einen heimlichen Besuch uns zu kürzen gedachten, wollte ich bei Louisons Vater um die Hand der Geliebten anhalten. Und nach wieder zwei Jahren — da stand ich wohl schon in Amt und Würden und konnte uns beiden und unserem Glücke den eigenen Herd erbauen. So dachten und redeten wir und hielten damit das Äußerliche unseres kommenden Lebens für abgesprochen und ausgemessen, so daß wir in der Scheidestunde ganz allein unserer Liebe gehören konnten. Wir hatten auch diese Stunde wieder jener Freundin zu danken. Louison war von ihr zu einem abendlichen Gartenfeste geladen worden. Doch hätt' ich wohl kaum unter all den vielen Menschen Gelegenheit gefunden, Louison ungestört zu sprechen; aber uns zu liebe störte der Himmel das Fest; mit einem jähen Gewitterregen löschte er die in bunten Farben leuchtenden Lampions und trieb die Gesellschaft in die Säle. Als das Unwetter sich vertobt hatte, fanden wir beide uns im Garten zusammen. Ich stand an den Stamm einer dicht belaubten Kastanie gelehnt und hielt die Geliebte an meine Brust gedrückt. Schwere Tropfen klatschten noch von den Spitzen der Äste; der nasse Kiesgrund und die menschenleeren Tische schimmerten im Widerscheine der hellen Fenster und einzelner Laternen; Glühwürmchen schlangen in den Büschen ihren Reigen, und manchmal zuckte durch die duftenden

Lüfte ein falbes Wetterleuchten, dem ein verspäteter, in weiter Ferne müd verrollender Donner folgte. O lieber Freund — was soll ich Dir sagen von all dem süßen Schmerze dieser Stunde! Sie sind nicht zu nennen, nicht zu zählen, die heißen und zärtlichen Schwüre, die wir tauschten bei Küssen und Thränen! Als wir unter dem Schatten des Baumes hervortraten, sahen wir am Himmel die Wolken sich klüften und scheiden. Da zeigte ich der Geliebten das Sternbild des Orion als gemeinschaftliches Ziel für unsere Blicke in den nun kommenden Zeiten der Sehnsucht. Und jetzt den letzten, nicht enden wollenden Kuß — und dann das Lebewohl auf Wiedersehen! Ich kehrte nicht wieder in den Saal zurück; in den Straßen lief ich mich müde; dennoch aber hab' ich in dieser Nacht kein Auge geschlossen. Und als ich am andern Morgen, zwischen Koffern und Schachteln eng eingepackt in den Wagen, an dem grünen Hause vorüberfuhr, winkte mir Louison mit weißem Tuche den letzten Abschied zu."

4.

Lichter und lichter war es in dem Gemache geworden. Breit lag der weiße Schein des Mondes über den Dielen. Langsam wanderte er empor über die kahle Wand, empor an den Pfosten des Bettes und übergoß mit sanftem Glanze die erregten und doch so blassen Züge meines Freundes.

Albert hatte sein Haupt zurücksinken lassen in die Kissen; und so lag er fast regungslos, indes er mit zitternder Stimme sprach:

„Vermöcht' ich sie nur in Worte zu fassen, all die rosigen Hoffnungen, mit denen ich während der Heimreise meiner Zukunft dachte, all die träumerische Fröhlichkeit der ersten Tage im heimatlichen Hause, das Sinnen und Sehnen bei all den stillen Wegen durch Feld und Wald, das jene kleinen, zärtlichen Lieder entstehen ließ, die ich meinen täglichen Briefen an Louison zum Geleite gab — Du würdest vielleicht ermessen können, wie mir

zu Mute war, als ich plötzlich auf all meine Briefe von Louison keine Zeile mehr zur Antwort erhielt. Ich schrieb und schrieb — hundert Vorwände ersann ich, durch die ich mir Louisons Schweigen zu erklären suchte — ich wähnte mein Mädchen erkrankt, und der Schmerz dieses Gedankens schien mir Wohlthat gegen die Pein der wider Willen in mir erwachenden Zweifel an Louisons Treue. Mit welcher Freude hab' ich da jenes Ereignis begrüßt, das mich inmitten der Ferien ganz unerwartet nach Augsburg führte. Mein Vater war zu einer höheren Stelle befördert und nach Würzburg versetzt worden; auf der Reise dahin mußten wir Augsburg berühren. In der Stadt kaum angelangt, führte mein erster Gang mich vor das grüne Haus — doch an keinem der Fenster gewahrte ich das ersehnte, liebe Gesicht. Ich suchte Louisons Freundin zu sprechen — sie war mit ihrer Mutter auf das Land gezogen. In fieberhafter Erregung eilte ich zu jenem Kameraden, an dessen Adresse ich alle für Louison bestimmten Briefe gesandt hatte. Auf meine leidenschaftlich drängenden Fragen hatte er nur die eine Antwort, daß er jeden der empfangenen Briefe persönlich an Louison übergeben habe; nur der letzte wäre noch in seinen Händen, da Louison vor wenigen Tagen zu einem Bruder ihrer verstorbenen Mutter in das Gebirge gereist wäre. Von dieser Reise übrigens — so meinte er — müsse ich selbst wohl genauere Kunde haben als er. Unter Thränen klagte ich ihm, daß Louison seit Wochen keinen meiner Briefe beantwortet hätte. Er schien von dieser Eröffnung

so eigenartig betroffen, und darin meinte ich das Mitgefühl des Freundes zu erkennen. Nun wurde er auch gesprächiger; nun sagte er: wenn die Sache so stände, könnte er mir nicht mehr vorenthalten, daß .... und da unterbrach er sich wieder und suchte mich zu trösten; dann wieder sprach er weiter, nicht in bestimmten Worten, immer nur in Andeutungen, die mir das Herz grausamer zerrissen, als die bitterste Gewißheit das vermocht hätte. Er erzählte, wie er seit einiger Zeit eine so seltsame Veränderung in Louisons Wesen wahrgenommen, wie die Freude, mit welcher sie meine ersten Briefe zu empfangen pflegte, von Tag zu Tag sich vermindert hätte, wie es ihm nach und nach erschienen wäre, als suche sie ihn mit Absicht zu meiden, und wie es ihn schließlich Scharfsinn, List und zeitraubende Mühe gekostet habe, um meine Zeilen in Louisons Hände zu zwingen. Ich weinte und tobte in blindem Schmerze — und dabei hat er immerzu auf mich eingeredet — — er hat es nicht ausgesprochen, aber aus seinen andeutenden Worten, aus seinem Achselzucken und seinen Mienen las und hörte ich die unabweisbare Gewißheit, daß Louison ihre Liebe mir entzogen, ihr Herz vielleicht schon einem andern zugewendet habe. Wie hätt' ich mir ihr Schweigen auch anders erklären können? Sie hatte ja ihre Briefe immer direkt an mich gerichtet — ohne irgendwelche Vermittlung — und zwei, drei Briefe können verloren gehen, aber nicht zwanzig und dreißig! Ja — — ich mußte glauben! Und soll ich Dir von den Tagen erzählen, die nun kamen? Von

den Thränen, die ich weinte? Von den Liedern der Klage, die noch reicher und heißer meiner Seele entquollen, als einst in schöner Zeit die Lieder des Glückes? Aber diese Stimmung währte nicht lange; es erwachte der Stolz in mir; ich wollte mich zwingen, zu verachten, wo ich so grenzenlos geliebt hatte — und da es mir nicht gelingen wollte, überkam mich ein wilder, zorniger Trotz. Um mein Herz zu betäuben, um sein Erinnern zu ersticken, begann ich das tollste, zügelloseste Studentenleben und suchte mir dabei einzureden, daß dieses Treiben mir Genuß und Freude bereite. Das Übermaß — sei es im Guten, sei es im Schlimmen — ist von jeher ein Merkmal meiner eigen gearteten Natur gewesen. Bald gab es für mich keinen höheren Ehrgeiz mehr, als den Pflichten der bunten Mütze zu genügen. Während mir vor wenigen Monaten noch die Nachäffung des studentischen Treibens, die wir auf dem Gymnasium in Scene gesetzt hatten, in nüchternen Stunden als eine Lächerlichkeit erschienen war, wurde mir nun das richtige Studentenleben der Zweck und Inhalt all meiner Zeit. Nach kurzen Wochen schon war ich der Liebling meiner Corpsbrüder. Ich that auch alles, um mich dieser Auszeichnung würdig zu machen. Ich sang in ihrem Kreise nicht nur mit Feuereifer die alten, hergebrachten Strophen — ich dichtete neue Lieder, welche von meinen Freunden mit Jubel aufgenommen und gesungen wurden. Wenn es ans Trinken ging, so stand ich meinen Mann wie keiner. Im Laufe weniger Monate bildete ich mich zu einem vorzüglichen Schläger aus, denn

ich wußte den Nachtheil, in den mich hiebei die Schwäche meiner Augen brachte, durch Verwegenheit und durch die noch ungeschädigte, geschmeidige Kraft meiner Jugend reichlich auszugleichen. Auch alles andere trieb ich, was dieses Leben so mit sich brachte: ich wurde ein flotter Tänzer, ein guter Reiter, ein kaltblütiger Spieler. Und wie glücklich war ich im Spiele! Jenes alte Sprichwort vom Spiel und von der Liebe schien sich an mir bewahrheiten zu wollen. Und mir kam dieses Glück gar sehr zu statten. Das schmale Taschengeld, das mein Vater mir gewähren konnte, reichte für meine Bedürfnisse lange nicht aus; da mußte ich nun die von Zeit zu Zeit oft bedenklich angelaufenen Schulden fast immer durch den Ertrag einer glücklichen Spielstunde zu decken, so daß ich nur selten über jenes Taschengeld hinaus die Börse meines Vaters in Anspruch nehmen mußte. Das war auch die Ursache, weshalb mein Vater, obwohl ich in seinem Hause wohnte, keinen klaren Einblick in mein Thun und Treiben gewann. Und wenn er doch so manches gewahrte, was seinen Unwillen erregen mußte, so konnte ich seinen Vorwürfen einen Umstand gegenüber halten, der ihn immer wieder mit mir versöhnte: ich war bei all diesem Leben ein fleißiger Student. Aus den letzten Monaten meiner Gymnasialzeit war mir der Fleiß fast wie eine Gewohnheit verblieben; ich lernte auch um so lieber, da mir kein Zwang irgend welcher Art mehr die Richtung und das Maß meiner Arbeit vorschrieb; ich hörte ja auch nur philosophische und ästhetische Kollegien, die mein volles

Interesse in Anspruch nahmen. Und da waren es nun meine litterarischen Studien, die eine Neigung in mir erweckten, welche bald zur Leidenschaft wurde: das Theater. Es waren wohl in Würzburg, der kleinen Stadt angemessen, die Theaterverhältnisse recht primitiver Natur; aber ich war ja nicht verwöhnt, ich sah und hörte den Dichter, nicht den Schauspieler; und wenn die Mittelmäßigkeit des letzteren mich schließlich dennoch zur Kritik gewaltsam reizte, so glich, was diese an meinem Genusse schädigte, meine Begeisterung für die Sache wieder aus. Und Hand in Hand mit dem Maße, in welchem ich prüfen und wägen lernte, erwachte in meinem Busen der an bestrickenden Träumen überreiche Glaube, daß auch in mir die Gabe des schönen Gottes geborgen läge, daß auch ich einst Werke zu schaffen vermöchte, ähnlich jenen, die von der Bühne so voll und mächtig auf mich wirkten. Aber mit diesem schönen Glauben zugleich entstand in mir sein häßlicher Zwillingsbruder, der Zweifel. Ich — ich gerade sollte mehr und besser sein als tausend andere, ein Auserlesener? Was wußt' ich denn in mir, was solch vermessenen Glauben hätte stützen dürfen? Ich dachte wohl an all die Lieder, die ich gesungen. Aber wenn auch jedes einzelne in der Stunde seines Werdens meinen Beifall gefunden — nicht ein einziges war unter ihnen, das in einer kühleren Stunde vor meinem Urtheile bestand. Und dennoch, dennoch hoffte und glaubte ich! Wenn immer aber der heiße Trieb in mir erwachte, die Kraft, die ich mein eigen wähnte, durch die That zu er=

proben, dann sah ich jene Großen, die ich mir zum Vorbild nahm, vor meinen heißen Blicken so gewaltig wachsen, so unerreichbar in den Himmel sich erheben, daß mir jählings der Mut entsank, daß ich die Feder zerbrach in zitternden Händen, daß ich aus meiner Stube stürzte, um im lärmenden Kreise meiner Freunde mein Sehnen und Wähnen zu ersticken. Aber das ließ nicht von mir! So oft ich es auch aus Hirn und Herz verscheuchte, es kehrte wieder, mich umgaukelnd mit verführerischen Phantasien und lockenden Träumen — — Oh — Träume! Träume! O ihr schönen Träume!"

Welch eine tiefe, leidenschaftliche Bewegung verriet der bebende Klang seiner Stimme! Und seine Augen sah ich in hellen Thränen schwimmen, deren schimmernde Feuchte die vom Mondlicht fahl gefärbten Wangen netzte.

Da plötzlich verfinsterte der Schatten einer vorüberziehenden Wolke das Gemach.

„Sieh nur, wie diese Schatten sich mir so freundlich erweisen!" sagte Albert mit bitterem Lächeln. „Sie wollen es mir ersparen, daß Du bei all dem, was ich noch zu berichten habe, mich vor Scham und Reue erröten siehst! Ich habe Dir von der Wirkung gesprochen, die das Theater auf mich ausübte. Bei dieser edlen, geistigen Wirkung aber lief noch eine andere nebenher, die Wirkung auf meine Sinne — und diese ging vom Weibe aus. Was ich in den hundert Büchern, die ich einst verschlungen, verständnislos und gelangweilt überblättert hatte, das griff mir nun in das Herz, da ich es auf der Bühne

vor meinen Augen verkörpert sah. Das Weib auf der Bühne erst hat mich gelehrt, das Weib im Leben mit anderen Augen anzuschauen, als ich es bisher gethan. Nun verstand ich ja die Freude und Qual der Liebe, und da begann ich auch zu erfassen, wohin die Wege der Liebe zielen: nach dem Genusse! Ich frug mich nicht, wie dieser Genuß beschaffen sein müßte, um ohne Reue genossen zu werden; ich ersehnte ihn nur — und nur den Genuß, den ich von der Liebe trennte, mit der ich abgeschlossen zu haben meinte für ewig. In dieser Sehnsucht nach dem Genusse durchlebte ich Stimmungen, welche jenen, die meiner ersten Begegnung mit Louison vorangegangen, so ähnlich und von ihnen doch wieder so grundverschieden waren. Ihnen beiden war das so eigene Ahnen eines ersehnten Ungekannten gemeinsam; doch während jene mein Herz mit süß beseligenden Bildern und Träumen umsponnen hatten, brachten diese letzteren quälende Unruhe und peinigende Schwüle über meinen fiebernden Leib und zauberten mir wilde, zügellose Phantasien vor die brennenden Blicke. Der Trieb des Mannes war in mir erwacht — und um so heißer und ungestümer, da der Gang meines Lebens ihn allzulange in Schlummer erhalten hatte. Und alles, alles kam ihm zu Hilfe — meine Einbildungskraft bei der Lektüre und vor den Brettern, das Leben meiner Freunde, ihre unzüchtigen Reden und Lieder, das ermunternde Entgegenkommen lockerer Mädchen und Frauen — alles reizte und schürte meine heiß verlangenden Sinne. So oft ich mich aber Willens fand,

diese quälende Begier einmal zu sättigen, tauchte vor meinen Augen ein Etwas empor — mahnend und wehrend — und ich wollte mir nicht eingestehen, daß dieses Etwas die Erinnerung an Louison war. Da aber verschlug mein Trotz nicht mehr — häufiger und häufiger, als es in all der letzten Zeit geschehen, erschien das liebe süße Angesicht vor meinen Blicken. Ich kämpfte dagegen an — aber wider meinen Willen zogen meine Sinne selbst dieses Bild in den Kreis ihrer flammenden Begierden — ich schwelgte und genoß im Traum, um mich beim Erwachen mit Abscheu von mir selbst zu wenden, da mein unsauberes Verlangen sogar an das zu rühren sich erfrechte, was mir das Heiligste und Höchste im Leben gewesen. Ich wollte mich gewaltsam aus diesem marternden Zwiespalt befreien, ich meinte im wirklichen Genusse einen Schutz gegen jene Träume finden zu können — und so ließ ich mich von meinen kundigen Freunden „in die Schule nehmen“, ließ mich von ihnen in verrufene Häuser führen. Aber schon der Anblick des bezahlten Fleisches erregte Grausen und Ekel in mir, und ich floh, verlacht und verspottet von meinen Genossen. Aber das mußte einmal zu einem Ende kommen, oder richtiger gesagt, zum Anfange. So geschah es auch — und es geschah so häßlich, daß es häßlicher nicht hätte geschehen können. Es war zur Faschingszeit meines zweiten Universitätsjahres. Da besuchte ich eines Abends mit meinen Eltern einen Ball. Das lüsterne Getändel, zu dem mich die Bewegungen des Tanzes und die überfreundlichen Blicke so manch einer

Tänzerin verführten, erhitzte mein Blut, so daß der Wein, den ich zwischen Tanz und Tanz in hastigen Zügen genoß, mühelos das Spiel gegen meine Kräfte gewann. Bald war ich in solchem Grade berauscht, daß mein Benehmen den Unwillen der meisten Ballgäste erregte. Das hätte schließlich zu einem bösen Auftritte führen müssen; dem aber beugte mein Vater mit einem ernsten Worte vor — er schickte mich nach Hause. Die Wirkung der frischen Nachtluft mehrte noch meine Trunkenheit. Wie ich den Weg nach Hause gefunden habe, ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur noch, wie ich den finstern Korridor betrat, wie durch die Spalten der angelehnten Thüre unseres Wohnzimmers ein Lichtschein mein Auge traf, wie ich diesem Lichtschein mich entgegentastete, die Thüre öffnete und den Raum betrat, der von einer dumpfigen Hitze erfüllt war. Neben dem glühenden Ofen sah ich unsere — unsere Magd auf dem Sopha liegen, mit geöffnetem Mieder, mit ungeordnetem Kleide — ich stand und stierte das Mädchen an — die Hitze, die mich umgab, trieb mir den Schweiß auf Stirn und Schläfe — ein Zittern befiel meinen Leib — und da überwältigte mich mein Blut — und — — und sie lächelte nur und hob dazu kaum ihre schläfrig zwinkernden Lider. — Am Morgen erwachte ich mit einem schweren und wüsten Kopfe — und kam zur Besinnung dessen, was ich gethan. Scham und Ekel erfüllten mich; ich hatte nicht den Mut, mein Zimmer zu verlassen; mich widerte der Gedanke an, nun nüchternen Sinnes diesem — dieser Person begegnen zu

müssen, die ich bisher keines Blickes gewürdigt hatte. Ein Umstand jedoch erleichterte mir all dies häßliche Empfinden: es sollte mir die Pein erspart bleiben, mit dieser — mit ihr unter einem Dache weiter verkehren zu müssen. Sie war von meiner Mutter über einer Unredlichkeit ertappt worden und sollte am nächsten Tage schon unser Haus verlassen und in ihre Heimat, nach Schwaben, zurückkehren. Ich verblieb in meinem Zimmer, bis sie ihren gewohnten Marktgang antrat. Ohne meinen Eltern den Morgengruß zu bieten — denn ich wagte es nicht, ihnen vor die Augen zu treten — eilte ich nach der Universität. Kurz vor der Mittagsstunde sandte ich den Meinen die unwahre Nachricht, daß ich einen kranken Corpsbruder zu pflegen hätte — sie sollten mich also zu Tisch und für die Nacht nicht erwarten. Am zweiten Abende kehrte ich in unser Haus zurück — und fand es rein. Rein? Von wem? War es durch mich selbst denn nicht mehr besudelt worden, als durch jene andere? Ich empfand diese bedrückende Wahrheit — aber weder sie, noch alles, was ich sonst mir vorredete, vermochte die an das Krankhafte streifende Erregung meines Blutes zu dämpfen. Ich hatte „das Handwerk verschmeckt" — und trieb es weiter — von Genuß zu Genuß, zügellos und ohne Ende — maßlos, wie es der unheilvollen Eigenart meiner Natur entsprach. So schwanden mir Wochen und Monate — der Tag gehörte meinen Studien, dem Zechtisch und dem Genuß in weichen Armen die Nacht. Von all diesem Leben weiß ich nur

ein einzig Gutes zu berichten: ich habe niemals durch Künste der Verführung ein Mädchen um seine Reinheit betrogen und habe nie die Ehre eines Mannes befleckt, Ich habe den Genuß nur da gesucht, wo er sich mir mit freien, offenen Armen bot. Bei solchem Treiben, das mir keine Minute der Einkehr in mich selbst gewährte, vergaß ich bald jener Ersten, über deren Leib hinweg ich dieses Leben begonnen hatte. Und auch — — Aber nein! Ich will den süßen Namen nicht in einem Atemzuge mit jener anderen nennen. Wie ich es trieb, das magst Du am besten ermessen, wenn ich Dir sage, daß auch die Erinnerung an mein verlorenes Glück in meinem Herzen erloschen schien. Nie wieder in all dieser Zeit tauchte jenes mahnende Bild vor meinen Blicken empor; es schien mich geflohen zu haben, wie aus Abscheu vor dem Schmutze, den ich an mir aus den Gossen des Lebens trug. Ich selbst hatte bald kein Auge mehr für diesen Schmutz — und so taumelte ich dahin, bis das natürliche Ende sich einstellte, mit der Zerrüttung meiner Kräfte, mit dem Ruine meiner gesunden Jugend. Das Übermaß des Genusses und auch das Übermaß der Arbeit, mein dem grassesten Pessimismus entgegenstrebendes Grübeln und Brüten, die nach poetischem Schaffen drängende Sehnsucht in ihrem aufreibenden Kampfe mit dem nagenden Zweifel an meiner dichterischen Begabung, der durch mein eigenes Mißfallen an allem, was ich stückweise zu Tage brachte, so reichlich genährt wurde, und nicht zuletzt die Qual, die der Anblick der kummervollen Züge meines

Vaters mir bereitete — das alles fraß und zehrte an mir mit scharfen Zähnen. Ich wollte an den Zerfall, der in mir sich vorbereitete, nicht glauben; dennoch fühlte ich ihn — fühlte ihn, wenn ich über meinen Büchern saß, wenn meine Gedanken, statt in den Äther hoch und stolz sich zu erheben, träge dahinschlichen über morastige Gründe; ich fühlte ihn, wenn ich im Sattel saß, wenn in Führung der Waffe mir die sonst so kräftige Faust erlahmte; ich fühlte ihn, wenn ich am Zechtische weilte und fühlte ihn im Arme des Genusses. Aber meine Kräfte und Sinne gewaltsam überreizend, führte ich dieses Leben weiter. Das beschleunigte die Zerstörung — und da kam ein Abend — ich war unter meinen Freunden, hatte getrunken, und wieder einmal wurde ich auf den Tisch gehoben, um eine jener Kapuzinaden loszulegen, die meine Freunde so gerne von mir zu hören und so unbändig zu belachen pflegten. Und gerade diesmal wußte ich die Lachgeister zu entfesseln, wie es mir selten noch gelungen. Aber plötzlich, mitten im Worte, erlahmte mir die Zunge, ich fühlte in meinem Innern einen Schmerz, wie ein Brechen und Reißen, dann quoll es mir so heiß in der Kehle empor, ein schäumiges Blut schoß mir über die Lippen, und ohnmächtig stürzte ich vom Tische in die Arme meiner erschreckten Genossen. Als ich mich erholt hatte, wollten sie mich nach Hause bringen; das aber litt ich nicht. Ich hatte für diese Nacht einer schmucken Dirne mein Kommen zugesagt, und um dieses Wort nicht zu brechen, spielte ich mit meinem Leben. Ich ging

zu ihr — und da überkam mich das Entsetzliche zum zweitenmale, mit gesteigerten Symptomen, begleitet von inneren Krämpfen, denen ich zu erliegen vermeinte. Aber es ging vorüber; und als ich wieder zu Bewußtsein kam, da war ich auch zur Besinnung über mich gekommen. Wie ein Verzweifelter floh ich aus dem Hause, hinaus in die laue Morgenluft des erdämmernden Julitages. Mit zitternden Knieen, immer und immer an den feuchten Mauern eine Stütze suchend, schwankte ich durch die stillen, grauen Straßen, gefoltert von dem Bilde meines Lebens, von dem ich jählings den Schleier gerissen sah. Ich wähnte mich rettungslos verloren — und in dem Mitleide, das ich mit mir selbst empfand, hatte ich nicht den Mut, alle Schuld und Ursache in mir selbst zu suchen — ich suchte sie in hundert Äußerlichkeiten, in Zufall und Geschick, überall, wo sie nicht war. „Was ist aus mir geworden!“ stöhnte ich und träumte mir vor, was aus mir hätte werden können! Ich dachte an meine Eltern, und mit unsäglicher Pein erfüllte mich der Gedanke an diese Guten, Lieben. Diese seelische Marter raubte mir den letzten Rest meiner Kräfte. Als ich den Schloßgarten betrat, durch den mein Weg mich führte, erreichte ich nur mit Mühe noch eine Bank. Da saß ich nun, in meinem Leibe wechselten Frost und Hitze mit Zittern und Glut, und so starrte ich auf die thaufeuchten Fliederbüsche, in deren Gezweig die Nachtigallen schlugen. Mit einemmale kam mir ein Flimmer vor die Augen; ich sah über den Himmel eine blendende Helle

schießen, die von tausend schwarzen, aus winzigen Punkten erwachsenden Scheiben wieder verfinstert wurde. Alle Dinge, die mich umgaben, das Schloß, die hundert Bäume, die Gebüsche, alles erschien mir wie flache Schatten mit bläulichen Rändern — so auch die Taxuswände des weit sich hinziehenden Laubenganges, an dessen Ende ich plötzlich einen leuchtenden Schimmer aus der Finsternis tauchen sah, von zuckenden Strahlen umringt — er schien mir näher zu wandeln und nahm im Näherkommen Farben und Formen an — nun mählich und mählich die Gestalt eines Frauenbildes — nun stand es vor mir — — und in dem sanften, himmlisch schönen Gesichte erkannte ich Louisons Züge und sah ihre Veilchenaugen mit dem Ausdruck unnennbaren Leides auf mich gerichtet. Da schluchzte ich ihren Namen und warf mich vor ihr auf die Erde. Doch als ich ihre Kniee umklammern wollte, war alles verschwunden, und meine Arme griffen in leere Luft. Heute noch klingt mir der gellende Schrei in den Ohren, den ich ausgestoßen habe. Darüber hinaus aber ist alle Erinnerung in mir erloschen. Tage und Wochen bin ich zwischen Leben und Tod gelegen. Dann kamen zwei Monate schweren Siechtums. Nicht meine Natur, nicht der Kunst des Arztes, nur die sorgsame, alle Nächte überdauernde Pflege meiner Mutter hat mich gerettet, und vielleicht auch der aus Glückverlangen geborene Hang am Leben, der von dem Augenblicke, da ich aus meinen Fieberphantasien erwachte, mich ganz erfüllte. Jene Erscheinung im Parke hielt ich nicht für die erste visionäre

Ausgeburt des beginnenden Fiebers; sie übte auf mich die Wirkung einer Offenbarung. Für keine Sekunde mehr schwand Louisons Bild aus meinen Gedanken. In diesem stillen Sinnen genoß ich wieder das alte Glück — und da war auch nichts, was meine Träume hätte stören können. Ich konnte keine Reue fühlen über die letzte Zeit meines Lebens, denn ich dachte nicht an sie. Ich lebte nur in der Zukunft, nur in dem Gedanken an ein schönes Kommen, nur in meiner wiedererwachten Liebe zu Louison. Ich glaubte nicht mehr an unsere Trennung; was alles zwischen uns lag, hielt ich für ein kleinliches Mißverständnis, das zwischen gestern und heute uns geschieden, das bei dem ersten offenen Worte sich klären mußte. Und es hat sich aufgeklärt! — In der zweiten Septemberwoche durfte ich zum erstenmale mein Krankenlager verlassen, und vierzehn Tage später reiste ich nach dem Süden. Eine durch Heirat reich gewordene und nun seit Monaten verwittwete Schwester meines Vaters nahm mich zu vierwöchentlichem Aufenthalte mit sich nach Meran. Die milde Luft dieses von der Natur begnadeten Ortes und das stille, zurückgezogene Leben beförderten meine Heilung. Nicht nur in meinem eigenen Glauben, auch in der Meinung der Ärzte schien ich gänzlich genesen, als ich in den ersten Novembertagen heimwärts kehrte. Ich reiste über Augsburg — und der Tag meiner Ankunft war der dritte Jahrestag meiner ersten Begegnung mit Louison. Ich eilte zu unserer Freundin und fand sie in Glück und Freude; in wenigen Tagen sollte sie

Hochzeit halten. Von ihr schon erfuhr ich, was ich damals selbst hätte erkennen müssen, hätten nicht Schmerz und jugendliches Ungestüm mich blind gemacht. Dann ging sie, um Louison zu holen. O welch ein Wiedersehen! Und wie schöner noch war sie geworden! Doch als ich von ihren holden Zügen die Blicke niedergleiten ließ über ihre herrlich erblühte Gestalt, da schoß mir plötzlich die Erinnerung an jene frechen Träume durch das Hirn, und ich fühlte, wie brennende Glut meine Wangen überfuhr. Schluchzend fiel ich ihr zu Füßen, und wieder wie einst durchschmeichelte sie mir mit sanften Händen das Haar. Dann saßen wir Seite an Seite und sprachen von der Zeit, die uns getrennt, und von der Ursache, die uns geschieden. Mein Freund — ein guter Freund! — hatte alle von mir ihm anvertrauten Briefe unterschlagen; aus dem, was Louison mir erzählte, konnt' ich auch entnehmen, weshalb er es gethan. Ich vermochte ihm nicht einmal zu zürnen; ich fand es so natürlich, daß auch er dem Zauber solcher Schönheit unterliegen mußte. Was aber aus Louisons Briefen geworden — sie hatte geschrieben und geschrieben und hatte an mich geglaubt, wenn auch endlich der Stolz des Weibes sie zum Schweigen gezwungen — — doch was aus diesen Briefen geworden, diese Frage wußten wir uns nicht zu lösen. Das aber störte uns nicht — sie sagte: ich habe sie geschrieben — ich sagte: ich habe sie nicht empfangen — jedes glaubte dem Worte des anderen, und so schoben wir das unmöglich Scheinende auf eine undenkbar seltene Verkettung

von Zufällen und Zufällen. Was Louison sprach, das schloß sich zumeist in die beiden Worte: Liebe zu mir und Leid um mich. Aber auch im Hause des Vaters hatte sie in den beiden verwichenen Jahren viel Leid mit angesehen und getheilt. Ihr Buder Egon, von dem sie auch zu mir stets mit der gleichen Liebe gesprochen wie einst zu Dir in ihren Kinderjahren, war wenige Tage, nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte, nach jahrelanger Trennung aus dem Seminar zu den Seinen zurückgekehrt. Diese Rückkehr erfolgte gegen den Willen des Vaters, und zwischen diesem und dem Sohne begannen nun erbitterte Kämpfe. Egon, der nach dem Wunsche des Vaters Priester werden sollte, war von einer glühenden Liebe zur Musik beseelt, und ihrer Pflege wollte er sein Leben widmen. Er wußte auch seinen Willen durchzusetzen, aber der Vater duldete ihn nicht in seiner Nähe, und so ist Egon nach Berlin gekommen. Vor wenigen Wochen nun, erzählte Louison, wäre der Bruder ganz unerwartet zurückgekehrt, aber seine Anwesenheit im Vaterhause hätte kaum eine Stunde gewährt; es müßte Schreckliches vorgefallen sein; durch Thür und Thüre hätte sie des Vaters Stimme schrillen hören, und wie ein Rasender wäre Egon aus dem Hause gestürzt. Seit dieser Stunde sei der Vater zur Unkenntlichkeit verwandelt, krank, bis zur Starrheit verschlossen, und von Egon dürfe mit keiner Silbe vor ihm gesprochen werden. Und nun — nun sollte i ch erzählen! Und ich erzählte auch, von meinen Eltern, von meinen Studien, von

meinem Drange zu poetischem Schaffen — und da fand ich für meine Begabung an Louison die erste Gläubige. Alles andere aber verschwieg ich, und durch das Schweigen wähnt' ich es auch ausgelöscht aus meinem Leben. Schwelgend in meinem neu erstandenen Glücke und erfüllt von den edelsten Vorsätzen, so schied ich von der Geliebten, so kehrte ich in das Elternhaus zurück. Und da war es am ersten Morgen nach meiner Ankunft — plaudernd saß ich mit den Meinen um den gedeckten Tisch — da wurde meinem Vater ein Brief gebracht. Kaum er zu lesen begonnen, sah ich ihn erblassen. Mit einem Schreckensrufe griff die Mutter nach seinen Händen. Er aber erhob sich, mit zitternden Armen auf den Tisch sich stützend, winkte mir mit den Augen — o dieser unvergeßliche Blick! — und schritt mir voran in sein Arbeitszimmer. Hier reichte er mir den Brief, mit den bebend geflüsterten Worten: „Sage mir, Richard, daß dieses häßliche Blatt nur ein freches Ärgernis enthält!" Ich nahm — und las — mir war's, als stürze das Dach über mich her — und ich vermeinte im Lesen kaum zu der Stelle zu gelangen, an der ich den Namen jener — jener Ersten unterzeichnet fand. Ich brauchte meinem Vater keine Antwort zu geben — er mochte sie wohl von meinem Gesichte lesen. Lange schwieg er, mit tief traurigen Blicken mich betrachend, bevor er sagte: „Ich kann Dir nicht zürnen, denn ich muß Dich allzusehr beklagen. Als ich vor so viel Jahren, wie Du heute zählst, mir sagen konnte: Ich bin Vater worden! — da wähnte ich,

es gäbe in Mannesmund kein seligeres Wort — — und nun sprich Du mir diese Worte vor!" Oh — wie mich das in die Seele traf! Mit Stammeln und Stocken gestand ich dem Vater, wie es hatte geschehen können — dieses Häßliche — wider meinen Willen, fast ohne mein Wissen. Er aber schüttelte nur den Kopf, als hätte er sagen wollen: hier ist nichts zu entschuldigen, nichts zu beschönigen. „Weißt Du denn, was Du gethan hast?" frug er. „Diese fleischgewordene Sünde wird Dir nachgehen Dein ganzes Leben lang. Du hast Dir den Weg zu jedem ehrlichen, lauteren Glücke verlegt. Wie darfst Du es wagen, einmal in Liebe um Liebe zu werben, Dein Hoffen auf den Gewinn eines braven Mädchens zu setzen, ihr reines Herz einzutauschen gegen Dein unreines? Und wenn ihre Liebe so stark wäre, um solches zu vergeben — vergessen wird sie es niemals können — und das Gespenst dieser Sünde zwischen Dir und ihr an Deinem Herde sitzen! O wie ich Dich beklage!" Die hellen Thränen rannen ihm über die furchigen Wangen. Mir aber blieben die Augen trocken — doch hab' ich niemals noch bei Thränen solche Qual empfunden, wie jetzt bei diesen trockenen Augen. Gewiß, mein Vater würde nicht so gesprochen haben, wenn er hätte ahnen können, was er mit diesen Worten mir sagte, jetzt, gerade jetzt, da ich noch die Wärme des Kusses zu fühlen meinte, den Louison mir zum Abschied auf die Lippen gedrückt. Was in mir wühlte und brannte, mag sich wohl auf meinem Gesichte gespiegelt haben, Mitleid heischend, denn aus den Augen

des Vaters traf mich ein milder Blick, als er sagte: „Für das arme kleine Wesen will ich sorgen; eine andere Sühne verlangt ja auch diese — Mutter nicht; und ich will thun, was ich vermag, bis Du selbst in der Lage sein wirst, Deine Pflicht zu erfüllen. Und jetzt — — jetzt geh zu Deiner Mutter! An ihr hast Du zumeist gesündigt — sie soll entscheiden, ob Du ferner unter ihrem Dache verbleiben kannst.“ Ja — meine Mutter hat mir verziehen — alles, alles — in ihrer sanften Weise — aber es vergingen Monate, ehe sie vor mir jene heimliche Scheu überwand, die sie in Wort und Blick zu verbergen suchte und doch nicht verbergen konnte. Nach Jahren erst hat ihre Krankheit sichtlich begonnen — ich aber vermag mir nicht auszureden, daß sie ihren heimlichen Anfang in dieser Stunde nahm. Wie das alles auf mich wirkte — ich weiß es Dir nicht zu schildern. „Du hast Dir den Weg zu jedem reinen Glücke verlegt!“ Die Wahrheit dieser Worte empfand ich bei jedem Gedanken an Louison, und da mehrte sich meine Liebe in dem Maße, in dem sie um alles sich bedroht sah, was sie für ihre Zukunft sich ersehnte. Und wodurch bedroht? Durch meine Sünde? Nein, nein, nur durch die Folge dieser Sünde, die ja erst Sünde geworden durch diese Folge — so sagte ich mir — und aus diesem Schlusse erwuchs in mir ein brennender Haß gegen das arme kleine Wesen, in dem ich den Zerstörer all meines irdischen Glückes sah. Wie hätt' ich aus dem Labyrinthe all dieser schroffen Gegensätze einen Ausweg finden sollen?

Ich suchte mich nur zu betäuben — durch Arbeit, Arbeit und Arbeit. Doch wenn ich so saß, wenn meine Blicke über die Blätter hinausglitten, hinaus in die Ferne, wenn die Phantasie meiner Sehnsucht zu Hilfe kam und mit traulichen Bildern mein Herz erquickte, dann mischte sich immer wieder jener häßliche Schatten in meine sonnige Freude, und ich litt unsägliche Qualen. Ich fühlte, daß ich diesem Zustand ein Ende machen müßte, und wähnte, daß ich mein Glück mir auch innerlich zu sichern vermöchte, wenn es nur erst äußerlich gesichert wäre, durch meine Verlobung mit Louison. Ich bekannte dem Vater meine Liebe und die Geschichte dieser Liebe. Mein Geständnis versetzte ihn in eine seltsame Erregung, welche mich eher alles andere hätte erwarten lassen, als die in so liebevollen Worten ertheilte Einwilligung zu dem Schritte, den ich unternehmen wollte. Er knüpfte an dieselbe nur die einzige Bedingung, daß ich der Geliebten vor jedem anderen Worte alles bekennen müßte — alles. Das schwor ich dem Vater in die Hand. Festen Willens, diesen Schwur zu halten, reiste ich nach Augsburg. Doch als ich vor Louison stand, als ich sie zum erstenmale im Beisein ihres Vaters meine Braut nannte und ihr in die süßen, seligen Augen sah, wie wog da mein Schwur so leicht! Es schien mir die größere Sünde, die Reinheit dieser keuschen Seele zu trüben! An diesen Gedanken klammerte ich mich, denn ich wollte mir nicht eingestehen, daß ich nur schwieg aus Furcht, durch das Bekenntnis meiner Schuld das grenzenlose, hin=

gebende Vertrauen der Geliebten zu erschüttern. Oh — wenn ich mein Glück mit Absicht hätte untergraben wollen, ich hätt' es nicht besser vermocht, als eben durch dieses Schweigen. Oft, wenn wir Seite an Seite saßen, ganz mit uns allein, wenn sich aus meines Mädchens Blicken und Worten ihre ganze tiefe Liebe mir offenbarte, drängte sich das klärende Wort auf meine Zunge, und dennoch wußt' ich es nicht über die Lippen zu bringen! O daß ich doch gesprochen hätte! Das Bekenntnis meiner Schuld hätte mich geläutert, hätte vielleicht mein Herz gereinigt. So aber — — es war, als hätte mein vergangenes Leben sich dafür rächen wollen, daß ich es nicht von mir stieß mit reuevoll bekennendem Worte. Es mußte ja bei diesem inneren Kampfe in mir die Erinnerung an alles wach und rege werden — es war ja noch immer mein Blut, das mir in den Adern floß, das ungehemmt von meinen Willen so seinen eigenen Weg zu rinnen liebte — und nicht nur in meinem Hirne, auch in diesem Blute erwachte die Erinnerung — dabei hielt ich die Geliebte in meinen Armen und konnt' es nicht wehren, daß ich die linde Schönheit ihres Leibes fühlte, daß die Wärme ihres Körpers überströmte in den meinen — und da überkam es mich oft, daß ich es nicht zu bergen wußte, daß Louison erschrak vor der stürmischen Wildheit meiner Liebkosungen. Ein Blick in ihre keuschen Augen brachte mich wohl immer wieder zur Besinnung, aber dieser quälende Zwiespalt steigerte sich von Tag zu Tag. So kam der letzte Abend vor meiner

Heimreise. Fast freute ich mich der Trennung, ich erhoffte von ihr die Erlösung aus all dieser Qual — und dann, so nahm ich mir vor, dann wollte ich in einem Briefe der Geliebten alles bekennen. Aber die Vorstellung der möglichen Wirkungen dieses Bekenntnisses erfüllte mich wieder mit Furcht und Bangen. Ich wähnte mir Louison schon verloren, während ich sie noch mit bebenden Armen umfangen hielt. Und da erwachte in mir der Gedanke, mein Glück und die Geliebte durch die Sünde unlösbar an mich zu fesseln. Kaum aber, daß ich diesen Gedanken empfunden, entsetzte ich mich vor ihm und wies ihn mit Abscheu von mir — immer und immer aber kehrte er wieder — und um nicht zum Sünder an meiner Liebe zu werden, kürzte ich den Abschied und riß mich mit dem Aufgebote meiner letzten Kraft vom Herzen der Geliebten. Und wie ich nun so aus dem Hause wankte, in der Nacht, brennend am ganzen Leibe, da durfte das Laster nur meinen Arm berühren, um mich zum Treubruch an der Geliebten — — Treubruch? Nein — nein — nicht dieses Wort — denn mein Herz hatte keinen Theil an dieser Sünde. Aber Sünde war es ja doch, und ihr Fluch hat sich an mir erwiesen, Lüge und Sünde zeugend ohne Ende. Mit einer Lüge trat ich vor meinen Vater — Lüge und Lüge war jeder Brief, den ich an Louison sandte. Das alles erkannte ich und wußte doch den Weg der Rettung nicht zu finden — und wenn ich ihn gefunden wähnte, wagte ich ihn nicht zu betreten. Dazu hätte ich ein ganzer Mensch sein müssen — und

das war ich nicht mehr. In meinem Wesen hatte sich eine seltsame, fast unmöglich scheinende Spaltung vollzogen; die hatte mein Herz von meinem Leibe geschieden, so daß keines von diesen beiden mehr über das andere Gewalt hatte und jedes einzelne sein gesondertes Leben führte; während mein Herz in Glut und Treue der Geliebten angehörte, lag mein Leib in den Fesseln der Sünde. Willenlos handelte ich unter dem Zwange dieses Zustandes und litt unter der Knechtschaft, die er mir auferlegte. Da gewährte mir auch bald die Arbeit nicht mehr jene Befriedigung, in der ich mich selbst vergessen konnte; ich verlor die Ausdauer, ich tastete nach allem und jedem, um alles und jedes nach kurzer Freundschaft wieder bei Seite zu schieben. Nur Eines verblieb unwandelbar: der heiße Drang zu poetischem Schaffen. Der aber brachte mir am wenigsten Trost und Erholung; er war mir eine Marter, denn ich wußte mir wohl zu sagen, daß die Schöpfung eines wahrhaft schönen Kunstwerkes nicht nur einen ganzen Dichter, auch einen ganzen, guten und edlen Menschen erfordere. Daß ich das erstere wäre, wagte ich nicht zu glauben — daß ich das andere nicht war, wußte ich. Gleiche Marter erwuchs mir auch aus der unablässigen Beschäftigung mit den Stoffen, an denen mein Gestaltungstrieb sich versuchte. Es war ja so natürlich, daß ich hiebei nach jenen Konflikten greifen mußte, die mich selbst so ganz erfüllten. In meinen Helden verkörperte ich mein eigenes Leben, meinen Heldinnen gab ich die Züge der Geliebten. Und da war es wieder so

natürlich, daß ich bei all diesen Konflikten zwischen treuer Liebe und lasterhafter Treulosigkeit, zwischen reiner Tugend und schmutziger Verworfenheit, jener guten Lösung zustrebte, die ich für den Zwiespalt meines eigenen Lebens ersehnte. So entstanden in diesen Tagen die ersten Entwürfe jenes nun lange schon vernichteten Schauspiels, von welchem Dir Fräulein Kroneck geschrieben hat. Auch hier nur Lüge und ein wirres Netz von Selbsttäuschung und Beschönigung, denn es gebrach mir an Mut, mein eigenes Bild der häßlichen Wahrheit gemäß zu zeichnen. Aber es kamen Stunden, wo ich das erkannte, und wenn ich die Konsequenzen dieser Erkenntnis zog, überfiel mich eine wilde Verzweiflung, gegen die ich durch Tage und Wochen Zuflucht in dem alten, wüsten Treiben suchte. Dabei geriet ich wieder in Ausgaben, die meine Verhältnisse überschritten; jetzt aber ließ mich mein altes Spielerglück im Stiche, ich nahm nur in der Hoffnung auf Gewinnst die Karten und Würfel zur Hand, verlor und verlor, und um solchen Ehrenschulden gerecht zu werden, gab ich mich in die Hände der Wucherer und Wechseljäger. Stieg mir dann immer das Wasser bis an den Hals, so wußte ich wohl keinen anderen Ausweg mehr, als meine Lage dem Vater oder meiner Tante zu eröffnen; die beiden halfen und halfen, bis die letztere mir auf eine neuerliche Bitte schrieb, es ginge ihr nachgerade gegen das Gewissen, meine Liederlichkeit fernerhin zu fördern, und bis der Vater eines Tages mit Kummer und Thränen mir erklärte, daß er nicht mehr helfen könnte, daß er mehr als sein Letztes

schon gegeben habe. Dieses Leben zeitigte aber noch eine andere üble Frucht, das Widererwachen meines Herzleidens. Wohl überkam mich zuweilen die Ernüchterung; dann suchte ich, um den in meinem Innern wuchernd emporschießenden Vorsätzen einen Halt zu geben, Trost und Hilfe in der Nähe der Geliebten. Aber jede dieser Reisen warf mich in den alten Widerstreit zwischen Lüge und Liebe, zwischen Wonne und Qual — und so brachte ich auch von jeder dieser Reisen die immer gleichen Ursachen der immer gleichen Wirkung mit nach Hause. Je mehr ich den Wert der Geliebten erkannte, je mehr ich gewahrte, wie sie ganz in mir allein nur lebte, wie sie in gläubigem Feuer erflammte, wenn ich ihr in leidenschaftlich bebenden Worten von meinen dichterischen Plänen und Zielen sprach, wie sie sich förmlich vergrub in jedes Lied, in jede literarische oder philosophische Studie, in jede kleinste Geschichte, die ich ihr sandte oder brachte, wie sie bei allem Lobe doch des Urtheils nicht entbehrte, wie sie selbst zu den Büchern griff, um sich — so sagte sie einmal — auch geistig den Platz an meiner Seite zu verdienen, wie sie mich bei jedem meiner Besuche mit einer neuen Errungenschaft, mit der Kenntnis einer neuen Sprache oder mit erstaunlichen Fortschritten in früher Begonnenem überraschte und wie sie bei all diesem Gewinne nicht um das Maß eines Gedankens an ihrer holden, süßen Weiblichkeit verlor — — je mehr ich all das gewahrte, desto begehrenswerter erschien mir das Glück eines Lebens an ihrer Seite, desto peinigender gestaltete

sich aber auch meine Furcht vor dem drohenden Verluste dieses Glückes. So spannen sich diese Dinge fort und fort, in einer der Unerträglichkeit sich nähernden Steigerung, bis das Ende kam, wie es ja kommen mußte. Es war in der letzten Zeit aus Louisons Briefen so manches zu lesen, was in mir die peinigende Vermutung erweckte, als käme die Stunde des bekennenden Vertrauens, wenn ich sie einmal zu finden wüßte, schon zu spät. Oh — da las ich kein Wort des Zweifels, keinen Gedanken eines Vorwurfs; aber über so manchem dieser Briefe lag eine so seltsame, in keinem einzelnen Worte erfaßbare und doch vorhandene, beängstigende Schwermut ausgegossen; häufiger und häufiger wiederholte sich in Louisons Zeilen die leidenschaftliche Betonung ihres unerschütterlichen Glaubens an mich, an meine Liebe und Treue. Aus manch einer Andeutung mußte ich auch den Schluß ziehen, als hätte Louisons Verhältnis zu ihrem Vater eine Trübung erlitten. Welcher Art dieselbe war und wodurch verursacht, das meinte ich unschwer erraten zu können. Es hätte mir in der That fast wie ein Wunder erscheinen müssen, wenn Louisons Vater nicht lange schon durch guter Freunde Mund von der Art meines Lebens Kunde erhalten hätte, da doch die Stadt voll war des Geredes über mich und mein Treiben. Nun war es wenige Tage nach jenem Auftritte mit meinem Vater, in welchem er mir erklärt hatte, daß er für meine, abermals zu drückender Höhe angelaufenen Schulden nicht mehr einstehen könnte — da kam ein Brief von Louison,

der die Stimmung, welche ich aus seinen Vorgängern gelesen hatte, in deutlichen Worten aussprach. „Komm, komm zu mir, ohne Säumen, wenn Du nicht willst, daß ich vergehe vor Sehnsucht und Weh!" Das war der immer wiederkehrende flehende Refrain dieses Briefes. Mich trieb es zu ihr — aber alle meine Versuche, mir die zur Reise nötigen Mittel zu verschaffen, waren vergebens. Ich war in einer an Verzweiflung grenzenden Stimmung. Da kam mir unerwartet Hilfe: ich erhielt das Honorar für eine Serie literarischer Essays zugeschickt, das ich erst mit Ende des Jahres zu erhalten gehofft hatte. Da wäre es wohl meine Pflicht gewesen, mit diesem Gelde meine schreienden Gläubiger nach Möglichkeit zu beruhigen; daran aber dachte ich nicht — Louison war mein einziger Gedanke. Ohne von meiner Mutter, welche seit Wochen kränklich war, Abschied zu nehmen, verließ ich das Haus, und erst kurz vor Abgang des Zuges sandte ich vom Bahnhofe meinem Vater eine Nachricht über das Ziel meiner Fahrt. Ich kann Dir nicht sagen, wie mir zu Mute war, als ich die Schwelle des grünen Hauses überschritt. Mit einem jubelnden Aufschrei warf sich Louison an meinen Hals, und unter Küssen stammelte sie: „Nun Du wieder bei mir bist — nun ich Dir wieder in die Augen sehe, ist alles gut — alles — alles!" Was gut wäre — ich hatte nicht den Mut, darnach zu fragen. Ich gab mir auch den Anschein, als hätte ich keinen Blick für die schroffe Kälte, mit welcher Louisons Vater mich empfing und in den folgenden Tagen

behandelte. Niemals richtete er ein Wort an mich, und wenn ich eine Frage an ihn stellte, gab er mit einer scharfen, gereizten Stimme seine kurze Antwort. Während all der Stunden meiner Anwesenheit in seinem Hause wich er fast für keine Sekunde von Louisons Seite. Du magst Dir denken, wie bedrückend seine stumme Gegenwart auf meinen Verkehr mit der Geliebten wirkte. Aber gerade diesen Umstand wußte ich auch wieder zu meinem Vortheile zu nützen: ich redete meinem mahnenden Gewissen vor, wie festen Willens ich wäre, nun endlich das bekennende Wort zu sprechen, redete mir vor, daß ich sicher schon längst gesprochen hätte, wenn ich nur eine einzige Stunde des Alleinseins mit Louison würde gefunden haben. Ich glaubte an diese Lüge, mir erschien der eingebildete Wille wie die vollbrachte That, mir war, als hätt' ich schon bekannt, ich fühlte mich schon gebessert und entsündigt, Ruhe und Zuversicht überkamen mich, und in dieser aus Lüge und Selbsttäuschung geborenen traumhaften Stimmung begann ich nun auch in dem von Louisons Vater so hartnäckig überwachten Verkehre mit der Geliebten einen süßen Genuß zu finden. Da es uns versagt war, von uns selbst und unserer Liebe zu sprechen, griffen wir gerne nach einem guten Buche; Hand in Hand und Wange an Wange ließen wir die Augen über die Blätter gleiten, indessen unseres Atems Hauch sich mischte und küßte; oder ich las allein, mit halblauter Stimme, während Louison ihr schönes Haupt an meine Schulter lehnte; dann besprachen wir das Gelesene, und

wenn ich der Geliebten das kunstvolle Gefüge solch eines Werkes erklärte, wenn ich die Schönheit der Dichtung pries, die wir an uns hatten vorüberziehen sehen, dann flammte neu erwacht aus meinen Worten die ganze Idealität, die ich einst in meinem schwellenden Herzen getragen, in jener ersten, sündlosen Zeit meiner Liebe. Am vierten Abende nach meiner Ankunft trennte mich eine Einladung von Louison. So ungern ich deshalb auch dieser Einladung Folge leistete, so erfreut war ich späterhin, daß ich sie angenommen. Ich lernte ja bei dieser Gelegenheit Deine Freundin Martha persönlich kennen; und damals sprach ich auch zu ihr von meinem dramatischen Erstlingswerke. Ich sehe sie noch vor mir sitzen, mit dem aufmerksam lauschenden Ausdruck in den schönen, klugen Augen. Ich mein' es noch zu hören, wie sie mich plötzlich unterbrach und nach meinem Alter frug. Als ich ihr meine fünfundzwanzig Jahre nannte, wiederholte sie diese Zahl mit einem eigenartigen, staunenden Tone und fügte bei: „Ich glaube, Sie werden der Welt Ihren Namen noch zu merken geben". Sie hat wohl nicht geahnt, was dieses Wort für mich bedeutete — gerade in meiner damaligen Stimmung. Am folgenden Morgen traf ich Louison nicht zu Hause; sie wäre mit ihrem Vater gegangen, um Besuche zu machen, so wurde mir gesagt. Als ich am Nachmittage wiederkam, saß der Vater bereits in seiner Sophaecke, die Zeitung vor dem Gesichte; er dankte kaum für meinen Gruß. Auch über Louisons Antlitz lag ein schwermütiger Ernst

gebreitet, den aber meine Gegenwart bald verscheuchte. Wir setzten uns in eine Fensternische und begannen Miltons Paradise regained zu lesen. Manchmal unterbrach ich die Lektüre durch ausführliche Erläuterungen des Textes. So sprach ich auch einmal über den Unterschied in der Charakteristik von Miltons Saviour und Klopstocks Messias. Da hörte ich plötzlich, wie Louisons Vater mit Geräusch sich erhob, sah ihn die Zeitung beiseite schleudern und unter Zeichen des Unwillens das Gemach verlassen. Verblüfft schaute ich ihm nach. „Nicht wahr," hörte ich Louison leise sagen, „Papa hat sich sehr verändert — ich meine — in seinem Benehmen — — gegen Dich." „Gegen mich?" frug ich und wunderte mich selbst über den Ton naiver Verwunderung, der aus meiner Stimme sprach. Da traf mich ein leuchtender Blick aus Louisons Augen, und die Arme um meinen Nacken schlingend flüsterte sie: „Papa thut unrecht an Dir — und wenn ich das nicht lange, lange schon wüßte, so hätt' es der Ton Deiner Frage mir gesagt." Ich schwieg und starrte vor mich hin, ohne eines Gedankens bewußt zu werden. Dann plötzlich frug ich: „Hat Dein Vater Nachricht von Egon erhalten?" Und Louison sagte: „Du weißt ja, daß Egons Briefe vom Vater — zurückgewiesen werden — — das heißt — er hat ja seit langen Monaten nicht mehr Veranlassung zu solcher — Mühe gehabt!" Aus ihrer Stimme zitterte ein tiefer, tiefer Schmerz. „Du aber," so frug ich, „hast auch Du noch immer nicht erfahren — —" Mit einem heftigen Kopf=

schütteln unterbrach sie meine Frage. Da ich ihr aber nun in die Augen sah, flog ein brennendes Rot über ihre Wangen, ihre Lider senkten sich, ein leises Zucken rührte ihre Lippen, und jählings aufschluchzend barg sie ihr Haupt an meiner Brust. Da mußte ich denken, daß sie mehr wußte, als sie mir sagen durfte oder sagen wollte. Ich küßte ihr lockiges Haar, dann irrten meine Blicke durch das stille Gemach, und jetzt erst kam es mir zu Sinne, daß wir ja nun allein waren, und daß ich ja nun — — Ich hatte diesen Gedanken noch nicht ausgedacht, da rüttelte ein jäher Schüttelfrost meinen Leib. „Was ist Dir?“ fuhr Louison auf. „Nichts —“ erwiderte ich leise, griff nach dem Buche, begann zu lesen und las ohne Unterbrechung bis zum Ende des ersten Gesanges. Ein stockender Seufzer schwellte meine bedrückte Brust, und während ich hinausblickte auf die Straße, durch welche sich schon die ersten Schatten der Dämmerung spannen, und empor zum Himmel, auf welchem zwischen finsteren Wolken das letzte Blut der geschiedenen Sonne zerfloß, wiederholte ich flüsternd die Schlußworte des Gesanges:

„— — for now began
Night with her sullen wings to double shade
The desert; fowls in their clay nests were couch'd;
And now wild beasts came forth the woods to roam.“

Noch zitterte das letzte Wort auf meinen Lippen, als Louisons Vater das Gemach betrat, in Hut und Überrock,

das silberbeschlagene Rohr unter dem Arme. „Ich habe den Abend außer Hause zu verbringen,“ sprach er mit harter Stimme mich an, „und deshalb — — Sie begleiten mich wohl eine Strecke?“ Ich erhob mich und nickte nur; ich wäre keines Wortes fähig gewesen, denn an mir bebte jede Fiber vor Erregung. Louison warf einen bangen Blick auf ihren Vater; dann reichte sie mir nach einem geflüsterten „Auf Wiedersehen!“ den Mund zum Kusse. Wir gingen. Wortlos schritten wir die abendliche Straße dahin. Endlich sagte er: „Sie scheinen eine Frage zu erwarten, da Sie so hartnäckig schweigen?“ Ich erwiderte, daß ich mir nicht zu denken wüßte, welch eine Frage ich erwarten sollte, daß ich eben nur schwiege, da sein Verhalten gegen mich in diesen letzten Tagen wahrlich nicht von einer Art gewesen wäre, die mich ihm gegenüber hätte plauderlustig stimmen können. „Es ist mir lieb, daß Ihnen dieses mein „Verhalten“ nicht entgangen ist, obwohl Sie sich den Anschein des Gegentheils zu geben suchten,“ entgegnete er in seiner kalten, schroffen Weise „und ich habe diese Unterredung herbeigeführt, um Ihnen die Ursache meines „Verhaltens“ zu nennen, nachdem Sie selbst nicht den Mut zu haben scheinen, dieser Ursache nachzufragen. Ich aber als Vater meines in seiner Liebe allzugläubigen Kindes habe alle Veranlassung, über gewisse Dinge ins Klare zu kommen, von denen der Mund eines jeden Menschen überfließt, der Ihren Namen nennt. Und ich fordere unumwundene Offenheit von Ihnen — sei es nun zum Guten oder zum Schlimmen.“

Ich hatte, als er so zu sprechen begann, den festen Willen, offen gegen ihn zu sein; aber diese letzte Beifügung mußte alles wieder verderben; denn dieses „Schlimme“ konnte nur den Bruch meines Verlöbnisses, den Verlust meines Glückes bedeuten. Ich brachte kein Wort über die Lippen; gesenkten Kopfes schritt ich an seiner Seite dahin und hörte ihm zu, wie er von Gerüchten und Gerüchten sprach, welche ihm und Louison seit geraumer Zeit auf Schritt und Tritt mit einer Hartnäckigkeit nachgingen, welche auf die Dauer den Glauben an dieses Gerede erzwingen müßte; er hätte Dinge über mich und mein Leben gehört, die er, wenn sie wahr wären, weder von seinem religiösen und sittlichen Standpunkte aus, noch minder aber als Vater meiner Braut entschuldigen könnte; wer immer von mir rede, spräche von mir als von einem Spieler, Trunkenbolde, Verschwender und Schuldenmacher, als von einem Menschen mit den lockersten Grundsätzen gegenüber dem weiblichen Geschlechte; man lege mir solches Thun und solche Eigenschaften um so mehr zur Last, da von einem Menschen mit so seltener Begabung nicht nur das Gute in jedem Sinne, sondern das Beste und Ungewöhnliche mit Recht verlangt werden müsse, da ich überdies kein freier, unabhängiger Mann wäre, sondern noch in der Sorge meines Vaters stünde und daneben eine Verbindung eingegangen wäre, die es mir zur heiligsten Pflicht mache, meinen Ruf und Namen von jedem Makel rein zu erhalten. Das alles hielt er mir vor, und was ich dabei zumeist empfand, war ein Gefühl der Erleichterung,

daß er das Häßlichste und Schlimmste noch nicht wußte. Zugleich aber sagte ich mir, daß er es nimmer und nie erfahren dürfe, zum mindesten nicht, bevor ich der Geliebten alles gestanden und ihre Vergebung mir erfleht hätte. Und wieder, nachdem er eine stumme Weile auf ein Wort von mir gewartet hatte, begann er zu sprechen — und wie schwer auch mein Schuldbewußtsein mich drückte, so stieg doch in mir ein Gefühl der Empörung auf, über die kategorische, demütigende und beleidigende Art seiner Sprache. Ich schwieg, und mein Schweigen brachte ihn in Zorn. Er faßte mich am Arme und fuhr mich an: „Sie weigern mir die Antwort?“ — „Ja!“ — „Und weshalb?“ — „Ich weigere sie dem Tone Ihrer Fragen, der von einer Art ist, wie er kaum im Gerichtssale gegenüber einem Verbrecher am Platze wäre.“ — „Und wenn ich zu solchem Tone mich berechtigt hielte — Ihnen gegenüber!“ schrie er mich an, so daß die Leute auf der Straße stehen blieben und mit neugierigen Augen uns betrachteten. „Lassen Sie mich —“ stieß ich in fassungsloser Erregung hervor und wand meinen Arm aus seinen Händen, „ich bestreite Ihnen das Recht, gegen mich in solcher Weise zu verfahren. Wenn ich auch in Wahrheit so manches zu bekennen und abzubitten hätte, so hab’ ich es nur Louison zu bekennen, ihr allein nur abzubitten, nicht aber Ihnen! Es wäre Wahnsinn von mir, zum Richter meines Thun und Lassens aus freiem Willen einen Mann zu wählen, welcher — um gewiß verzeihlicher Ursachen willen — den eigenen Sohn ver=

stieß.“ Die Erregung hatte mir dieses Wort entrissen, das ich von Herzen bereute, kaum es gesprochen war. Es mußte ihn im Innersten getroffen haben, denn ich sah seine Züge verzerrt und entstellt und erschrak vor dem wilden Schmerze, der diesem bleichen, vom flackernden Laternenscheine gespenstig erhellten Gesichte aufgeprägt war. Schweigend stand er und starrte mich an. Seine Brust arbeitete, und dennoch glätteten sich seine Züge. Nun hob er die zitternde Hand zum Hute. „Meine Tochter wird Sie morgen um zehn Uhr erwarten,“ sagte er mit einer rauhen, heiseren Stimme, wandte mir den Rücken und schritt über die Straße hinweg, im Dunkel einer Seitengasse verschwindend. Eine Weile stand ich wie gelähmt; dann stürmte ich planlos durch die Straßen der Stadt. Ich wähnte alles verloren; aber mit dem Gedanken an Louisons Liebe erwachte wieder die Hoffnung in mir. Gewißheit war mir das Eine, daß ich vor der Entscheidung stand. Da marterte ich nun mein Gehirn um Rat und Hilfe und sann und sann, wie all das Häßliche in Worte zu bringen wäre, daß nichts verschwiegen bliebe und doch alles so gesagt wäre, daß ein großes Herz es entschuldigen und die Liebe es vergeben könnte. Aber ich fand diese Worte nicht; denn nun, da ich in dem Drange nach Wahrheit all meine Sünde so nackt und unverschleiert vor mir sah, erschien sie mir selbst so grauenhaft häßlich, unsühnbar und unverzeihlich. Straße um Straße hatte ich unter solchen Gedanken durchwandert; unwillkürlich zogen mich schließlich meine Schritte dem grünen Hause

zu. Dort stand ich mit qualerfülltem Herzen und starrte mit nassen Augen zu den erleuchteten Fenstern empor. Sechs Jahre war es her, daß ich zum erstenmale hier gestanden, emporblickend zu dem roten Scheine — mit welch anderen Gefühlen! Da schoß mir jählings das Blut an die Wangen — Louison war an das Fenster getreten, und ich sah, wie sie die Stirne wider die Scheiben preßte. Ich reckte die Arme nach ihr, sie erblickte und erkannte mich, das Fenster klirrte, und flüsternd klang von ihren Lippen mein Name zu mir hernieder durch die stille Nacht. Ich näherte mich, wollte sprechen, doch in diesem Augenblicke hallte ein Schritt die Straße einher; ich drückte mich in den Schatten des Thores, und als ich mich an die Bohlen lehnte, gab die Thüre nach, und ich taumelte in den finsteren Flur. Draußen verhallten die Schritte, ich wollte wieder auf die Straße treten, aber unwiderstehlich zog es mich in die Tiefe des Hauses. Ich fühlte mit den Händen schon das Geländer der Treppe — lautlos eilte ich empor, stand vor der Thüre, bebend und glühend, pochte leise, pochte wieder und wieder — nun hörte ich das Knirschen einer Klinke, die Thüre erzitterte, sie öffnete sich — und Louison stand vor mir, in dem weißen Schlafgewande schimmernd sich abhebend aus dem Dunkel. Mit ängstlichem, rührendem Stammeln bat sie mich, das Haus zu verlassen, und ich wollte ihre Bitte ja erfüllen, wollte sie zuvor nur für die Dauer eines flüchtigen Kusses in meine Arme schließen. Dieser Kuß aber wollte nicht enden. Lippe an Lippe sanken wir auf die Steinbank,

welche dicht neben der Thüre in die Mauer des Treppenflures eingelassen war. Als ich so die Geliebte auf meinem Schoße und in meinen Armen hielt, fühlte ich den ganzen Wert meines Glückes, dachte aber auch mit Grauen an das Morgen, und da schoß es mir durch die Seele: jetzt — jetzt — rede — rede! Flüsternd, mit fliegenden Worten, sprach ich von der Scene, die ich vor Stunden mit ihrem Vater durchlebt, und Louison hauchte mir mit einem Kusse in das Ohr: „Mögen die Leute reden — mag der Vater ihnen glauben — ich liebe Dich, ich vertraue Dir und glaube an Dich!“ Da ging es mir wie ein Stich durch das Herz, die Thränen stürzten aus meinen Augen, und mit versagender Stimme glitt es mir von den Lippen: „Solche Worte hör' ich von Dir — und ich weiß Dir kein anderes dafür zu sagen, als daß ich ihrer nicht wert bin, daß ich Dein Vertrauen täuschte, daß ich Deinen Glauben betrog und gesündigt habe an unserem Glücke.“ Ich wollte mich aus ihren Armen lösen, denn ich hielt mich in diesem Augenblicke nicht wert, an ihrem Herzen zu ruhen. Sie aber umschlang noch fester meinen Nacken, als fürchte sie, daß ich ihr entrissen würde — und so mich umschlungen haltend, zitternd, die Stirne an meine Schläfe pressend, von der ich ihre heißen Thränen niederrieseln fühlte über meine Wange, so lauschte sie meinen jagenden Worten — und ich sprach und sprach. Was ich ihr bei unserem ersten Wiedersehen mit Lücken und Lügen erzählt hatte, berichtete ich nun der Wahrheit gemäß, berichtete, wie alles

gekommen, wie jedes Geschehende als unvermeidliche Folge dem Geschehenen entsprossen wäre — und so sprach ich schon von jenem Balle, erzählte, wie ich berauscht von Tanz und Wein nach Hause wankte — — Da plötzlich riß sich Louison aus meinen Armen, und mir erloschen die Worte. Über die Treppe herauf war das Rascheln eines Schlüssels im Schlosse hörbar geworden. Was ich dachte, ich weiß es nicht mehr. Durch Sekunden stand ich wie erstarrt, Louisons kalte, regungslose Hand in der meinen haltend; dann wankte ich von der Stelle, zog die Geliebte mir nach in den Korridor der Wohnung und drückte hinter uns beiden die Thüre zu. Da hörten wir schon, wie unten das Thor mit dumpfem Halle sich schloß, nun klangen gedämpfte Tritte über das Pflaster des Hofes, nun waren sie schon auf der Treppe und kamen höher, näher — und da war er auch nicht mehr zu verkennen, dieser gleichmäßig gemessene, pedantische Schritt. „Der Vater!“ glitt es mit einem gebrochenen Laute von Louisons Lippen, und ihre Hand aus der meinen windend, floh sie von meiner Seite in ihr Gemach. Ich stand und wußte nicht, was ich dachte, wußte nicht, was ich that. Ich tastete nur so vor mich hin im Finstern — und da fühlte ich die Kante eines Schrankes unter meinen Händen. Zitternd drückte ich mich in die schwarze Ecke; der Herzschlag stockte mir, als draußen des Vaters Hand auf die Klinke sich legte. Jetzt öffnete sich die Thüre, und er betrat den Korridor; ich sah ihn nicht, denn sein schwarzes Gewand zerfloß mit der Dunkel-

heit in Eines; aber ich hörte den Gang seines Atems, fühlte fast den Hauch seines Mundes, so nahe schritt er an mir vorüber. Er ging auf die Thüre zu, in welcher Louison verschwunden war; als er sie öffnete, erschien für einen Augenblick vor einem matten Dämmerscheine der dunkle Umriß seiner hageren Gestalt. Nun schloß sich die Thüre, sein Schritt verstummte, und ich hörte den murmelnden Klang seiner Stimme: „Schläfst Du, Kind?“ Keine Antwort kam; und wieder hörte ich ihn weiterschreiten, eine Thüre öffnen — ich wußte, es war sein Arbeitszimmer, das er nun betrat — und da verhallten auch seine Schritte, aber ich folgte ihm in Gedanken aus dem Arbeitszimmer in das schmale Stübchen, in welchem seine Bücher standen, und dann ins Schlafgemach. Als aber meine Gedanken den gleichen Weg wieder zurückwanderten, wurden sie da drinnen vor der letzten Thüre gefesselt von einem Bilde, das mich erschauern machte in Schmerz und Liebe. Oh — nicht der leiseste Schatten eines unlauteren Denkens oder Empfindens trübte dieses traumhafte Gesicht. Aber mir war es, als könnt' ich, als dürft' ich nicht gehen, ohne noch ein Wort gesprochen, ohne noch ein Wort von Louisons Lippen gehört zu haben. Unwiderstehlich zog es mich der Thüre zu — und da stand ich auch schon in dem Zimmer. Bei dem Dämmerscheine, den das Licht der Straßenlaternen durch die Fenster warf, gewahrte ich vor mir das weiße Lager, gewahrte, wie Louison, halb aufgerichtet in den Kissen, zu stummer Abwehr ihre beiden Arme mir entgegenstreckte.

Wohl verstand ich diese flehende Bitte, aber ich vermochte ihr nicht zu folgen. Mich zog es näher und näher — vor dem Lager brach ich in die Kniee — aufschluchzend faßte ich Louisons Hände — oh, wie sie zitterte! — und bedeckte diese Hände mit Thränen und Küssen. Und unter Thränen und Küssen frug ich nur immer, ob sie daran glaube, daß ich sie liebe, grenzenlos, mit ganzer Seele. Sie gab mir kein Ja zur Antwort, aber fest und eng umschlang sie mit ihren bebenden Armen meinen Nacken und neigte ihre von Thränen nasse Wange auf meine Stirne. So lagen wir, ich weiß nicht wie lange, bis ich endlich selbst die Arme der Geliebten von meinem Halse löste und mich erhob. Noch einmal frug ich: „Glaubst Du an meine Liebe?“ — und da zog sie mit einem leidenschaftlichen Ja mich zu sich nieder. „So ist alles gut, und alles wird gut sein,“ sagte ich und küßte sie auf den Mund. Dann ging ich aus dem Gemache, leise wohl, doch sicher und ruhig. Geräuschlos stieg ich über die Treppe nieder und verließ das Haus. Tiefe Nachtstille lag über den Straßen; zahllose Sterne blickten auf mich herab. Ich sah nicht die Schwärze des Himmels, ich sah nur den reinen Glanz, der diesen leuchtenden Augen des Alls entstrahlte. Mir war, als hätte die verwichene Stunde mich zu einem neuen Menschen umgeschaffen; alles Fürchten und Bangen war von mir gestreift, nur Glück und Hoffnung wohnten noch in meinem Herzen. Und dieses Empfinden spann sich mit traulichen Träumen hinüber in einen erquickenden Schlaf. Früh

am Morgen erwachte ich. Es litt mich nicht zwischen den Wänden. Ich umwanderte die Stadt, und als ich bei einem Villengarten vorüber kam, aus welchem ein Rosenstrauch seine blütenreichen Zweige durch die Lucken des Zaunes drängte, brach ich von den Blumen und eilte mit ihnen dem grünen Hause zu. Dort übergab ich sie der Dienerin, welche mir öffnete, und sie trug die Blumen in Louisons Zimmer. Ich wollte gehen — da aber that sich die Thüre auf, und Louison erschien auf der Schwelle. Aug in Auge standen wir uns gegenüber; ein tiefes Rot übergoß ihre Wange. Als hätte sie diese Röte verbergen wollen, so hastig eilte sie auf mich zu, und mit den Armen mich umschlingend, neigte sie ihr Gesicht auf meine Brust. Ich küßte ihr das lockige Haar — und schon löste sie sich wieder aus meinen Armen und huschte davon. Ich ging — durchwanderte abermals die Alleen, welche die Stadt umkreisen — und nun, da seliges Hoffen mich so ganz erfüllte, fand ich auch gar leicht den Inhalt und die Art der Worte, welche ich in der Stunde zu reden hatte, die mir bevorstand. Klar und wahr lag mir die Geschichte meines ganzen, vergangenen Lebens auf der Zunge; dieses Bewußtsein flößte mir Mut ein, so sehr mein Herz auch pochte, als ich zu der von Louisons Vater bestimmten Zeit im grünen Hause die Glocke zog. Die Dienerin öffnete und bedeutete mir zu meinem Befremden, daß niemand zu Hause wäre. Ich sagte, daß ich warten wolle, da Louison und ihr Vater, wenn sie das Haus verlassen hätten,

sicherlich mit jedem Augenblicke zurückkehren müßten. Während ich das sagte, wollte ich die Schwelle überschreiten; die Person aber vertrat mir den Weg und erklärte, daß sie ausdrücklichen Befehl habe, niemanden den Eintritt zu gestatten. Und dieses „niemand" betonte sie so seltsam, so beleidigend seltsam. Da fuhr ich sie an, ob sie denn nicht wüßte, welch ein Recht ich hätte, dieses Haus zu betreten; doch sie zuckte nur die Schultern und wich nicht von der Stelle. Jäher Zorn schwellte mir die Adern, und schon lag mir ein heftiges Wort auf der Zunge, da wurde an Louisons Zimmer die Thüre aufgerissen, und der Vater stand vor mir, mit aschfahlem Gesichte, mit Augen, deren Blicke wie Dolche auf mich einfuhren. „Haben Sie dem Herrn da nicht gesagt," so schrie er die Dienerin an, und seine Stimme schrillte wie springendes Glas, „haben Sie dem Herrn da nicht gesagt, daß niemand zu Hause ist — für ihn!" Mit irren Blicken sah ich von ihm auf die Magd; wieder zuckte sie die Schultern und schlich dann wortlos davon. „Nun — worauf warten Sie noch?" hörte ich seine Stimme schrillen, und als ich zu ihm aufblickte, schlug plötzlich durch die offene Thüre ein lautes Schluchzen an mein Ohr. Da quoll es mir über die Lippen — es war nicht Sprache, nur ein unverständliches Stammeln — und flehend schlang ich vor ihm die beiden Hände ineinander. Er aber schrie: „Dem eigenen Sohne hab' ich diese Schwelle verschlossen, als er die Schande in mein Haus tragen wollte — soll ich es nun besudeln lassen von einem Fremden, von einem

Lügner und Heuchler!“ Und als er bei diesen Worten mit drohenden Blicken und Gebärden auf mich zutrat, wich ich unwillkürlich zurück, und krachend flog die Thüre vor mir ins Schloß. Ich stand und starrte die zitternden Bretter an, ich griff nach meiner Stirne, ich wähnte, ich wäre wahnsinnig geworden und das alles wäre nur eine Ausgeburt meines Irrsinns — aber ich fühlte den Schweiß an meinen Schläfen, ich tastete um mich, und spürte die kalte Glätte der Mauer. Bebend am ganzen Leibe wankte ich aus dem Hause. Als ich den Gasthof erreichte, wurde mir ein Brief übergeben; vor etwa einer Stunde wäre er für mich gebracht worden. Mit zitternden Händen riß ich ihn auf und begann zu lesen; aber ich kam nicht zu Ende — ich fühlte jenen Krampf in meinem Herzen — und fühlte noch, wie mir die Kniee brachen. Dann schwand mir das Bewußtsein — —“

In einem tiefen, zitternden Seufzer erlosch meines Freundes Stimme.

5.

Und wieder begann Albert zu erzählen.

„Als ich zur Besinnung kam, lag ich in meinem Zimmer auf dem Bette und sah einige Leute des Hotels um mich beschäftigt. Mein erstes Wort war eine Frage nach jenem Briefe. Man reichte ihn mir — und aus der Art und Weise, wie dies geschah, mußte ich schließen, daß der Brief gelesen worden war. So nahm es mich auch nicht Wunder, als ich nach kaum zwei Tagen die Nachricht von dem Bruche meines Verlöbnisses in der ganzen Stadt verbreitet fand. Ja — der Bruch meines Verlöbnisses — das war der Inhalt dieses Briefes. Von Louison selbst enthielt er nur wenige Zeilen — kein Wort des Vorwurfes, kein Wort der Klage, aber auch kein Wort der Liebe. Sie dürfe sich der Einsicht nicht verschließen, so schrieb sie, daß ihr aus allem, was sie über mich erfahren, was ihr nun als unanzweifelbare Wahrheit erscheinen müsse, die Pflicht

erwachsen wäre, mir mein Wort zurückzugeben. So wäre ich aller Fesseln ledig und hätte nur noch der einen, großen Pflicht gegen mich selbst zu genügen, mein Leben in einer Weise einzurichten, in der ich den hohen Anforderungen gerecht werden könnte, welche meine Begabung an mich stelle, sowie den reichen Hoffnungen, welche die Liebe meiner Eltern auf meine Zukunft setze. Daß die Lösung unserer Beziehungen solche Früchte tragen möchte, das wäre der einzig noch verbleibende Wunsch der aufrichtigen „Freundschaft", die sie mir unverbrüchlich bewahren werde, wenngleich unsere Lebenswege nun für immer auseinandergingen. So Louisons Worte — und ihnen war eine drei Seiten lange Erklärung ihres Vaters beigefügt: daß er die Entscheidung seiner Tochter, die er erzwungen haben würde, wenn sie nicht aus freien Stücken erfolgt wäre, in jeder Hinsicht gutheiße, daß er sie als ebenso gerecht erkenne, wie durch mich selbst verschuldet, nachdem . . . . und da folgte nun eine geschäftsmäßig genaue Aufzählung all jener bösen Dinge — und so vollständig war dieses Register — nichts fehlte — auch nicht das Schlimmste. Wie er das über Nacht zu erfahren vermochte, oder wohl am Morgen erst, fast zwischen Stunde und Stunde, darüber hab' ich bis heute noch keine Klarheit gewinnen können. Was ich damals empfand, was ich litt — ich weiß es Dir nicht zu schildern. Alles in mir war so verworren, so zerrissen, und dieser seelischen Verwüstung stand ich rat- und hilflos gegenüber. Ich wollte die Stadt verlassen, aber die Luft, in der ich die Geliebte atmend wußte, hielt

mich gebannt. War ich allein, so gab ich mich fassungslos meinem Schmerze hin; doch wenn ich auf die Straße trat, wenn ich von jedem bekannten Gesichte die Schadenfreude zu lesen vermeinte, wenn ich gemartert wurde mit vagen Trostesworten oder boshaften Anspielungen, dann zwangen Stolz und Trotz mich zur Verstellung, und ich spielte den Gleichgültigen, den ungestört Fröhlichen. Während ich mir aber vor den Leuten den Anschein gab, als wäre „die Erlösung von dieser Fessel“ für mich die willkommene Erfüllung eines lang gehegten Wunsches gewesen, versuchte ich im Geheimen alles und jedes, um eine Unterredung mit Louison herbeizuführen. Bei all der peinigenden Erkenntnis meiner Schuld verließ mich die Hoffnung nicht. Ich las aus Louisons letzten Zeilen nur den Zwang des Vaters, und jene „Freundschaft“, von der sie geschrieben, erschien mir nur als ein Wort, hinter dem sie vor dem Auge des Vaters ihre Liebe verbarg. Ich schrieb und schrieb, ich schilderte ihr meinen Schmerz, meine Reue, meine Liebe — aber uneröffnet kamen meine Briefe an mich zurück. Als ich auf diesem Wege nichts erreichte, machte ich mehrmals den Versuch, den Eintritt in die Wohnung zu erzwingen — doch stets erfolglos, bis mir eines Morgens die Thüre ohne Widerrede eröffnet wurde. Aber die ich suchte, fand ich nicht mehr — — Louison hatte Tags zuvor mit ihrem Vater die Stadt verlassen. Nun stand ich vor der Gewißheit, daß an allem Geschehenen nichts mehr zu ändern wäre — und jetzt, da ich alles verloren sah, was mein Herz sich ersehnte, empfand ich

erst die ganze Glut dieser Liebe, die ich unlösbar mit meinem Leben verwachsen fühlte. Es gab für mich kein anderes Glück auf Erden, als das Glück dieser einen Liebe — und dieses verloren, das hieß für mich: alles verloren — Leben und Seligkeit. Da war es nun freilich zu Ende mit aller Verstellung. Verstört und gebrochen ging ich umher, blind für alles, was mich umgab, taub für die Worte der Menschen. Es war mir eine förmliche Wollust, mich in meinen Schmerz und in meine Reue hineinzuwühlen. Das Leben der Stadt störte mich in der Pein, die ich mir anthat, und so floh ich aus ihren Mauern. Ich wollte mich vergraben — in einem einsamen Thale des Gebirges. Es war zur Abendzeit, als ich Augsburg verließ. Ich mußte in München die Nacht verbringen — und da wollte es ein Zufall, daß in der ersten Straße, die ich durchmaß, jener — jener „gute Freund“ meinen Weg kreuzte. Als ich ihn erkannte, schoß mir der Gedanke durch das Hirn, daß alles, alles ungeschehen wäre, wenn er damals meine Briefe nicht unterschlagen hätte; dann wäre jene erste Trennung nicht eingetreten, aus der mir der Keim zu allem späteren Übel erwuchs; dann wäre alles anders gekommen, und alles gut, schön und glücklich! In solchen Gedanken trat ich auf den Menschen zu, stellte ihn zur Rede, und als er meine Frage mit einem frivolen Worte erwiderte, schlug ich ihn ins Gesicht. Am andern Morgen standen wir uns gegenüber. Es war dreimaliger Kugelwechsel festgesetzt worden, mit zwanzig stumm gezählten Sekunden als Frist für jeden Schuß. Man reichte uns

die Waffen — das Zeichen wurde gegeben — doch als ich die Hand erhob, sah ich ihn erblassen, sah, wie sein Arm zu zittern begann — und da war er mir zu erbärmlich — und ich schoß in die Luft. Kaum aber war mein Schuß verhallt, da krachte der seine, und die Kugel pfiff an meiner Wange vorüber. Das erweckte in mir den Zorn des Mannes, und als mir die neugeladene Waffe gereicht wurde, hob ich sie, als stände ich vor der Scheibe. Gleichzeitig entluden sich die beiden Schüsse. Ich fühlte mich unversehrt — meinen Gegner aber sah ich wanken und niederstürzen in das Gras. Da überkam es mich für Sekunden wie eine, alle Gedanken ertötende Betäubung; doch als nach wenigen, fast lautlos verstrichenen Minuten der eine der beiden Ärzte auf mich zutrat, mit Achselzucken und ernster Miene, da hatt' ich mich wieder gefunden, und klar sah ich den Weg vor mir, den einzigen, den ich zu gehen hatte. Ich fuhr in die Stadt zurück, ich schrieb an meinen Vater, schrieb ihm alles, alles — dann stellte ich mich dem Gerichte. Ich wurde sofort in Haft behalten. Aber es sollte mir doch wenigstens Eines erspart bleiben: vier Tage nach dem Duelle, dessen Ausgang mir unter den martervollen Gedanken meiner Einsamkeit wie ein Mord erschien, wurde mir die Nachricht gebracht, daß mein Gegner, wenn auch nach langwierigem Krankenlager, vollständig wieder genesen würde. Tags darauf kam ein Brief von meinem Vater; auch hier kein Wort des Vorwurfes, nur eine ruhige Darlegung und Beurtheilung meiner Lage neben der herzlichen Mahnung

an die Pflichten, die ich meinem Dasein schuldete. Auch die liebevollsten Grüße meiner Mutter brachte mir dieser Brief, daneben aber auch die Nachricht von der besorgniserregenden Verschlimmerung ihres Befindens. Diese Nachricht wirkte um so erschütternder auf mich, je zarter und rücksichtsvoller ich die Worte gewählt fand, in denen sie enthalten war. Ich meinte den wahren Zweck dieses unverdienten Zartgefühls gar wohl zu erkennen, und wovor es mich bewahren sollte, das wurde durch diese Erkenntnis um so gewaltsamer in mir erweckt: der peinigende Glaube, daß die Ursache jener Verschlimmerung nur in diesem letzten Kummer zu suchen wäre, den ich über das Herz meiner armen Mutter gebracht. Von der Stunde dieser Erkenntnis begann in mir jene Wandlung, die meinem Leben zum Heile geworden wäre, wenn nicht .... oh, dieses Wenn! — — — — Wenige Wochen nach dem Duelle stand ich vor Gericht und wurde zu dreimonatlicher Festungshaft verurtheilt. Zur Verbüßung dieser Strafe wurde ich nach Passau verbracht — und hier, in der zweiten Woche meines Aufenthaltes, traf mich die Nachricht von dem Tode meiner Mutter. „Ihr letztes Wort war ein Wort der Liebe für Dich, mein Sohn," so schrieb mir der Vater, und das verdoppelte meine Qual, statt mich zu trösten, denn dieses Wort ließ mich so ganz die tiefe Mutterliebe erkennen, an der ich mich durch all mein Leben so schwer versündigt hatte. Fassungslos gab ich mich dem wahnsinnigen Schmerze hin, der mich bis ins Innerste durchwühlte. Zwischen Thränen und Thränen

las ich zu hundertmalen den Brief des Vaters, der nur den Sohn zu trösten suchte und des eigenen Leides kaum mit einem Worte gedachte: „Ich habe sie geliebt und habe an ihrer Seite so viel des Glückes gefunden — sie wird mir unvergeßlich bleiben.“ Wie karg dieses Wort Dir klingen mag — ich hörte aus ihm die Sprache eines gebrochenen Herzens. Mit welchem Gefühle sollte ich dem Vater einst vor die Augen treten, ich, der ich meiner Mutter frühen Tod verschuldet hatte! Und nie, nie wieder war diese Sünde zu sühnen. Wer sollte mir das erlösende Wort der Vergebung sagen, da der einzige Mund, der es hätte sprechen können, verstummt war für ewig? Oh, entsetzlich — heute noch durchrüttelt mir ein Schauer das innerste Mark, wenn ich an jene endlosen Tage denke, an jene grauenvollen Nächte in meiner einsamen Zelle. Der Jammer um meine Mutter übertäubte in der ersten Zeit mein Leid um das verlorene Glück meiner Liebe, aber auch dieses kam wieder zu seinem vollen Rechte, und so wand sich mein Herz unter doppelter Folter. Erschien mir nun auch die Schuld, die ich mir an dem Tode meiner Mutter zumaß, unsühnbar für alle Zeit, so klammerte ich mich doch mit heißer Hoffnung an den Gedanken, daß ich einst in meinem Leben noch zu sühnen vermöchte, was ich an Louison verbrochen — zu sühnen, ja, indem ich den Mahnungen gerecht wurde, die sie in jenem Abschiedsbriefe um ihrer „Freundschaft“ willen an mich gerichtet. Dieses Testament zu erfüllen, wie es nur immer in meinen Kräften stand, das war mein beschworener Vorsatz — und

wär' es auch nur dem Wunsche jener „Freundschaft", wär' es auch nur meinem Vater zuliebe. Denn für mich selbst — das mußte ich mir in Schmerzen eingestehen — konnte aus einem geänderten, gebesserten Leben weder Freude noch Gewinn erwachsen, als höchstens der eine, der in dem Bewußtsein läge, ein anderer, besserer Mensch geworden zu sein und dadurch jenen beiden, die ich liebte aus ganzer Seele, eine späte Freude bereitet zu haben. So beschaffen war es in meinem Innern, als ich aus der Festung entlassen wurde. Mit welchen Gefühlen ich das heimatliche Haus betrat, das magst Du all dem Gesagten leicht entnehmen. Als ich dem Vater gegenüberstand und ihn um Jahre gealtert sah, mit gramdurchfurchten Zügen, mit ergrauten Haaren, da brachte ich kein Wort über die Lippen — aber ich warf mich an seinen Hals und hielt ihn lange, lange umschlungen, und meine stummen Thränen mögen ihm verraten haben, was ich fühlte. Er führte mich in das Schlafzimmer, und seine Augen schwammen in Zähren, als er mit zitternder Hand auf das Lager deutete, in welchem die Mutter verschieden war. Da stürzte ich hin auf meine Kniee, grub mein Gesicht in die Kissen und schluchzte und schluchzte. Dann eilte ich aus dem Hause, hinaus nach dem Friedhofe — und dort zeigte man mir das Grab — — oh, wie glücklich nenn' ich jene, die vor den grünen Totenhügeln die Verklärung der geschiedenen Seele zu schauen vermögen! — i ch sah im Geiste nur die Greuel der Verwesung. Dieses quälende Bild trug ich mit mir hinweg, und es währte Tage und Wochen,

eh' ich es aus meinen Blicken zu bannen wußte. Arbeit und Arbeit, das war von nun an der Inhalt all meiner Zeit. Jede Stunde, die ich mir zur Erholung gönnen mußte, widmete ich meinem Vater. Wie liebevoll war er zu mir! Nie, nie kam ein Wort, das die Vergangenheit berührte, über seine Lippen. Und nie auch sprachen wir von der Mutter, ein jeder schonte den Schmerz des anderen, und dennoch trieben wir Hand in Hand einen stillen abgöttischen Kult mit allem, was uns im Hause an sie erinnerte. Allabendlich, ehe die Dämmerung eintrat, kam er zu mir in mein Zimmer und legte seine Hand auf das Buch, das vor mir aufgeschlagen war. Dann verließen wir das Haus und durchwanderten das mit Bäumen reich besetzte Glacis, oder wir schritten am Ufer des Maines entlang, in dessen stille rinnender Flut die abendlich beleuchteten Weinberge lieblich sich spiegelten. Da hörte es der Vater so gerne, wenn ich ihm von dem Ergebnis meiner Studien sprach, wie von den Zielen, die ich dabei erstrebte. Ein Jahr noch wollte ich mir gönnen, um meine in der letzten Zeit so sehr vernachlässigten Fachstudien zu einem formellen Abschlusse zu bringen. Nach Verlauf dieser vorgesetzten Frist wollte ich das Lehramt betreten, und da hoffte ich neben den Pflichten meines Berufes auch meinen dichterischen Plänen wieder Zeit und Rechte gönnen zu dürfen. Ich sprach meinem Vater auch von diesen Plänen und fand bei ihm ein tiefes Verständnis und freundliche Ermunterung. Allmählich legte sich bei solchem Leben über mein Denken und Sinnen eine

stille, tröstende Ruhe. Erschrecklich aber sollte ich aus dieser Ruhe aufgerüttelt werden. Es war an einem Abende, kaum vier Monate nach meiner Rückkehr in das heimatliche Haus, da kam ich mit meinem Vater von einem unserer gewohnten Spaziergänge. Er ging in das Wohnzimmer, wo die Zeitungen zur Lektüre für ihn bereit lagen; ich aber betrat meine Stube, um die vor Stunden verlassene Arbeit wieder aufzunehmen. Da hör' ich, während ich die Lampe entzünde, plötzlich von drüben her einen gurgelnden Schrei und einen dumpfen Fall. Zu Tod erschreckt stürze ich hinüber zu meinem Vater und seh' ihn vor mir auf den Dielen liegen, lang ausgestreckt, wie leblos, mit starren, halb geschlossenen Augen. Der Jammerruf, den ich ausstieß, rief unsere Magd herbei, und während sie davonrannte, um den Arzt zu holen, hob ich den Vater von der Erde, trug ihn zu Bette, und alles, was ich in Angst und Verzweiflung ersinnen konnte, versuchte ich, um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Vergebens — vergebens! Ehe noch der Arzt über die Schwelle trat, wußte ich, wie es stand. Zwei Tage und drei Nächte hat es noch gewährt — und während dieser entsetzlichen Stunden wich ich nicht von seinem Lager. An ihm nur hingen meine Blicke, ich hoffte von Sekunde zu Sekunde, aber alle Glieder waren ihm gelähmt, auch die Zunge, und kein Wort mehr kam über seine Lippen. Nur in den Augen war noch das Leben, und mit diesen Augen sah er mich an, unablässig, mit Blicken der Liebe und Sorge — und aus seinen Blicken las ich es, wie

gerne er gesprochen hätte. Als aber Tag und Nacht so dahinschwand, ohne daß die Sprache ihm wiederkehrte, da änderte sich der Ausdruck in seinen Augen, so peinigend und erschreckend. Ich sah es ihm an, daß er zu sterben fürchtete, ohne mir ein Wort noch sagen zu können. Angst und Marter las ich aus seinen Blicken; es schien, als wollte er, da die Zunge versagte, seine Augen zwingen, zu mir zu reden; aber sie hatten keine Sprache, als nur die Sprache der stummen Qual. O wenn es einen Gott gäbe, er müßte mir sagen: was Du noch je verschuldet hast im Leben, in diesen Tagen und Nächten hast Du es gebüßt. Ich selbst aber wagte nicht so milde gegen mich zu sein, ich sah auch in diesem Unglück nur die Folge meines sündigen Lebens, die frühe Folge all des Kummers, den ich über das Herz meines Vaters gebracht — und ich habe die Qual der Verdammnis gelitten, in dieser letzten fürchterlichen Stunde. Es war in der dritten Nacht — ich saß vor dem Bette und blickte mit thränennassen Augen auf das geliebte Antlitz, über welchem der rötliche Schatten des Lichtschirmes lag. Da sah ich plötzlich über die sonst so regungslosen Züge ein fieberndes Zucken fliegen, ein rasches Blinzeln rührte die Lider, die beiden Hände regten sich und hoben sich nach mir — schluchzend vor Freude sprang ich auf — schon aber sanken des Vaters Arme wieder, und seine Augen starrten mir weiß entgegen — — was ich für das Zeichen des wiederkehrenden Lebens gehalten, es war das Zeichen des Todes."

Albert schwieg. Sein Atem ging in tiefen, schweren Zügen, und eine lange, stille Weile verrann, bevor er wieder zu sprechen vermochte:

„Ich hatte drei Nächte nicht geschlafen, dabei kaum einen Bissen zu mir genommen — und nun dieser Schmerz — das warf mich auf das Krankenlager. Zwölf Tage bin ich im Fieber gelegen. Wenn mir heute mein Leben als ein Wert erscheint, so hab' ich seine Erhaltung jenem Fieber zu danken, welches in mir das Bewußtsein meiner Lage ertötete. Ich glaube, ich hätte den ersten Tag nicht überstanden — ich glaube, damals hätt' ich mein Grausen vor dem Tode überwinden können. Als ich das Lager wieder verlassen durfte, fand ich im Wohnzimmer den Tisch bedeckt mit Briefen und Karten. Es widerstrebte mir, durch vage, konventionelle Trostesworte meine Trauer entweihen zu lassen. Ich ließ die Blätter verbrennen, ohne sie berührt zu haben. Während ich krank gelegen, hatte ein Freund meines Vaters die Sorge für alles auf sich genommen, was dieses unglückselige Ereignis als notwendige Folge mit sich brachte, so daß mir selbst nur die eine schmerzliche Mühe verblieben war, die Schwester meines Vaters, welche um diese Zeit, wie alljährlich, in Italien weilte, von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Dann kamen häßliche Tage für mich. Meine Gläubiger, die der Vater während des letzten Halbjahrs durch kleine, seinem Gehalte abgekargte Ratenzahlungen zur Not beschwichtigt hatte, überliefen mir das Haus. Befriedigen konnte ich sie nicht, zur Gewährung einer neuen Frist

waren sie nicht zu bewegen, und so wurde auf ihr Betreiben mein ganzes Erbe, das Hausgeräte meiner Eltern, von den Gerichten in Beschlag genommen und auf dem Zwangswege versteigert. Von dem Erlöse wurde mir nach Tilgung meiner Schulden eine kleine Summe als Überschuß ausgehändigt, und damit stand ich nun auf der Straße. Ich sah keine Möglichkeit, meine Studien zu vollenden und die früher beabsichtigte Carriere einzuschlagen. Ich sah mich allein in der Welt, und mir allein auch wollte ich leben. Was früher die Freude meiner stillen und schönsten Stunden gewesen, meine Neigung und Begabung zu schriftstellerischer Thätigkeit, das gedachte ich nun zur Fristung meiner Existenz zu nützen. Ein letztesmal besuchte ich die Gräber meiner Eltern — oh, welch eine bittere Stunde ist das für mich gewesen — dann verließ ich die Stadt, in der ich vor kurzen Tagen den letzten Halt meines Herzens, die letzte Freude meines Lebens verloren hatte. Ich mußte die Heimat fliehen, wenn ich nicht auf Schritt und Tritt den quälendsten Erinnerungen an die Vergangenheit begegnen wollte. So kam ich nach Wien; meine Wahl war auf diese Stadt gefallen, da ich inmitten des regen litterarischen und theatralischen Lebens, das ich hier vorhanden wähnte, leicht alle Möglichkeit zu finden hoffte, um mir Stellung und Erwerb zu schaffen. Das Gewoge und Getreibe, das Lärmen und Brausen der Großstadt wirkte anfangs wohlthätig und anregend auf meine so gedrückte Stimmung; bald aber schlug die Wirkung in das Gegentheil

um, ich fühlte mich betäubt, dann nervös gereizt, und vor allem war es mir ein peinigender Gedanke, unter den Millionen Menschen nicht Einen zu wissen, der es mir gut meinte. Ich hatte in einer der Vorstädte ein kleines, eben nur der Notdurft genügendes Zimmer gemietet. Zwischen diesen vier engen, kahlen Wänden arbeitete ich Tag und Nacht. Dabei machte ich alle denkbaren Versuche, bei einem der vielen Journale Stellung zu finden — vergebens. Ich vollendete jenes Schauspiel — und als ich auch mit diesem Werke, an dem mein ganzes Herz und Leben hing, überall und überall zurückgewiesen wurde, da magst Du Dir ohne Mühe denken können, welch eine üble Wirkung solche Erfahrungen bei meiner ohnehin schon zerrissenen Seelenstimmung auf mich ausübten. Ich begann an meiner Begabung, an dem Werte meiner Arbeit zu verzweifeln. Das legte sich lähmend auf meinen Mut und meine Kraft. Wenn ich wirklich noch zu arbeiten vermochte, geschah es in Qual und Unfriede. Jeder Gedanke, den ich dachte, erschien mir alltäglich und gewöhnlich; was ich ersann, schien mir unwert des Ersinnens, und jede Zeile, die ich schrieb, fand kaum im Augenblicke der Niederschrift meinen Beifall, um dann von meinem, gegen mich selbst so gehässigen Urtheile verworfen und geschmäht zu werden. Dabei kam es bald so weit, daß ich jede größere Arbeit, die mir im Entwurfe aller Mühe und alles Lobes wert erschienen war, nach ihrer Vollendung als wertlos wieder vernichtete, ohne daß ich vorher den geringsten Versuch unternahm,

sie dem Urtheile der Öffentlichkeit vorzulegen. Aber ich mußte ja leben. Die kleine Summe, die ich mitgebracht hatte, schmolz und schmolz, und so mußte ich schließlich für die wenigen Gulden dankbar sein, die ich durch Ertheilung von Privatstunden, wie ab und zu durch einen der Aktualität des Tages frohnenden Journalartikel verdiente. Als dann von jener Summe der letzte Kreuzer verausgabt war, schlich sich in mein ärmliches Zimmer eine Kameradin von lästiger Treue — die Not. Wohl beschränkte ich das Maß meiner Bedürfnisse auf das allerdenkbar winzigste, und dennoch kamen Tage, in denen ich hungerte, Zeiten, in denen ich mich des Zustandes meiner Kleidung schämen mußte. Bei solcher Lage mußte der letzte Rest jener Hoffnungen, die ich noch auf Glück und Leben setzte, in mir ersticken. Da wurde mir der Gedanke an Louisons Liebe, an die ich ja noch immer glaubte, zur bittersten Qual. Ich mußte mir sagen, daß die Erbärmlichkeit meiner Existenz mich weiter und strenger noch von der Geliebten schied, als das Übermaß meiner Sünden dies gethan. Was hätte ich der Geliebten, die mir des sonnigsten Glückes würdig erschien, zum Danke für Liebe und Vergebung bieten können — ich, der ich ein Nichts im Leben war, ein verkommener Student, fast schon ein Bettler! So sah ich Louison durch meine Schuld und um ihrer Liebe willen zu einem einsamen, verkümmerten Dasein verurtheilt. Und da ließ das tiefe Mitleid, das ich für sie empfand, mich hoffen, es möchte die Liebe weniger tief in ihrem Herzen wohnen als in dem meinen, es möchte die Zeit für sie erscheinen,

zu der sie mich vergessen, alles Vergangene überwunden hätte und empfänglich wäre für ein neues, treueres Glück. Was lag an mir? Wenn ich nur sie gerettet wußte! Meine Phantasie sogar zwang ich in den Dienst dieser Hoffnung; ich machte mich und mein Leben so häßlich vor mir, daß ich mir aller Liebe unwert, nur noch wert der Verachtung erschien; ich phantasierte diese Verachtung in Louisons Herz und sah ihre Liebe dadurch erschüttert; dann führte ich ihren Vater, ihre Verwandten und Freundinnen, führte die ganze Welt wider mich ins Feld, sah Louisons Liebe leiden und wanken, sah sie endlich schwinden und erlöschen unter Zwang und herzlicher Zurede, unter dem Drucke von Wahrheit und Verleumdung. Um das Ergebnis dieser Phantasien in mir festzuhalten, sucht' ich es unwillkürlich in Form und Werk zu fesseln. So entstanden die ersten Entwürfe und Scenen jenes zweiten Schauspiels, welches damals freilich einer ganz andern Lösung entgegenstrebte, als es späterhin unter dem Zwange unerwarteter Ereignisse gefunden hat. Damals sah ich als Ende dieses Werkes auf der einen Seite den in Ekel und Abscheu erfolgenden Tod jenes schuldbeladenen Menschen, der die Verkörperung meines eigenen Lebens bilden sollte, auf der anderen Seite Louisons neuerblühtes Glück in den Armen eines ihrer Liebe würdigen Mannes. Das alles überkam mich mit solcher Gewalt, diese Arbeit faßte mich an wie flackerndes Feuer das dürre Holz, ich widmete ihr meine Tage und Nächte, ihr zuliebe versäumte ich meine Unterrichtsstunden, ich hungerte lieber,

eh' ich sie bei Seite schob, um eine jener journalistischen Lohnarbeiten zu verrichten. Um doch meine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, verkaufte ich, was ich noch besaß, so daß ich bald nichts mehr mein eigen nannte, als das eine schlechte Gewand, das ich auf dem Leibe trug. Das alles aber that ich nicht etwa in der Erwartung, als würde nach Vollendung dieses Werkes irgend ein Erfolg desselben mich für alle Entbehrungen entschädigen — daran dachte ich mit keinem Gedanken. Ich schuf dieses Werk um seiner selbst willen, lebte nur noch in ihm und sah im übrigen für mich selbst mit willenloser Apathie dem Ende entgegen, das ich für den Pseudohelden meines Schauspiels ersonnen hatte. Und in der That, ich stand auch bald vor dem Tage, an dem ich verhungern mußte oder zum Bettler werden. Da aber kam die unerwartete Wendung — das Ableben meiner Tante — und die Nachricht, daß sie mich zum Erben ihres ziemlich beträchtlichen Vermögens eingesetzt hatte. Die Kunde von diesem Tode weckte aufrichtige Trauer in mir, während das Geschenk, das dieser Tod mir zuführte, mich kaum berührte. Wenn es mir überhaupt willkommen erschien, war es nur um des einen Umstandes willen, daß ich jetzt den materiellen Verpflichtungen gegen — gegen mein Kind, die ich seit dem Tode meines Vaters nur kärglich zu erfüllen vermochte, in ausgibigster Weise gerecht werden konnte. Wie war ich da von nun an so pünktlich — aber — aber nie hab' ich es über mich vermocht, mit einer Zeile dem Befinden des armen Geschöpfes nachzufragen, gegen das

ich ja noch immer die gleiche Empfindung im Herzen trug, welche die erste Nachricht seiner Existenz in mir erweckt hatte. In allem Übrigen sah ich durch diese plötzliche Wandlung meiner äußerlichen Lage nichts geändert. Ich war so ganz von der Stimmung befangen, die das Wesen und die Entwicklung jenes Werkes über mich gebracht. Das Ergebnis meiner Phantasie stand mir gegenüber wie geschehene Wahrheit, und so sah ich nur noch die eine Pflicht vor mir, mein Leben wie ein mir anvertrautes Gut zu erhalten, bis die Natur ihr Eigentum zurückzufordern käme. Ich verließ Wien — mich widerten die Straßen an, die ich einst als ein Verkommener, als ein Hungernder durchirrte. Wieder suchte ich die Großstadt, denn inmitten eines Lebens von Millionen fühlst Du Dich einsamer, unbelästigter und ungestörter als in menschenentlegener Öde. So kam ich nach Berlin. Hier führte mich der Zufall in das Haus, in dem Du mich fandest — und da trat mir jenes liebe, süße Geschöpf entgegen — — das nun modert und west in kalter Erde. Als ich Marietta zum erstenmale sah, stand ich wie erstarrt. Bis in die innerste Seele traf mich diese Ähnlichkeit. Wie auf einen Zauberschlag war alles wieder lebendig in mir, meine Liebe, mein Sehnen — und da konnt' ich nicht anders, ich mußte das Kind in meine Arme reißen, und unter Thränen hab' ich ihm Mund und Wangen überströmt mit heißen Küssen. Ich liebte dieses Kind, liebte es um seiner selbst willen, liebte es wie ein Vater sein eigen Fleisch und Blut und liebte in

ihm zugleich die Erinnerung an jene andere, der es so ähnlich, ach so ähnlich sah. Und auch Marietta lernte mich lieben — mit jener für das Alter des Kindes so rätselhaften Liebe — und in der zärtlichen Neigung dieses süßen Geschöpfes fand ich Trost und Labsal für mein heiß erwachtes Sehnen. Mit dieser Sehnsucht aber kamen auch Stunden, in denen jenes Glück, mit dessen Verlust ich den einzigen Zweck meines Daseins, die alleinige Seele meines Lebens verloren hatte, vor mir wieder auftauchte, verlockend und winkend — wenn auch aus weiter, weiter Ferne — und da wagte ich einen ersten Schritt — nicht, weil die Hoffnung mich trieb, sondern weil die Ungewißheit mich marterte — ich begann Erkundigungen einzuziehen — — und das erste, was ich erfuhr, war die Nachricht, daß Louison im Begriffe stünde, sich mit einem Manne zu verloben, der — so wurde mir geschrieben — „die Achtung weitester Kreise" genöße. Da war es nun wirklich geworden, was ich für Louison unter dem Zwange meiner letzten Zeit erhoffen zu müssen glaubte. Aber diese greifbare Wahrheit wirkte ganz anders auf mich, als der traumhafte Glaube an jenes Ergebnis meiner Phantasie. Sie brachte mich jählings zur Erkenntnis, daß nicht das Grausen vor dem Tode, nicht das erklügelte Pflichtgefühl gegen die Eigentumsrechte der Natur mich am Leben erhalten, mich all die Zeit meines namenlosen Schmerzes, meiner Not und meines Elends hatte überstehen lassen, sondern die, wenn auch gewaltsam geleugnete, dennoch meine Seele ganz erfüllende Hoffnung auf eine Zukunft in Glück und Liebe. Die Stunde dieser Erkenntnis war

aber auch all meiner Hoffnungen Ende. Nun hatte mich Louison vergessen, nun liebte sie einen andern! Diese vermeintliche Gewißheit erfüllte mich weniger mit Leid und Jammer als mit einer unsäglichen, mein ganzes Wesen durchsetzenden Bitterkeit. In solcher Stimmung nahm ich die durch meine Reise unterbrochene Arbeit an meinem Schauspiele wieder auf, und aus dieser Stimmung heraus ist jenes Werk aus ihm geworden, das Du ja kennen lerntest. Nun empfand ich Mitleid mit mir selbst, ich sah mein Herz mit seiner unwankelbaren Liebe so erhaben über das schwache Herz der Geliebten, ich wähnte trotz allem und allem solches Übermaß von Strafe nicht verdient zu haben, und diese Gefühle übertrug ich auf jenen Verworfenen und Verlorenen in meinem Schauspiele. So wurde er mir zum eigentlichen Helden, und was ich an ihm gut machte, das ließ ich jenen anderen entgelten, der sich zwischen ihn und die Geliebte drängte. Ich schilderte meinen Helden in seiner grenzenlosen Liebe, ich zeigte seine Schuld, aber auch sein Leid, seine Reue und Buße. Da aber all seine Reue und Buße ihn vor dem engen, wankelmütigen Herzen der Geliebten wie vor der verknöcherten, fühllosen, grausamen Moral der ihn umgebenden Welt nicht zu entsündigen vermögen, beglückte ich ihn durch einen schönen, alles sühnenden Tod. Die Ursache dieses Todes aber maß ich der Geliebten zu, ihrer Zweifelsucht und ihrer seelischen Schwäche. Sie hatte sich versündigt an der Heiligkeit der Liebe, das forderte Strafe, und wie hätt' ich sie herber zu strafen ver-

mocht, als indem ich in ihrem Herzen die wahre unversiegbare Liebe in eben der Stunde erwachen ließ, in welcher der Geliebte mit dem letzten Kusse seine Seele auf ihre Lippen haucht! Es war mir in meiner Bitternis wie eine Wohlthat, daß ich dieses Gebilde meiner Phantasie, in dem ich die eigene Geliebte sah, zu jenem gleichen Lose verurtheilt wußte, zu dem ich selbst verurtheilt war: zu einem einsamen, glücklosen Leben bei einem von zweckloser Reue gequälten, von Liebe und Sehnsucht zum Springen erfüllten Herzen. Während ich so auf der einen Seite meine Bitternis durch die Rache linderte, die ich an einem Phantome nahm, lebte ich auf der andern Seite in meiner Liebe zu Marietta ganz meiner liebevollen Erinnerung. Aber auch diese Erinnerung konnte ich bei meiner Arbeit nicht verleugnen, und so hat die Heldin meines Werkes jene schwankende, an Widersprüchen reiche Gestalt angenommen, die zu dem Worte berechtigte — ich weiß nicht mehr, hab' ich es aus Deinem oder aus Marthas Munde gehört — daß es scheine, als hätt' ich dieses Mädchen geliebt und gehaßt zu gleicher Zeit. Als mein Werk vollendet war, sah ich den einzigen Zweck, dem es hatte dienen sollen, unerfüllt. Ich hatte gehofft, daß diese Arbeit mein Herz beruhigen, mein Inneres klären würde, aber sie hat mich durch die Überfülle all des quälenden Empfindens, das sie in mir erweckte, nur noch mehr verdüstert und verbittert. Was ich in all dieser schlimmen Zeit an Trost genoß, das hab' ich jenem süßen Kinde zu verdanken. Wie waren Mariettas Händchen so klein! Und wie

wußte sie doch mit diesen kleinen Händchen so überreich zu geben! Ihr hab' ich auch den Verkehr mit jenem Manne zu danken, der vor der Welt als ihr Vater galt. Du hast ihn ja kennen lernen, diesen seltenen Menschen mit dem weichen und doch so starken Herzen. Er hat alles Leid des Menschendaseins ausgekostet bis zur Neige, und doch steht er heute noch der Welt gegenüber wie ein unerfahren einfältiges Kind. Sein ganzes Leben ist ein einziger langer Schmerz gewesen, und wie geduldig, still und mutig hat er ihn getragen! Wie war mir das Beispiel dieses Mannes eine so wirksame Mahnung! Es war mir selbst ein Trost, wenn ich ihn trösten durfte; ich selbst empfand es als Wohlthat, daß ich ihm helfend als Freund zur Seite stehen konnte. Als ich sein Schüler wurde, geschah es nur in der Absicht, ihm Verdienst zu schaffen, und wie ward ich selbst so reich dadurch belohnt! Denn in den Stunden, in denen er mir gab, was er nur zu geben hatte, lehrte er mich die treueste Freundin der Einsamkeit erkennen und finden: die Musik. Ich hatte während meiner vier Seminarjahre das Klavierspiel erlernt, so in der landläufigen Weise eben, und in der Zeit, die dann kam, hab' ich es weitergetrieben mit wechselnder Geduld und wechselnder Neigung, verstand es wohl auch, mit den Tönen zu lachen und mit ihnen zu weinen — aber das innerste und tiefste Wesen der Musik hat erst Ambrosius Barka mir erschlossen. Mag auch mein äußerliches Können ein mangelhaftes geblieben sein, ich lernte verstehen, was ich

hörte, und dieses Verständnis brachte mir Trost und Freude. Wenn Unruh und Verzweiflung mich überkamen, nahm ich meine Zuflucht zu den Tönen, die zur Sprache für mich geworden, und ich fand meine Ruhe wieder und in ihr die Kraft zu neuer, rastloser Arbeit. Mählich und mählich füllte ich die Lücken meines Wissens; auf diesem geebneten Grunde baute ich weiter und weiter; aber was ich bei der Arbeit gewann, suchte ich nicht um eines Zweckes, um eines Zieles willen zu gewinnen. Ziel und Zweck war mir die Arbeit selbst, das heißt der Genuß, der im Erfahren liegt und den das Wissen gewährt. Aber wie es im Wesen der Liebe liegt, daß sie empfangen und geben will, so liegt es im Wissen, daß es sich äußern, im Können, daß es sich bethätigen will. So geschah es wider meinen Willen, daß mich von Zeit zu Zeit, bald häufiger und häufiger, ein Wähnen und Meinen überkam, als hätt' ich trotz allem und allem noch ein Recht an die Welt, und die Welt noch ein Recht an mich, als könnte und müßte ich Redliches nützen, Gutes und Herrliches schaffen. Dann aber frug ich mich wieder: wofür — wofür? Nur für die Welt? Und was gewann ich dabei für mich? Nur den Schweiß der Mühe — denn was mir einzig und allein für solches Schaffen Lohn und Quelle hätte sein können, das Glück — mein Glück — das sah ich unwiederbringlich verloren. Mein Leben war seiner Seele beraubt, und so mußte ich bleiben, was ich war: ein Toter unter Lebenden. Mit Gewalt erstickte ich das Drängen und Treiben in meiner

Brust; mit tausend Gründen, die ich meinem Gehirne abquälte, suchte ich dieser Gewalt einen Schein des Rechtes zu verleihen; ich suchte mein thatlos einsames Leben vor mir selbst als einen aus meiner Vergangenheit notwendig erwachsenen, unwiderstehlichen Zwang zu erweisen; wie die Spinne in ihrer einsamen Ecke sich einhüllt in das selbstgewobene Netz, so umspann ich mich mit einem Gewirre von Thesen und Schlüssen, und was ich dabei ersann, um vor mir selbst zu verbergen, daß es mir nur an Mut und Hochsinn gebrach, meiner Menschenpflicht auch ohne Aussicht auf Lohn und Selbstbefriedigung gerecht zu werden, das nannte ich eine aus Erfahrung und Erkenntnis geborene Philosophie. So hast Du mich gefunden — mit Deinen klaren, ruhigen Augen hast Du auf den ersten Blick die Haltlosigkeit und den Widersinn dieser Dinge durchschaut, an die ich zu glauben wähnte, weil der Glaube an dieselben meiner Ruhe dienlich war — und Du hast ihnen auch den richtigen Namen gegeben: Sophistik der Unmännlichkeit, Dialektik der momentanen Laune. Du tratest mir näher, Du wurdest mein Freund, Du hast Dich jenem Treiben und Sehnen in meinem Busen helfend an die Seite gestellt, Du hast es vertheidigt wider mich selbst, und — oh, wie gerne hab' ich Dir nachgegeben, ob auch mein Mund es leugnete, ob auch mein Wort Dir widersprach. Deine Freundschaft hat den Weg gefunden, der mich zurückzwang in die Arme der Welt; um zwischen ihr und mir das erste Band zu knüpfen, hast Du mit Deiner Freundin Dich

verbunden — ja, ja, ich weiß, was sie für mein Werk gethan, sie that es auf Deine Veranlassung, denn welche Ursache hätte sie gehabt, für einen Fremden das Gewicht ihrer Stellung zu nützen. Und nicht nur das Leben, selbst der Tod ist Dir ein Bundesgenosse geworden wider meine Mutlosigkeit und meinen Trotz. Marietta starb — Du weißt, wie der Verlust des süßen Geschöpfes mich betroffen — war es mir doch, als wäre mir das Glück meines Herzens zum zweitenmale gestorben! Der Schmerz über diesen Tod hat mich ganz in Deine Hände gegeben. Als Du mich zum erstenmale frugst, ob ich mit Dir ziehen möchte, da sagten meine Lippen Dir ein Nein, in meinem Innern aber war das Ja bereits gesprochen. Ich wollte zurückkehren in die Welt und wollte meiner Menschenpflicht genügen, als redlicher Mann. Für mich selbst erhoffte ich nichts, als vielleicht das tröstende Bewußtsein ehrlicher Pflichterfüllung. Dann aber kam jener Abend, an dem ich den Bruder der Geliebten fand, als einen Verwahrlosten, als einen Hungernden. Ohne daß er wußte, zu wem er sprach, erzählte er mir die Geschichte seines Lebens — nur die seines Lebens, nicht auch die Geschichte seiner Liebe — aber was er verschwieg, das erriet ich — — Du magst Dir denken, wie mich das alles erschütterte — — und er wußte noch nichts von dem Tote Mariettas, nichts von dem Ende ihrer Mutter! Er erzählte mir von seinem Vater, von der geliebten Schwester — und er beklagte sie — er hätte sein Los verschuldet, sie aber hätte es nicht verdient, daß sie um

einer trüben Erinnerung willen einsam ihr Leben vertrauern müsse — sie wäre unvermählt und würde es bleiben. Was bei diesen seinen Worten in meinem Herzen emporflammte, das weiß ich Dir nicht in Worte zu fassen. Es kam so mächtig über mich, daß es mir die Besinnung raubte. Das Mißverständnis, das dieser Unfall erzeugte, rief Dich herbei — und als uns Egon verließ, schlug ich ein in Deine Hand. Die Hoffnung hat dieses Ja gesprochen — und dennoch leugnete ich sie — vor Dir, wie vor mir selbst, denn ich zitterte vor der Enttäuschung. Aber es war um meiner Ruhe willen gut, daß ich den Entschluß zu dieser Reise aus freiem Willen faßte, denn wenige Stunden später hätte ein Vorfall, den Du nicht kennst und nicht zu ahnen vermagst, diesen Entschluß von mir erzwungen. Du hast ja gestern den Brief des Professors gelesen, und ich sah Dich erstaunt darüber, daß der Inhalt dieses Briefes mich so sehr erschüttern konnte. Das war nicht allein die Theilnahme für diesen armen, schmerzbeladenen Mann, es war das drückende Bewußtsein, daß ich, wenn auch wider Wissen und Willen, einen Theil der Schuld an seinem letzten Leide auf mich geladen —"

Schweigend hatte ich bislang der Erzählung meines Freundes gelauscht; nun aber brach es mir in hastigen Worten von den Lippen: „Nein — nein, Richard! Hier bist Du schuldlos! Ich kann es nur als einen unvernünftigen Ausfluß Deiner überreizten Stimmung bezeichnen, wenn Du Dir an diesem Vorfalle irgendwelche Schuld

zutheilst. Du bist nicht strenge, Du bist gehässig wider Dich selbst. Der strengste Richter müßte Dich nach Ehre und Gewissen freisprechen —"

„Wie kommst Du zu solchen Worten! Wie kannst Du wissen —"

„Alles weiß ich, alles, alles!" unterbrach ich ihn, und mit fliegenden Worten erzählte ich, wie ich zum unfreiwilligen Zeugen jenes Auftrittes zwischen ihm und Josa geworden. „Damals bedrückte mich die peinliche Lage, in die mich der Zufall gebracht," so schloß ich, „heute aber freu' ich mich ihrer, da sie es mir ermöglicht, Dir von all Deinen Selbstvorwürfen wenigstens diesen einen als grundlos auszureden. Josas Flucht aus dem Vaterhause war nicht eine Folge ihrer sogenannten Liebe zu Dir, sie war eine Folge ihres wilden, ungezähmten Charakters, ihrer maßlosen Begierde nach eingebildetem Glücke, nach Genuß. Du warst ihr nur das Mittel zu solchem Zwecke — Du gerade, weil Du ihr am nächsten standest. Ich möchte darauf schwören — wenn ihr heute ein anderer entgegentritt — er braucht nur äußerlich ihr begehrliches Auge zu bestechen und ihr zu bieten, was Du ihr verweigert hast, so wird sie sich diesem an den Hals werfen, wie sie es Dir gethan. Mag ihr Leben sich wenden wie immer — Du, Richard, bist frei von aller Schuld!"

„Wie geb' ich solcher Meinung so gerne Gehör!" entgegnete er. „Und da Du alles weißt, brauch' ich Dir auch nicht mehr zu sagen, wie quälend die Erin=

nerung an jene häßliche Scene während der ganzen Reise auf mir lastete. Dann aber geschahen Dinge, die mich zu mir selbst zurückzwangen. Du hast ja mit angesehen, wie es mich traf — oh, ich habe Louisons Stimme beim Klange ihres ersten Wortes wieder erkannt — diese süße, unvergeßliche Stimme! Und was dann weiter kam, das war wie eine von einer wissenden, mir freundlichen Macht gefügte Kette: Dein Zusammentreffen mit Louison, jene Stunden bei Martha, in denen ich neben all der peinigenden Erinnerung an meine Schuld den ganzen reichen Glauben an die ewige Allgütigkeit der wahren Liebe wiederfand, und dann jener Abend in Frießhardts Gesellschaft! Wie eine verkörperte Mahnung trat mir das jammervolle Bild dieses Mannes gegenüber, der für die Welt eine leuchtende Sonne hätte werden können. Nun, da mein ganzes Leben vor Dir erschlossen liegt, wirst Du verstehen, was jener Abend für mich bedeutete, wie fast jedes von Frießhardts Worten mich in tiefster Seele berührte! „Die Reue klagt, der Schmerz entsühnt, die Liebe wird vergeben —“ oh, wie tausendmal hab' ich in all den verwichenen Tagen dieses Wort mir vorgesprochen! Aber noch ein anderes hat jene Stunde in mir erweckt: die Gedanken an das arme, halbverwaiste Geschöpf, dem ich Vater bin. Als Frießhardt in so herzergreifender Klage und brennender Sehnsucht seines verlorenen Kindes dachte, da formte sich vor meinen Blicken ein Bild meines eigenen Kindes — es war ein blasses, schmächtiges Gesichtchen, umrahmt von blonden Locken,

mit vorwurfsvollen, traurigen Augen — und ihre Blicke mahnten mich an die vergessene Pflicht — aus meinem Herzen schwand der ungerechte Haß und gab der Sehnsucht Raum — der Sehnsucht und der Liebe. Dieses Empfinden verließ mich nicht mehr in all diesen Tagen, und als ich jenem Kinde begegnete — Du erinnerst Dich, in Tegernsee vor jener Villa — da war es nicht, wie Du meintest, die „stoffwitternde Subjektivität des sogenannten Poeten", es waren die Gedanken an mein eigenes Kind, die in mir eine so herzinnige Theilnahme für das kleine Mädchen erweckten, denn aus Gretchens kindlich offenem Geplauder ahnte ich ein Schicksal, das dem Schicksal meines Kindes glich. Und als ich meine Lippen auf Gretchens Stirne drückte, war es mir, als hätt' ich mein eigenes Kind geküßt mit dem ersten Kusse der erwachten Vaterliebe. Diese Empfindung hab' ich mit hieher getragen und habe sie in meinem Herzen fortgesponnen durch das trauliche Leben dieser schönen Tage. In all den stillen Stunden, die ich draußen auf dem Balkone verbrachte, ausblickend über den schimmernden See, die ich im Garten verträumte, im weichen Grase liegend und aufschauend zu den fruchtbehangenen, leise im Winde wehenden Zweigen — in diesen Stunden bin ich zur Klarheit gekommen über alles Vergangene. Und so, wie ich es erkannte, hab' ich Dir alles berichtet. Ich meinte den Weg gefunden zu haben, den ich als Vater meines Kindes gehen mußte, wie auch den Weg, der mich zurückführen sollte in die Arme meines Glückes.

Aber der erste mußte durchschritten sein, eh' ich den zweiten betreten durfte. Und da flog ich in meiner Sehnsucht der Zeit voran, ich drückte in Träumen mein Kind an das Herz, malte mir die Stunde des Wiedersehens mit der Geliebten aus und sann der Sprache nach, die ich vor Louison reden wollte. Wohl hab' ich mich an meinem Glücke versündigt, so lang' es noch mein eigen war; doch von der Stunde, in der ich es verloren, hing ich meiner Liebe an, mit wankelloser Treue in Werk und Sinn. Frauenliebe ist mir nachgegangen auf allen Wegen, fast wie ein Fluch — ich aber war gefeit an Herz und Leib, gefeit durch die Erinnerung an mein geliebtes, mein verlorenes Glück. — — Doch diese Stunde des Wiedersehens — wie anders, als ich sie mir dachte, ist sie gekommen! Noch war von allem, was zuvor gethan sein mußte, nichts begonnen — da führte ein unseliger Zufall jene Begegnung vor der Almenhütte herbei — und —"

„Und heute, Richard, heute bereits wärst Du Deines Glückes sicher," fiel ich ein, „wenn Du Stand gehalten hättest vor der Entscheidung, statt mutlos vor ihr zu fliehen. Wenn Du schon Frießhardts Worte von der Macht der Reue und Liebe wie ein Orakel aufnahmst, weshalb dachtest Du dann nicht auch der andern Worte, die er sprach: „Mut ist die erste Bedingung, denn die Götter des Glückes haben sich noch keinem mutlosen Herzen geoffenbart, das wahre Glück will erkämpft sein, nicht gefunden!" Hättest Du solchen Mut besessen, noch ein-

mal sag' ich es: heute schon wärst Du Deines Glückes gewiß! Denn als Du so jählings vor Louison standest, habe ich ein ganz anderes Empfinden aus ihren Augen gelesen, als Du in Deinem Fürchten und Bangen aus ihnen lasest. Wie ein Blinder bist Du gestanden, und ohne zu gewahren, wie sie ihre Hände Dir entgegenstreckte, zitternd vor Sehnsucht, Schmerz und Freude, stürmtest Du davon gleich einem Rasenden — und da klang von ihren Lippen ein einziges Wort nur — Dein Name — aber alle Sprache ermißt die Liebe nicht, die in diesem einen Laute sich verriet. Wahrlich, Richard, ich nenne mich mit ehrlichem Rechte Deinen Freund — in jenem Augenblicke aber, so sehr ich Dir zürnte, hab' ich Dich beneidet! In dem Herzen dieses herrlichen Mädchens wohnt Dir treugewahrt ein seltenes Gut, das Dich reich macht vor Tausenden. Wie sehr, wie unendlich wirst Du geliebt — geliebt mit einer Liebe, deren lautere Göttlichkeit jeden Makel tilgt, mit dem der Zwang Deines Lebens und Deiner Natur Dir Herz und Seele befleckte!"

Er wußte kein Wort der Erwiderung zu finden. In einem jähen, heftigen Schluchzen löste sich der Sturm, der seine Brust erfüllen mochte. Dieses Schluchzen wollte kein Ende nehmen — das hörte sich in dem engen, finsteren Gelasse so eigen an, — und da wurden auch mir die Augen feucht.

„Richard!" mahnte ich leise, suchte seine Hände und zog sie ihm vom Gesichte.

Mählich beruhigte er sich, eine stumme Weile verrann, dann sagte er mit einer Stimme, in welcher sich die Thränen noch verrieten: „Du vermagst es nicht zu ermessen, was Du mit diesen Worten mir gegeben. Ich nehme sie nicht als einen trügerischen Trost, den das Mitleid des Freundes ersann — ich glaube ihnen. Und dennoch — dennoch — — mir fehlt auf Eines die Antwort. So rein und selten Du die Liebe meines Mädchens nanntest, eines so reinen und seltenen Glückes ist sie wert. Werde ich aber nach allem Vergangenen auch noch fähig sein, solch ein Glück zu schaffen und mitzugenießen in reiner, ungetrübter Freude? Ja — wenn wir uns angehören dürften, einsam, allein mit uns selbst, fernab aller Berührung mit der Welt und den Menschen! So aber müssen wir leben in der Welt und mit der Welt. Und wird auch die Welt vergeben und vergessen können? Wird auch sie mich fähig halten, mein Glück zu neuem, reinem Leben zu erwecken? Nur wenn auch sie mir sagt: du hast bereut und gebüßt, dir sei vergeben, liebe und lebe im Glücke Deiner Liebe — nur dann vermag ich zu glauben, was ich heute nur zu hoffen wage. Bevor ich diese Gewißheit nicht gewonnen, wär' es Sünde von mir, ein Wiedersehen mit Louison zu erstreben. Und lieber ging ich einsam zu Grunde, eh' ich die Geliebte in meine Arme schlöße, gequält von dem Zweifel an der Dauer und Berechtigung unseres Glückes, eh' ich ihren Wert und ihre Liebe mit einem Scheinglück zu betrügen vermöchte, das vielleicht unserer Sehnsucht

als das wahre, unwandelbare Glück erscheinen könnte, jedoch solange nur, bis die verspätete Erkenntnis diesen Wahn zerstört.“

„Richard — Richard — ich begreife Dich nicht!“ so rief ich aus, und ich konnte es nicht wehren, daß sich ein leiser Ton des Unwillens in den Klang meiner Stimme mischte. „Statt in ungetrübter Wonne Deinem nahen Glück entgegenzudürsten, wandelst Du die alten, krummen, hundertmal durchirrten Wege — ein Ahasver der grübelnden Selbstmarter! Du liebst und wirst geliebt! Darin liegt alles geborgen, was Du Dir erhoffen und ersehnen magst. Was aber willst Du von dieser „Welt“? Was kümmern Dich die Menschen. Wenn einer ist, um den Du Dich zu kümmern hast, so ist es Louisons Vater, an den Du übrigens kaum zu denken scheinst. Was aber willst Du von den andern? Meinst Du Dir ein Glück erschaffen zu können, das gefeit ist vor dem Neid und der Bosheit einzelner Kreaturen? Ein solches Glück gibt es nicht auf Erden — je größer ein Glück, so größer die Zahl der Neider und Feinde. Und solcher Feinde und ihres Gekläffs zu achten, das scheint mir kleinlich —“

„Nein, nein, Lieber — das ist es nicht, was ich meine! Über Klatsch und Neid wird unser Glück erhaben sein! Was ich meine, das ist ein anderes. Indem ich an meiner Liebe sündigte, indem ich sündigend meine Reinheit verlor, verfehlte ich mich an der Menschheit ewig heiligen Gesetzen, die im Laufe der Jahrtausende aus dem das Gerechte erkennenden Fühlen und Denken der Allge=

meinheit sich ergaben. Vielleicht denkst Du nun an andere Worte, die Du vor nicht allzulanger Frist mich sprechen hörtest. Ja — weil ich an der Vergebung verzweifelte, weil ich vor der gerechten, mein ganzes Leben vernichtenden Strafe bangte, deshalb hab' ich die Berechtigung dieser Gesetze zu leugnen mich gemüht; doch nur in Worten ist es mir gelungen, niemals in meinem innersten Herzen. Und wie ein Priester über dem ewigen Feuer des gottgeweihten Herdes, so wacht über der Unverbrüchlichkeit dieser Gesetze die Stimme der Allgemeinheit. Und diese Stimme nur — nicht mein eigenes Hoffen und Glauben, nicht meines Mädchens allgütige Liebe — nur diese Stimme vermag das letzte, sühnende Wort zu sprechen, das alle Sünde aus meinem Herzen tilgt, gleichsam in geistiger Wiedertaufe, so daß ich würdig werde des ersehnten Glückes, und fähig, solches Glück zu schaffen!"

„Wahrlich, Richard — wäre mein Herz nicht so sehr bewegt von allem, was ich in diesen Stunden hörte, ich möchte lächeln über Dich, Du Zelot der Reue, Du Fanatiker des Begriffes „Sünde"! Wohl, ich weiß — es ist der Zwang Deiner Natur, die Dich auch hier zum „Übermaße" drängt, wie sie es in allem anderen that. Dennoch aber laß Dich mahnen — spiele nicht um den Gewinn Deines Glückes und setze zum mindesten in diesem Spiele Dein Hoffen nicht auf ein Feld, das weder Zahl noch Farbe trägt. Und wenn Dich Deine Natur schon zu jenen . . . absonderlichen Fragen nötigt, so begnüge Dich mit dem Erreichbaren, nimm meine

Stimme, die Deinen Fragen aus überzeugtem Herzen das Ja erwidert, als einen praktischen Ersatz für jene theoretische „Stimme der Allgemeinheit", von der Du keine Antwort erwarten darfst, da ich nicht wüßte, wie Du sie befragen könntest —"

„Ich aber weiß es," fiel Richard mit fiebernden Worten mir in die Rede, „— und wohl mir, daß es mir vor tausend anderen vergönnt ist, diese Stimme zur Antwort auf jede Frage zu zwingen! Wenn Du nicht ahnst, woran ich denke, so bitte ich Dich — — vielleicht ist es eine kleinliche Anwandlung von Aberglaube, was mich zu dieser Bitte veranlaßt — aber frage nicht — laß es unausgesprochen bleiben — nur wenige Tage noch! Aber wenn es so kommen soll, wie meine Sehnsucht mich hoffen läßt, dann — dann — oh, Freund, wie arm ist doch der Menschen Sprache! Was mir die Brust zum Springen erfüllt, es ist doch erst die Ahnung all der Wonne, mit welcher das wiederkehrende Glück mein Herz begaben wird, und schon fehlen mir die Worte, um Dir zu sagen, was mein Innerstes mit seligen Schauern durchzittert! Glück auf, Glück auf, Du kommende Zeit!"

Wie ein jubelnder Aufschrei durchschütterten diese letzten Worte das enge Gemach, und klingend widerhallten sie von den dunklen Mauern.

Richard schwieg; in Gedanken verloren lauschte ich dem erregten Gange seines Atems, bis ich ihn mit leise bebender Stimme sagen hörte: „Wie lange hab' ich Dich

Deines Schlafes beraubt! Sei mir nicht böse darum! Vergieb mir, daß ich Dich quälte mit meinen Qualen!"

„Vergeben? Der Freund dem Freunde?" erwiderte ich und erhob mich von seinem Lager. „Nein — diese Bitte um Vergebung vergeb' ich Dir nicht! Im übrigen aber entschädige ich mich durch die Aussicht auf die Zeit, in der ich mich freuen werde mit Deinen Freuden! Und somit gute Nacht! Gönne Dir aber nun selbst auch Ruhe — ich meine, daß Du ihrer bedarfst! Gute Nacht, Richard!"

„Gute Nacht!" wiederholte er und wollte kaum meine Hände lassen, die er umspannt hielt mit innigem Drucke.

Und nun verließ ich ihn.

Als ich die Wohnstube betrat, wehte mir durch die offene Balkonthüre ein kühler Hauch in das heiße Gesicht. Ich trat hinaus ins Freie und fühlte mich erquickt von der frischen Nachtluft.

Eintönige Finsternis bedeckte das Gelände und den See.

Während ich so stand und niederstarrte in das alles-umfangende Dunkel, zog das Leben meines Freundes noch einmal vor meinen Blicken vorüber — und da hielt ich plötzlich vor der Stunde, in welcher er an Marthas Seite saß, und wieder hörte ich ihre weiche, klingende Stimme, mit der sie ihm die Schönheit seines Werkes predigte, so überzeugend, wie sie es nur vermochte bei all ihrer Kunst und all ihrer Liebe.

Arme Freundin! Der eigenen Liebe wähntest du das

Wort zu reden und hast doch ihn nur auf den Weg zum Glücke gewiesen, zu seinem Glücke, das fernab liegt von deinem Herzen und deinem Sehnen!

Seufzend ließ ich mich in den Rohrstuhl niedersinken, deckte das Gesicht mit beiden Händen und ertappte mich über nassen Wangen — — —

So mag ich wohl lange verweilt haben; denn als ich mich erhob, um mein Lager zu suchen, war über Flur und See ein mattes Dämmern schon erwacht, und fern im Osten zwischen dunkeln Bergeshäuptern erblinkte der erste fahle Schein des werdenden Tages.

6.

In steilen Strahlen quoll, als ich am Morgen erwachte, die Sonne durch das Fenster meines Stübchens, und draußen erfüllte ein prunkender Sommertag die Lüfte mit Glast und Schimmer.

Das Wohnzimmer fand ich leer. Leise öffnete ich an Richards Kammer die Thüre. Er schlief noch, und ein schöner stiller Friede lag ausgegossen über seine schlummernden Züge.

Lautlos verließ ich das Gemach, wanderte zum See hinunter und löste den Nachen von der Kette.

Mit leichten Ruderschlägen trieb ich das Fahrzeug hinaus in die zartgekräuselte Flut, von welcher ein Leuchten und Funkeln ausging, daß es mir fast die Augen blenden wollte. Manchmal ließ ich die Hände ruhen und schaute zu unserem Balkon empor. Nach solchen Pausen rührte ich um so fleißiger die Ruder; weiter und weiter schwamm

ich hinaus in den See, mehr und mehr geriet ich dabei von der geraden Richtung ab, immer zur Linken — und als der Kiel meines Nachens vor der Schiffslände zu Tegernsee knirschend einfuhr in den weißen, von dünnem Wasser überspülten Sand, da log ich mir vor, daß nur der Zufall, nur die Achtlosigkeit meiner Hände dem Kahne diese Richtung gegeben hätte.

Nun aber war ich einmal hier. Da meinte ich meinem Freunde zu Dank zu handeln, wenn ich dieses Hiersein zur Lösung einer Frage nützte, die ihm gewiß recht sehr am Herzen liegen mußte, die Frage nach Louisons Aufenthalt.

Ich eilte nach dem Hause des Postmeisters und fand unter der Thüre das Gasthofes den Expeditor, der sich gähnend in der Sonne dehnte.

„Ich bitte, sagen Sie mir," sprach ich ihn an, „wohnt hier in Tegernsee oder vielleicht in einer der naheliegenden Ortschaften ein Herr von Lanzky?" Doch eh' ich auf meine Frage Antwort erhielt, hörte ich plötzlich hinter mir mit einem freundlichen Gruße meinen Namen rufen. Es war die Magd unseres Hauswirtes, die mit einem vollgepackten Korbe aus dem Flur des Gasthofes gekommen war und nun an mir vorüberschritt, um raschen Ganges der Straße nach St. Quirin zu folgen.

„Herr von Lanzky?" wiederholte jetzt der Expeditor. „Natürlich, der wohnt hier in Tegernsee selbst, gleich dort die zweite Gasse links, wenn Sie den Berg hinauf gehen, Villa Waidmannsruhe!"

Villa Waidmannsruhe! Eigentlich hätt' ich das ahnen können. Schon der Name der Villa — Herr von Lanzky war ja Forstmann und pflegte nun hier in der „Landeinsamkeit" seiner Waidmannsruhe! Dann das Bild der Villa in jenem Skizzenbuche, das wir in der Hütte der Bodenspitzalm gefunden und das nur Louisons Eigentum gewesen sein konnte. Aber — — nun dacht' ich auch jenes kleinen Mädchens, dessen Erscheinen für meinen Freund zur Mitursache einer so überraschenden Gemütswandlung geworden. In welcher Beziehung stand das Kind zu Louison oder zu ihrem Onkel? Aller Wahrscheinlichkeit nach in keiner. Die Villa schien sehr geräumig, sie mochte wohl mehrere Parteien beherbergen.

Unter solchen Gedanken war ich die Straße dahingewandert, und unversehens stand ich vor jener „zweiten Gasse links." Ich zögerte — dann aber schritt ich zu; ich wollte mich nur überzeugen, ob ich — nötig werdenden Falles — die Villa noch zu finden wüßte.

Endlich sah ich das Haus vor mir; ich wollte mich ihm nicht nähern, wollte nur, um auf dem nächsten Wege zur Schiffslände zu gelangen, an der unteren Parkseite vorüberschreiten. Dichtes, hohes Buschwerk lehnte sich hier an den Zaun und wehrte jedem Vorüberwandernden den Einblick; aber ich sah eine Stelle näher kommen, an welcher sich die Kontur der Laubhöhe in eine Scharte senkte. Nun erreichte ich diese Stelle — und stand vor Louison.

Im Schatten des Gebüsches saß sie auf einem nie-

deren Feldstuhle innerhalb des Zaunes, den hier ein schmales Thürchen durchbrach. Ein duftiges, blaßgelbes Spitzengewand umhüllte ihre feine Gestalt, während ein niederer Strohhut mit breiter Krämpe ihr Gesicht vor den grellen Sonnenlichtern schützte, welche durch die Lücken des Laubwerks spielten. Auf ihrem Schoße ruhte ein kleines Brettchen mit einer kurz erst begonnenen Aquarellskizze, welche wohl eine Partie des Parkes zur Darstellung bringen sollte. Ein verwitterter moosbewachsener Markstein trug das offene Farbenkästchen.

Das Verstummen meiner Tritte mußte Louisons Aufmerksamkeit erregt haben, langsam hob sie das Gesicht, erkannte mich und sprang mit einem leisen Aufschrei vom Stuhle.

Schweigend stand ich vor ihr, während ihre Blicke suchend an mir vorüber irrten. Sie sah mich allein — ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust — und nun plötzlich wandte sie mir mit einer hastigen Bewegung, als erwache sie aus einem Traume, ihre großen, blauglänzenden Augen zu und reichte mir mit herzlichem Gruße die beiden Hände über den Zaun, wobei ihre Wangen mit feinem Rot sich übergossen.

Während ich diesen Gruß erwiderte und ihre schlanken, leise zitternden Hände in den meinen gefangen hielt, betrachtete ich mit tiefer Bewegung das schöne Gesicht, in welchem sich jener Zug des stillen, schmerzlichen Ernstes noch verschärft zu haben schien.

Sie senkte vor diesem Blicke die Lider, dann löste

sie ihre Finger und schloß das Thürchen auf, das wohl selten benützt wurde, da es in seinen rostigen Angeln ein gar so lautes Pfeifen und Knarren hören ließ.

Ich betrat den Park und sprach einige Worte der Entschuldigung wegen meines störenden Überfalles.

„Sie stören mich nicht," erwiderte Louison. „Es war ja keine Arbeit, worin Sie mich unterbrochen haben, nur ein Zeitvertreib. Und gewiß — ich freue mich so sehr, daß Sie gekommen sind."

„Seien Sie versichert, Fräulein von Gerlach, daß es mir nicht minder Freude bereitet, Sie gefunden zu haben."

„Wußten Sie — schon — früher — von meinem Aufenthalte hier in Tegernsee?" frug sie mit zögernden Worten, während sie ihr Malgeräte auf den Feldstuhl sammelte, den sie in den tieferen Schatten des Gebüsches gerückt hatte.

„Leider nicht!" entgegnete ich. „Glauben Sie, ich würde sonst so lange gezögert haben, Ihnen — — ja — denken Sie nur, seit zwei Wochen bereits leben wir — lebe ich in Ihrer unmittelbaren Nähe, in St. Quirin — Sie kennen doch wohl das hübsche, kleine Nest — da draußen an der Seestraße? Aber ich konnte ja keine Ahnung haben, daß die „Landeinsamkeit" Ihres Herrn Onkels meinem eigenen Sommerquartiere so nahe läge. Und nun erst, da ich vor der Abreise stehe, hat mir ein — ein Zufall zu dieser Ahnung verholfen. Daß ich dann den einmal gefundenen Weg so rasch verfolgt habe, das darf Sie bei der Erinnerung an die trauliche

Freundschaft, die wir in unserer Kinderzeit gepflogen, doch wohl nicht überraschen?“

„Überraschen?“ wiederholte Louison und fügte mit leiser Stimme bei: „Ich gestehe es Ihnen offen, ich habe Ihren Besuch erwartet, wenn auch —“

Sie unterbrach sich und trat an meine Seite.

Vielleicht hatte sie sagen wollen: „wenn auch aus anderem Grunde.“ Statt dessen aber sagte sie nun mit einem fast ein wenig gezwungen klingenden Tone der Entschuldigung: „Doch ich bitte, kommen Sie, ich habe Sie in recht ungastlicher Weise schon allzulange zwischen Thür und Schwelle aufgehalten. Ich bedaure nur —“ und während sie so sprach, wanderten wir schon auf dem weiß bekiesten Pfade der Tiefe des Parkes zu, „ich bedaure nur, daß mein Bruder und mein Onkel gerade in diesem Augenblicke vom Hause abwesend sind. Aber ich hoffe, Ihre Zeit ist nicht so knapp bemessen, um —“ da schlug sie ihre Augen zu mir auf, und ein warmer, herzlicher Ton brach aus ihrer Stimme: „Nein, nein, ich lasse Sie nicht fort! Sie müssen bleiben, bis Egon nach Hause kommt!“

„Aber ich bitte, Fräulein von Gerlach, ich wäre ja selbst —“

„Fräulein von Gerlach!“ unterbrach sie mich, und diese freundlich vorwurfsvolle Miene stand ihr so gut zu Gesichte. „Weshalb diese ceremonielle Anrede? Nennen Sie mich so, wie sie mich vor Jahr und Jahr genannt — Louison!“

„Ja — Louison!“ rief ich, indem ich die Hand erfaßte, die sie mir mit traulichem Lächeln bot. Und um wie vieles leichter ging mir nun die Rede von den Lippen! Mit dieser Reminiscenz an unsere Kinderjahre war auch das Thema des Gesprächs gegeben, und so wanderten und plauderten wir dahin, bis wir ein kleines Kiesrondell erreichten, auf welchem sich ein runder Tisch vor einer halbkreisförmigen, aus Zweigen geflochtenen Bank erhob, überschattet von einer Gruppe riesiger Ahornbäume. Hier ließen wir uns nieder. Louison nahm ihren Hut ab und legte ihn auf den Tisch, so daß die langen, blaßgelben Seidenbänder fast bis zur Erde hingen und vor jedem Lufthauche, der vom See einher den Park durchstrich, leicht durcheinander flatterten. Diese rührsamen Dinger bildeten zumeist das Ziel meiner Blicke, wenn eine Stockung in der Rede eintrat, oder wenn ich meine Augen niederschlug vor dem mich so seltsam bedrängenden Ausdruck in Louisons Blicken, die eine ganz andere Sprache redeten, als ihr Mund. Und je länger wir so saßen, desto häufiger traten solche Stockungen ein. Das war ja auch so natürlich, denn wir sprachen von hundert und hundert Dingen, nur von dem einzigen nicht, das ebenso, wie auf den meinen, wohl auch auf Louisons Lippen brannte. Und nicht nur, daß wir uns vor dem offenen Worte scheuten — selbst die leiseste Andeutung suchten wir zu vermeiden. Aber welches Thema wir auch im Gespräch anschlagen mochten, jedes führte schließlich dem gleichen gefürchteten Ziele zu, und da mußte oft

mitten im Satze, mitten im Worte abgebrochen werden, um das halb schon Entschlüpfte hinter einer bei den Haaren herbeigezogenen Redewendung wieder einzufangen. Bei dieser zerrissenen Art und Weise des Gespräches war es aber das Bedrückendste, daß jedes von uns beiden beim andern dieses Versteckspiel der Worte erkannte, und daß wir uns diese Erkenntnis im Austausch der Blicke unumwunden eingestehen mußten, während wir sie mit den Lippen beharrlich zu leugnen suchten. Es that mir dabei so wehe, wenn ich mit jedem neuen Blicke sah, wie Louison unter diesem Zwange litt, wie sie mehr und mehr ermüdete und in sich versank.

Wieder einmal hatte mich der Lauf des Gespräches in die Nähe des so peinlich gemiedenen Weges geführt — ich mußte jählings innehalten — und um nur schleunigst über den kritischen Moment hinwegzukommen, nahm ich meine Zuflucht zu der „merkwürdigen Beleuchtung,“ die ich plötzlich auf einem Hange des Hirschberges zu gewahren meinte, der durch eine Lücke des Buschwerkes zu uns herübersah. Nun hielt ich mich an diesem Berge fest, aber sein Merkwürdiges war bald ausgesprochen, und so wanderte ich in Worten zu seinem Nachbar, bestieg den Roßkopf, kletterte nach kurzem Aufenthalte in Kreuth empor über die Blauwände, verirrte mich dabei unversehens auf den Wallberg und da stand ich nun wieder ratlos, denn der nächste Schritt mußte mich auf die Bodenspitzalm oder nieder in die Rottachmühle führen.

Ich schwieg — und schweigend sahen wir uns an.

Nun kehrte Louison ihre Blicke wieder von mir, neigte sich dem Tische zu, erfaßte eines der beiden Seidenbänder, um es langsam gegen die Hutkrämpe aufzurollen, dann plötzlich warf sie das schimmernde Röllchen beiseite, das blitzschnell seiner Schwere folgte und wieder zu langem Bande sich löste. Dabei hatte sie entschlossen das schöne Haupt erhoben, und während ihr Auge mit tiefernstem Blicke das meine fesselte, frug sie mit raschen, bebenden Worten:

„Sind Sie gestern auch gut nach Hause gekommen?“

„Ich? Ja — aber —“ Ich stockte und fühlte im gleichen Augenblicke Louisons zitternde Hände auf meinem Arme.

„Aber — aber ihm ist etwas zugestoßen!“ flog es ihr von den erblaßten Lippen. „Ich bitte, reden Sie! Ich hab' es ja gefürchtet, schon gestern, denn als ich mit Egon in die Mühle kam, erfuhren wir —“ da verstummte sie, die Augen senkend, und müde fielen ihr die Hände in den Schoß, während sie leise vor sich hinmurmelte: „Ich weiß — es mag Ihnen befremdend erscheinen, daß — — ich habe ja doch wohl kein — Recht zu solcher — Sorge —“

„Nicht zu so grundloser Sorge! Glauben Sie, ich hätte so ruhig an Ihrer Seite sitzen können, wenn meinem Freunde Ernstliches widerfahren wäre? Sie wissen ja — seine Augen — und dann — diese Hast, mit der er den schmalen, brüchigen Weg hinunterstürmte — da ist ja ein Fehltritt begreiflich. Aber die Sache hat

keine Gefahr. Die kleinen Schürfungen an Hand und Wange werden in wenigen Tagen wieder verschwunden sein. Immerhin — es hat mir einen rechten Schreck eingejagt, als ich ihn so kommen sah — spät in der Nacht. Aber was ihn so verstört, so ganz in sich gebrochen hat, das war nicht die Folge dieses Sturzes, es war die Nachwirkung jener Begegnung, die ihn so plötzlich betroffen hat, die all sein unvergessenes Leid und sein ganzes vergangenes Leben allzu gewaltsam in seinem Innern zum Aufruhr brachte."

„Sie wissen —"

„Ja, Louison — alles!"

Wir schwiegen. Durch das Laubdach, welches den Pfad überwölbte, kam ein Vöglein in das Rondell geflogen, ließ sich inmitten des Tisches nieder und huschte wieder, von unserem Anblick erschreckt, mit scheuem Pispern zurück in das Dickicht.

„Ich mußte fragen! Ich mußte —" seufzte Louison jählings auf, die verschlungenen Hände wider die Stirne pressend. Das sah und hörte sich an, als wollte sie sich selbst gegen einen Vorwurf vertheidigen, der in ihrem Innern sich regte. Und wieder verstummte sie, um nach einer Weile schüchternen Wortes zu fragen: „Sie haben ihn Ihren Freund genannt?"

„Ja, und ihm gegenüber nehm' ich dieses Wort in seinem schönsten Sinne. Wir haben uns erst vor kurzen Monaten kennen gelernt, und heute sind wir Freunde fürs Leben. Sein reiches Wissen, seine hohe,

seltene Begabung, sein edler Charakter, seine feurige, tief empfindende Seele, und nicht zuletzt das schwere Leid, das auf seinem Herzen zu lasten schien — alles, was ich an ihm wahrnahm, mußte ihm meine warme, herzliche Freundschaft gewinnen."

Mich traf ein leuchtender, dankbarer Blick aus Louisons Augen. Nun warf ich das letzte Bedenken von mir und begann zu erzählen, von jenen Wochen in Berlin, von allem, was mein Verkehr mit Richard mich hatte gewahren und erleben lassen. So sprach ich auch von seiner Neigung zu Marietta, sprach von des Kindes Tod, und da füllten sich Louisons Augen mit Thränen, während sie mit schmerzdurchzitterter Stimme mich unterbrach:

„Welch ein trauriges, trauriges Schicksal hat sich hier vollzogen! O hätt' ich das liebe Kind nur ein einzigesmal in meine Arme schließen können!"

„Und wie so ähnlich sah es Ihnen! Aber — diese wunderscheinende Ähnlichkeit — auf wie natürliche Weise hat sie in der Folge sich erklärt."

„Sie wissen — auch das!"

„Ja, Louison, auch das!"

„Ich hab' es erfahren — vor wenigen Tagen erst — als ich den Bruder wiedersah nach langer, langer Trennung. Und er selbst auch — auch er erfuhr all das Traurige erst an dem Tage vor seiner Abreise von Berlin. Er hat es mir unter Thränen erzählt — und ich weiß — wahre, aufrichtige Trauer erfüllt sein Herz. Und dennoch — alle Menschen sind ja nicht gleich geartet —

und — vielleicht ist es zu seinem Glücke, daß er Geschehenes eben wie Geschehenes zu nehmen weiß. Seine Erziehung hat sein Herz so eigen geformt — fast möchte ich sagen: Egons Herz gleicht der Saite auf seiner Geige, die nur so lange tönt, als der Druck des Bogens sie erzittern macht, und schwindet dieser Druck, so hallt der Ton noch eine Weile nach, um mählich zu verschweben, zu verstummen."

Sinnend hatte Louison diese letzten Worte vor sich hingeflüstert. Fast schien es, als wären sie nicht für mein Ohr bestimmt gewesen, nur unwillkürlich gesprochen. Und da stieg in mir die Vermutung auf, als hätte Louison in der Art und Weise, wie ihr Bruder jene traurigen Erinnerungen trug, ein Etwas wahrgenommen, das sie bei ihrer edlen, feinfühligen Natur nicht begriff, das ihr nicht gefiel, das sie aber dennoch zu entschuldigen suchte, um der Liebe willen, die sie für den Bruder empfand.

„Aber auch anderes hat mir Egon erzählt," sagte Louison nach einer stummen Weile mit raschen, erregten Worten. „Sie wissen, was ich meine, Sie waren ja zugegen in jener Stunde! Er hat mir erzählt von jenem Manne, der ihn aus seinem Elend erlöste, der meinem Bruder Wohlthat erwies und als einzigen Dank von ihm begehrte, daß er heimkehre zu seinem Vater. Wie haben wir in all den verwichenen Tagen dieses Mannes in dankbarer Verehrung gedacht! Egon suchte ihn noch einmal zu sprechen, eh' er Berlin verließ, und fand ihn nicht mehr. Er schrieb an ihn — von hier aus — am

ersten Tage. Der Brief ist zurückgekommen, als unbestellbar; ein Mann jenes Namens, den Egon sich ins Herz geprägt, hätte niemals in jenem Hause gewohnt! Und nun — — eine einzige Nacht nur liegt inzwischen, seit eine Fügung des Himmels uns verriet, daß jener Name eine edle Lüge war — daß er es gewesen — er — Richard! Wie mag es nun wohl der Vater vernehmen, daß er die reuige Heimkehr des in Groll geliebten Sohnes gerade jenem zu danken hat, gerade jenem, den er —"

Louison verstummte und barg, in sich erschauernd, das Antlitz in beide Hände.

„Hat Ihnen Egon auch von jenem Vorfalle erzählt," so frug ich nach einer stummen Weile, „der in jener Stunde sich zutrug und durch ein so lächerliches Mißverständnis das ganze Haus in Aufruhr brachte?"

„Ja, ja, doch ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Nun aber — nun mein' ich wohl zu verstehen — — es war —"

„Es war die Wirkung des Namens, den ihm Egon nannte," fiel ich ein. „All das jähe Übermaß der Empfindungen, die aus dem Klange dieses Namens ihm erwuchsen, raubte ihm die Besinnung. Und als uns Egon verließ, sagte Richard — ich seh' ihn noch vor meinen Augen stehen, bleich, zitternd am ganzen Leibe vor Erregung — da sagte er: „Kannst du ahnen, wer da von mir gegangen? Mariettas Vater — der Bruder jenes Mädchens, das ich liebte mit glühendem Herzen und

dennoch betrog, das mich verstieß, und das ich heute noch liebe mit brennender Seele!‟‟

Starr vor sich niederblickend hielt Louison die Hände im Schoße gefaltet; ihre Lippen zuckten, und große Thränen rannen ihr über die Wangen.

Wieder begann ich zu erzählen — und während ich berichtete, was Richards endliche Abreise von Berlin veranlaßt hatte, empfand ich es gar seltsam, daß ich es nicht über mich vermochte, nur mit einem einzigen Worte von Martha zu reden. Ich stellte es so dar, als hätte Richard lediglich auf mein Zureden sein Werk der Direktion des Münchner Stadttheaters eingereicht, als wäre die Annahme ganz allein auf Grund der hohen Vorzüge seines Werkes erfolgt.

„Ja, ich habe von der bevorstehenden Aufführung gelesen,‟ warf Louison mit leisen Worten ein. „Oh, ich weiß — ich kenne ihn — die Welt wird noch Freude an ihm erleben!‟

„Nur die Welt, Louison — nur die Welt?‟ frug ich bewegt.

Sie schwieg, doch ihre Thränen versiegten. Und da erzählte ich von jener Reise, von allem, was folgte, von diesen letzten, schönen Tagen und von dem Inhalt dieser letzten Nacht. Ich suchte ihr ein Bild der wechselnden Seelenzustände zu entwerfen, die während all der verflossenen Jahre Richards inneres Leben gebildet und die Art seines äußeren Lebens zumeist als unabwendbare Folge erzwungen hatten. Dabei war ich bemüht; alles

der Wahrheit gemäß zu schildern und dennoch für alles das mildeste Wort zu finden.

Schweigend hörte mich Louison an, wobei sie manchmal meine Worte mit einem leisen Nicken ihres schönen Hauptes begleitete, manchmal auch mein Auge mit einem schmerzvollen oder einem überraschten Blicke streifte. Doch als ich von jenem letzten Abende sprach, den Richard mit Louison verbrachte, als ich aus begreiflichen Gründen jener nächtlichen Scene mit keiner Silbe Erwähnung that, sondern von dem Gespräche, das Richard mit Louisons Vater auf der Straße geführt, unmittelbar übersprang auf die Ereignisse des folgenden Morgens, da unterbrach mich Louison mit zitternden Worten, während eine dunkle Glut ihr Antlitz übergoß.

„Und er hat Ihnen nicht erzählt, was zwischen seinem Gehen am Abende und seinem Kommen am Morgen lag!“

„Nein —“ erwiderte ich zögernd.

„So hat er Ihnen verschwiegen, daß inzwischen eine Stunde lag, die in meinem Herzen den unerschütterlichen Glauben an seine Liebe festigte, eine Stunde, die mir so manches verriet, was all der schlimmen Wahrheit, von welcher der Morgen mich überzeugte, den bittersten Stachel nahm. Wohl — ich habe gelitten — unsäglich gelitten und dennoch hab' ich ihn nicht verurtheilt, wie es mein Vater that —“

„Und dennoch schrieben Sie ihm jenen Brief, der ihn der Verzweiflung nahe brachte!“

„Ja — ich schrieb ihn. Und als ich ihn schrieb,

folgte ich weniger dem Zwange, unter dem ich in meinem Hause zu leiden hatte, als dem Wunsche und dem Rate seines eigenen Vaters —"

„Seines Vaters? Ich verstehe nicht, was Sie meinen! Richard sprach mir mit keiner Silbe davon, daß auch sein Vater in die leidvollen Kämpfe jener Tage seine Stimme mischte. Aber wie hätte er davon zu mir sprechen können, da er es selbst nicht weiß. In dieser Nacht noch hörte ich ihn sagen, daß er niemals habe erfahren können, wie damals an jenem Morgen zwischen einer Stunde und der nächsten —"

„Er weiß es nicht?" unterbrach mich Louison mit fliegenden Worten. „Er weiß nicht, daß an jenem Morgen ein Brief seines Vaters kam, in dem er mir schrieb, er müsse vermuten, daß Richard mir manches verheimliche, wohl nur aus Liebe und Schwäche, was zu bekennen seine Pflicht gegen mich erfordere? So müsse er es mir sagen — schrieb er — — und so erfuhr ich alles, alles — und da mußte ich wohl glauben, was ich stets als Verleumdung von mir gewiesen hatte, solang ich es von fremden Lippen hörte. So schwer aber auch der Inhalt dieses Briefes mich traf, dennoch war er mir wieder ein Trost — sprach doch aus ihm die grenzenlose Liebe eines Vaters, seine hoffende Sorge um den Sohn, welcher bei all seinen Fehlern und Verirrungen ja immer noch solcher Liebe wert war! Es gäbe noch ein Mittel, um in Richard die Erkenntnis zu wecken, um ihn auf den rechten Weg zurückzuführen — so schrieb sein Vater

— und dieses Mittel zu versuchen hielte er um so mehr für seine Pflicht, als er in sich selbst die erste Ursache sehen müsse, die den Sohn auf so abschüssige Wege getrieben. Es wäre ihm, als Richard nach seinem Abgange vom Gymnasium in den Ferien weilte, einer meiner Briefe in die Hände geraten; da er in dieser „Liebe" nur eine jener häufigen jugendlichen Phantastereien gesehen, hätte er auch die folgenden Briefe in Empfang genommen und dem Sohne vorenthalten, in der Hoffnung, daß Richard nach kurzem Schmerze sich trösten und fesselos den Weg zu einer schönen, seiner reichen Begabung entsprechenden Zukunft betreten würde. Zu spät hätte er eingesehen, daß er die Tiefe und den Wert jener Neigung unterschätzt und dadurch eine Sünde an mir wie an seinem Sohne begangen habe, eine Sünde, die sich nun an seinem Vaterherzen am bittersten räche. Wie aber alles nun stünde, sähe er nur einen Ausweg: wenn ich es über mich vermöchte, Richard frei zu geben, das scheidende Wort zu ihm zu sprechen. Wäre seines Sohnes Liebe zu mir wirklich so wahr und tief, wie er nicht nur vermute, sondern glaube, dann müsse dieser Bruch ihn aus dem Taumel aufschrecken, der das Edle in seiner Natur mit Betäubung gefesselt halte, dann müsse die Hoffnung seiner Liebe ihn zwingen, alle seine reichen, in diesem Taumel erlahmten Kräfte aufzuraffen, um sich in einem geänderten Leben mit einer ehrenvollen Zukunft auch das verlorene Ziel jener Hoffnung wieder zu gewinnen. Mir selbst gewänne ich dadurch den Geliebten

zurück als einen in Erfahrung und Arbeit gefestigten Mann — und ihm den geliebten, halb schon verlorenen Sohn. Schlüge dieses letzte Mittel aber fehl, dann wäre Richards Liebe nur Lüge, sein Verlust für mich nur ein Gewinn — und — er selbst müßte dann eben zusehen, wie er den Schmerz über die Vernichtung all seiner Vaterfreude zu tragen vermöchte. Das war der Inhalt des Briefes, den ich an jenem Morgen erhielt — — und da es mein Vater mir verwehrte, Richard noch einmal zu sehen, so schrieb ich ihm jene Zeilen — — das scheidende Wort. Aber ich habe so geschrieben, wie es mein Herz mir eingab, nicht wie mein Vater es wünschte — wenn ich mich auch sonst seinem Zwange in allem fügte. Ich war ja sein Kind — und ich liebe meinen Vater. Aber in so strenger Abgeschiedenheit er mich auch zu halten wußte, dennoch erfuhr ich, was in nächster Zeit über Richard hereinbrach, und in meinem Herzen hab' ich mit ihm gelitten und geweint; dann aber schwiegen alle Nachrichten über ihn; doch ehe noch ein halbes Jahr vergangen war, kam von seinem Vater ein zweiter Brief, der mich für allen Schmerz entschädigte, den jener erste mir bereiten mußte. Da schrieb er mir, wie er all sein Hoffen erfüllt sähe, wie Richard in seinem Innersten verwandelt und gebessert wäre, wie er nur seiner Arbeit und dem Verkehre mit seinem Vater lebe — und — — und ich soll glauben, daß Richard von diesem Briefe nichts wußte und nichts erfuhr von jenem ersten?"

„Nein, Louison, niemals hat sein Vater von all dem

mit einem Worte zu ihm gesprochen. Und als er vielleicht sprechen wollte, lag er mit gelähmter Zunge auf dem Sterbebette!"

„Und dennoch — er mußte es wissen! Wenn es ihm sein Vater nicht verriet, so mußte er es aus meinem Briefe wissen —"

„Aus welchem Briefe?"

„Als ich die Nachricht von dem Tode seines Vaters hörte — ich wußte, wie er diesen Vater geliebt — da sah ich ihn einsam stehen in seinem Schmerze — und da brach ich das Wort, das ich meinem Vater gegeben! Ich schrieb an Richard —"

„Welch ein unseliges Mißgeschick! Niemals hat Richard diesen Brief empfangen! Als sein Vater starb, warfen ihn Schmerz und Übermüdung auf das Krankenlager, und als er nach Wochen genesen war und den Tisch bedeckt fand mit Briefen und Karten, wollte er seine Trauer nicht entweihen lassen durch konventionelle Trostphrasen — und so ließ er die Blätter verbrennen — mit ihnen also auch Ihren Brief. O daß er ihn gelesen hätte! Wie viel Leid und Elend wäre ihm erspart geblieben!"

Und wieder begann ich zu erzählen, griff zurück auf jene unselige Duellgeschichte, schilderte Richards Gemütszustand während seiner Haft, seine Trauer um die Mutter, seinen Schmerz um den Vater, seine Verarmung, sein Leben in Wien, schilderte die Tiefe und Treue seiner Liebe, und endlich schloß ich mit den Worten: „Lange Stunden saß ich in dieser Nacht an seinem Lager, und als sein

Leben vor mir enthüllt lag, als ich ihn bangen sah um den Wiedergewinn seines Glückes, dessen er mir so wert erscheint trotz all der Schuld, die er auf sich geladen, da mußte ich ihm ein Wort des Trostes sagen. Heute schon wäre er seines Glückes gewiß, so sprach ich zu ihm, wenn er nicht mutlos vor der Stunde der Entscheidung geflohen wäre. Nicht Verdammung, sondern Vergebung und Liebe hätte ich aus Ihren Blicken gelesen! Louison — — hab' ich ihm zuviel gesagt?"

Da wandte sie mir langsam ihr schönes Antlitz zu, das verklärt schien von seligem Empfinden. Aus ihren großen, thränenfeuchten Augen leuchtete mir ein Blick entgegen, der mir die Tiefe ihrer herrlichen Seele erschloß, und in einem Tone, dessen Inhalt tausend Worte nicht zu erschöpfen vermöchten, glitt es ihr von den Lippen: „Zu viel? — — Stünde Richard vor mir, und ich sollte ihm sagen —"

Nun verstummte sie und richtete lauschend das Haupt empor.

Leichte, flüchtige Tritte näherten sich vom Hause her. Jetzt klang ein dünnes Stimmchen: „Tante Louison! Tante Louison!" — und um die buschbesetzte Ecke des Rondells stürmte ein Kind — Gretchen, meines Freundes kleine Freundin.

Louison sprang auf, eilte dem Kinde entgegen, hob es mit beiden Armen empor an ihre Brust und bedeckte sein Gesichtchen in heißer Zärtlichkeit mit Küssen und Küssen.

„Aber — Tante — Du — Du erdrückst mich!“ stammelte die Kleine.

„Wie kommst Du so plötzlich hieher?“ frug Louison, während sie das Kind auf die Erde gleiten ließ; die Erregung, die sich dabei in ihrer Stimme äußerte, war nach allem Vorangegangenen leicht begreiflich.

„Ich bin dem Fräulein davongelaufen,“ kicherte Gretchen, „oh, Du, die ist heute wieder knurrig, so knurrig!“ Da gewahrte sie mich und drückte sich mit einem verlegenen Blicke an Louisons Seite.

„Guten Tag, Gretchen! Kennst Du mich noch?“ frug ich und bot der Kleinen die Hand.

„Oh ja,“ erwiderte sie zögernd; und während sie näher kam, um mir ihr Händchen zu reichen, frug sie: „Wo ist denn der andere Mann?“

„Der ist nicht weit von hier — und ich denke, er wird zu Dir kommen — bald — bald!“ Unwillkürlich mußte ich bei diesen Worten zu Louison emporsehen und begegnete dabei einem seltsam erschrockenen Blicke, dessen Bedeutung ich nicht zu verstehen wußte — und diesem Blicke entsprach auch ihre so eigen klingende Stimme, als sie sagte:

„Es war vor Wochen — da erzählte mir Gretchen von einer Begegnung — mit zwei „fremden Männern,“ die so freundlich mit ihr geplaudert hätten, und einer von ihnen hätte sie geküßt —“

„Das war nicht der da, das war der andere!“ warf die Kleine mit eifriger Wichtigkeit ein.

„Und jene beiden — das waren Sie und — und —“

„Ja, Louison, ich und Richard!“

Was war nur an dem Zufall dieser Begegnung so Besonderes, daß sie darüber gar so sehr sich verwundern mußte; Aber mir verblieb keine Zeit, dieser Frage nachzudenken, denn jetzt kam die Gouvernante herbeigestelzt, das „Fräulein,“ eine hagere Gestalt mit einem strengen, verkniffenen Gesichte, und Gretchen wurde wieder in die „knurrige“ Obhut eingefangen, der sie entsprungen war. Ehe die Kleine ging, reichte sie mir ihr Händchen und übergab mir einen „schönen Gruß an den andern Mann“ zur Bestellung.

„Tante Louison! Wie sich das ehrwürdig anhört!“ lächelte ich, als die beiden uns verlassen hatten. „Mit welchem Anrecht darf Gretchen Ihnen gegenüber diesen Namen gebrauchen. Was ist Ihnen dieses Kind?“

„Trost und Freude!“ glitt es mit raschem Worte von Louisons Lippen, und zögernd fügte sie hinzu: „Gretchen ist eine Anverwandte unseres Hauses — ein — eine Waise, die mein Vater an Kindesstatt angenommen —

Da klirrte am Thore des Parkes das eiserne Gitter und eine laute Männerstimme frug nach Louison.

„Dort ist die Tante, Onkel Egon,“ hörte ich das Kind erwidern, „gleich da, bei der runden Bank!“

„Ich danke Dir, mein Kind!“ klang es entgegen, und rasche Tritte näherten sich über den Kiesweg.

„Endlich! Da sind sie!“ atmete Louison auf und

näherte sich, während ich mich erhob, der Mündung des Pfades.

„Alles haben wir erfahren, Louison," rief der Bruder im Näherkommen ihr entgegen. „Auf der Post konnten sie mir keine Auskunft geben, aber auf dem Bürgermeisteramte war er gemeldet. Denke Dir, seit vierzehn Tagen schon wohnt er —"

Bei diesem Worte betrat er das Rondell, gewahrte mich und verstummte, mit unsicheren Blicken mich betrachtend.

Louison nannte ihm meinen Namen, und da reichte er mir in herzlicher Weise die beiden Hände.

„Ich kenne Ihren Namen seit langen Jahren," sagte er, „und wenn mir auch stets die Gelegenheit verwehrt war, Sie persönlich kennen zu lernen — das heißt, die Gelegenheit war ja da —" nun wurde er verlegen und seine Stimme stockte, „vor nicht gar langer Zeit — aber damals — natürlich — wie hätte ich ahnen können, wie nah mir der Jugendfreund meiner Schwester wäre —"

„Der sich auch stets als Ihren Freund gefühlt!" sagte ich, um ihn aus seiner Verwirrung zu erlösen. „Wir beide, Louison und ich, haben in früheren Jahren kaum mehr von uns selbst geplaudert, als von dem fernen Bruder — von unserem Bruder — ja, ja — sie hat mich ordentlich angesteckt mit ihrer herzinnigen Neigung, die nie des Lobes müde wurde."

Jetzt betrat auch Herr von Lanzky das Rondell. Er

machte, als er mich gewahrte, eine recht verblüffte, nicht gar freundliche Miene, der gegenüber sein höflicher Gruß und Willkomm ein wenig gezwungen erscheinen mußte.

Einige Worte wurden gewechselt, dann gingen wir dem Hause zu. Egon hatte den Arm seiner Schwester genommen und schritt mit ihr unter leisem Flüstern auf dem Wege voran, so daß sich der alte Herr bequemen mußte, meinen Führer zu machen. Da konnte ich mich nun nicht enthalten, eine etwas spitzige Entschuldigung ob der „unliebsamen Störung“ vorzubringen, die mein Eindringen in seine „Landeinsamkeit“ zu verursachen scheine.

„Ach was!“ brummte er. „Gegen Sie hab' ich nichts — im Gegentheil! Aber — ich weiß — an Ihnen hängt ein Anderer — und — — kurz und gut! Das Mädchen dort ist mir einmal ans Herz gewachsen — und seit jene ver . . . . fahrene Geschichte ein Ende nahm, hab' ich mein Redliches gethan, um das arme Kind in Ruhe zu bringen. Aber nein, natürlich, da kann die Gais schmählen, wie sie will, das Kitz will seinen eigenen Klee haben. Und da stellt man die Erinnerungen ins Glashaus, damit sie nur hübsch warm bleiben, da steckt man sich hinter die Röcke der guten Freundin und plauscht über die alten Zeiten, und da treibt man auch sonst noch alles Überflüssige, um nur ja in brauchbarer Stimmung zu sein, wenn der Zufall einmal — — Nun — meinetwegen — jetzt kann ja die Geschichte wieder von vorne angehen. Ich bin nur neugierig, welch' ein Ende das nehmen wird!“

„Ein gutes und glückliches, wie ich hoffe!“

„So, so — also ja — nur zu, nur zu!“

Wir betraten den weiten Hausflur mit den epheuumrankten Hirschgeweihen, dann ein großes, mit geschnitzten Meubeln ausgestattetes Gemach, dessen Wände von zahllosen Jagdtrophäen förmlich erdrückt wurden. Hier saßen wir nun und mühten uns, ein fließendes Gespräch in Gang zu bringen. Das aber wollte uns nicht gelingen — waren doch die Gedanken eines jeden mit allem anderen beschäftigt, nur nicht mit den halb gleichgiltigen Dingen, die wir verhandelten. So erhob ich mich nach schicklicher Zeit, um den Heimweg anzutreten. Herr von Lanzky verabschiedete sich im Gemache von mir, während Egon und seine Schwester mich in den Flur geleiteten. Als ich Louison auf der Schwelle die Hand reichte, sagte sie:

„Es hat mich von Herzen gefreut, daß Sie gekommen sind, und ich hoffe nur, daß Sie uns vor Ihrer Abreise noch einmal die Freude Ihres Besuches bereiten. Bis dahin — leben Sie wohl!“

Wie einfach und ruhig hatte sie das zu sagen gewußt! Doch über ihre Wimpern flog jetzt ein verräterisches Zucken; rasch löste sie ihre Hand aus der meinen, wandte sich hastig von mir und verschwand in einer nahen Thüre.

„Wollen Sie vor dem Hause einen Augenblick auf mich warten?“ frug Egon nun, und als ich zustimmte, eilte er in langen Sätzen über die Treppe empor, die im Hintergrunde des Flures nach dem ersten Stockwerk führte.

Ich verließ das Haus und wanderte unter den offenen

Parterrefenstern gemachen Ganges dem Gitterthore zu. Plötzlich vernahm ich aus einem der Zimmer Louisons Stimme. Es schien das kleine Gretchen zu sein, das da drinnen mit freundlichen Worten wegen einer neuerlichen Flucht vor dem „Fräulein“ gescholten wurde.

„Ich bin aber lieber bei Dir — und das Fräulein ist heute wieder so böse,“ vertheidigte sich das Kind. „Ich habe Ball gespielt, und gewiß, ich habe nichts dafür gekonnt, daß ihr der Ball von der Wand weg an den Arm geflogen ist, und da hat sie nach mir geschlagen und hat — — Sage mir, Tante Louison, was ist das, ein Sündenkind? Ja, ein Sündenkind hat sie mich geheißen und hat gesagt —“

Eine Thüre ging, und Gretchen verstummte. Die Stimme der Gouvernante setzte zu einer Entschuldigung ein; Louison aber gebot ihr Schweigen, und dann hörte ich sie zu Gretchen sagen: „Geh, mein Kind, geh in Dein Zimmer, ich komme bald zu Dir!“

Trippelnde Schritte wurden hörbar — das Geräusch einer Thüre — und wieder vernahm ich Louisons Stimme:

„Ich vermute, daß Sie gehört haben, was Gretchen soeben — — Schweigen Sie! Ich will keine Entschuldigung! Dieses häßliche, herzlose Wort ist von Ihnen. Sie wissen, welche Weisung ich Ihnen gegeben habe, als Sie zu uns kamen. Es ist heute nicht das erstemal, daß Sie dieselbe überschreiten. Aber das muß ein Ende nehmen — um des Kindes willen. Und so ersuche ich Sie, heute noch unser Haus zu verlassen, und verbiete

Ihnen, vor Ihrer Abreise das Kind noch einmal zu sprechen! Ich werde meinen Onkel —"

Weiter hörte ich kein Wort; Egon kam aus der Thüre herbeigeeilt, wie zu einem Ausgange gerüstet.

„Kommen Sie, ich gehe mit Ihnen — nach Quirin — zu ihm!" sagte er, seinen Arm in den meinen schlingend. „Seit ich weiß, wo er zu finden ist, läßt es mir keine Ruhe! Ich muß mit ihm sprechen! Ich muß ihm danken —"

„Und — weiß Ihre Schwester von diesem Gange?"

„Ja!"

„So kommen Sie! Ich habe meinen Kahn an der Lände liegen."

7.

Wir erreichten das Ufer und bestiegen das Boot. Ich nahm die Ruder zur Hand, und Egon setzte sich an das Steuer.

Während wir nun so dahinfuhren durch die im Sonnenschein erblinkende Seeflut, unterzog ich meinen Gefährten einer genauen Betrachtung. Manchmal begegnete dabei sein Auge meinen Blicken, und als hätte er aus ihnen meine Gedanken gelesen, so brach er das Schweigen mit den Worten:

„Nicht wahr, Sie wundern sich wohl darüber, wie sehr ich mich verändert habe — seit damals?“

„Nun, das gerade nicht. Diese Veränderung ist ja vielleicht begreiflich. Weniger begreiflich dagegen, wenn ich an Ihr Können und Ihre Familie denke, ist es mir, daß es überhaupt so weit mit Ihnen kommen konnte — wie damals.“ So sagte ich; kaum aber waren diese Worte gesprochen, da reuten sie mich, denn ich fürchtete

ihn verletzt zu haben. Dies schien aber doch nicht der Fall zu sein.

„Du lieber Gott! Das ist ebenso schwer und ebenso leicht zu erklären,“ erwiderte er mit einer Stimme, aus welcher ein seltsames Gemisch von offener Gutmütigkeit und naiver Kümmernis sprach, und das paßte so gut zu seinem Gesichte, welches neben tiefliegenden, von feinen Fältchen umzogenen Augen so glatte, rote Wangen und volle, frische Lippen zeigte. „Das war bei mir, wie es bei der Orgel ist — da braucht nur das Register aufgezogen zu sein, dann blasen die Pfeifen im gleichen Tone fort, bis ihnen der Wind ausgeht, oder bis das Register wieder geschlossen wird. Sie kennen ja zum Theile den Gang meiner Erziehung. Waren Sie selbst jemals in einem Seminare?“

„Nein!“

„Danken Sie Ihrem Gott dafür! Das verträgt nicht ein jeder! Das Seminar überhaupt — und nun gar ein solches! Freundliche Worte gab es da nicht — und Schläge und Strafen fanden bei mir einen harten Rücken und harten Kopf. Die Art und Weise meiner Hüter und Lehrer weckte den Eigensinn in mir, der dann durch fortgesetzte, entsprechende Behandlung eine geradezu virtuose Ausbildung erhielt. Freilich, die Naturanlage war auch dazu vorhanden. Das waren unbehagliche Jahre, und wenn ich es überhaupt so lange ausgehalten, geschah es nur der einzigen Freundin zuliebe, die ich da gefunden habe, der Musik zuliebe. Das muß

ich ihnen nachrühmen: sie verstanden es, Musik zu hegen und zu treiben. Wir hatten in unserer Kirche einen Chor und ein Orchester, wie ich beides in so vollendeter Zusammenwirkung nie wieder in meinem Leben gefunden und gehört habe. Es war aber auch für jeden Zögling wenigstens ein Instrument obligat — und jene, die eine hervorragendere Begabung verrieten, kamen in die besondere Obhut des Musikpräfekten. Unter diesen Auserkorenen bin auch ich gewesen, zählte sogar zu den engeren Lieblingen des Präfekten, aber auch nur dieses einen Präfekten. So lernte ich nach und nach verschiedene Instrumente kennen, das Klavier, die Orgel, die Flöte, bis ich schließlich mit meinem ganzen Herzen an der Geige hängen blieb. Und wie treu und fleißig war ich im Verkehre mit diesem braunen Liebchen! Da begann ich nun die Schulbücher doppelt zu hassen, da sie zu drei Viertheilen des Tages meine Neigung gefesselt hielten. Aus diesem Hasse erwuchs in mir die Sehnsucht, der Pflege der Musik mein ganzes Leben widmen zu dürfen, diese Sehnsucht wandelte sich allmählich zu festem Willen, und da ich von Bitten und Vorstellungen bei meinem Vater wenig erwarten durfte, nahm ich kurzentschlossen meine Zuflucht zu einem Gewaltstreich: ich entlief aus dem Seminare. Zu Hause wurde mir freilich ein recht übler Empfang zutheil. Die Mutter, die sonst immer meine Partei genommen hatte, war tot, die Schwester hatte bei all ihrer Liebe für mich gegen den Willen des Vaters keine Stimme, so war ich ihm gegenüber auf mich

allein angewiesen, und es kam mir dabei mein entwickelter Eigensinn recht sehr zu statten."

„Nun — alle Achtung vor der schuldigen Kindespflicht," warf ich lächelnd ein, „aber es ist Ihnen doch nicht zu verdenken, daß Sie die Geige der Stola vorgezogen haben."

Überrascht sah er mich an. „Sie wissen, um was es sich damals für mich handelte?"

„Ja. Und ich glaube, auch Ihr Vater kann sich nachträglich mit dem Tausche zufrieden geben. Ich hab' es ja an mir selbst erfahren, wie sehr Sie mit der Geige den Menschen ins Herz reden können — und bezweifle, ob Ihnen als Kanzelredner ein gleiches gelungen wäre."

Ein trüber Schatten überhuschte sein Gesicht. „Ich habe meinen Vater seit langen Jahren nicht mehr gesehen. Wie könnte er also wissen —"

„Sie haben Ihren Vater noch nicht gesprochen? Und ich dachte doch —"

Er schüttelte den Kopf. „Ich wollte, es wäre schon geschehen, denn ich fürchte fast — — O hätte er mich nur damals, wie ich es wollte, nach München gehen lassen! Was wäre uns beiden alles erspart geblieben! Aber er wollte mich nicht in seiner Nähe leiden. Da schwankte ich in meiner Wahl nun eine Weile zwischen Wien und Berlin, aber schließlich gab der Name Joachims für mich den Ausschlag. So kam ich nach Berlin — und hier nahm all das Unselige seinen Anfang. Ich wurde Schüler des Konservatoriums, ich studierte über Hals und

Kopf, aber — mein junges Blut wollte eben auch auf seine Rechnung kommen. Sie wissen ja wohl, wie das an solchen Anstalten zwischen Schülern und Schülerinnen gang und gäbe zu sein pflegt. Der Unterricht ist zumeist ein gemeinsamer, da lockern sich denn nach und nach die Formen des Verkehrs, man betrachtet und fühlt sich als Kameraden, und zärtliche Beziehungen, die sich in anderen Verhältnissen oft nur unter schweren Herzenskämpfen entwickeln, bilden sich hier spielend, fast wie im Scherze. Lächelnd wird gegeben, lächelnd genommen, und wenn dabei schließlich Dinge herauskommen, um derentwillen man sich eigentlich Vorwürfe zu machen hätte, so — so zuckt man die Achseln, setzt alles auf Rechnung des „leichten Künstlerblutes“ und nennt die Sprache seines Gewissens ein „erst halb überwundenes Vorurtheil“. Nun — ich habe das alles eben auch so — mitgemacht. Es war ja so hübsch. Leicht gebunden und leicht gelöst, das war unser aller Wahlspruch bei diesem lustigen Leben. Aber schließlich hat er mich doch im Stiche gelassen — dieser sonst so praktische Wahlspruch. Es kam da ein junges Mädchen ans Konservatorium, eine schlanke, liebliche Erscheinung mit einem feingeschnittenen, von dunklen Haaren umrahmten Gesichte, das durch einen eigenartig schwermütigen, fast kränklichen Zug besonders anziehend und interessant erschien. Sie wollte Sängerin werden, und sie hatte auch in der That eine schöne Stimme von ergreifendem Klange — aber nur in der Mittellage — die Tiefe war schwach, und die Höhe dünn, nicht gesund.

Ich lernte sie in der Schule kennen, wir hatten für Klavier- und Harmonielehre den gleichen Lehrer, ein kleines, seltsames Männchen —"

„Ambrosius Barka?"

„Ja, so hieß er. Übrigens — ich konnte mir denken, daß Sie ihn kennen. Sie wohnten ja in Berlin mit ihm unter dem gleichen Dache. Und da Sie ihn kennen, brauch' ich Ihnen wohl nicht mehr zu sagen, daß unter allen Lehrern gerade er die beliebteste Zielscheibe für jene Scherze war, wie sie auf allen Schulen zum Mißvergnügen der Lehrer von den Schülern getrieben werden. So empfindlich aber auch derartige Dinge ihn berühren mochten, er trug sie mit stiller Geduld. Er liebte seine Schüler und verzieh ihnen alles — und gerade mir, den man stets zu solchen Streichen wider ihn am ehesten bereit fand, war er besonders zugethan — mir und — jener anderen. Da mag es wohl auch jene Zuneigung gewesen sein, die ihn gewahren ließ, was andern Augen verborgen blieb: daß wir beide uns gefunden hatten. Ich bin niemals eitel gewesen. Es hat mich eigentlich gewundert, daß Maria unter all den jungen Burschen, die sie umwarben, gerade mich erwählte. Vielleicht waren es die Extreme, die uns zusammenführten, mein heiteres, leichtblütiges Temperament und ihr stilles, schwermütiges Wesen. Ihr Auge war an die Thränen gewöhnt wie mein Mund an das Lachen. Da mag ihr der Verkehr mit mir eine Wohlthat gewesen sein — und — sie stand so allein in der Welt, sie hatte keine Menschenseele, die sich

in Liebe um sie bekümmerte, und dabei ein so verlangendes, dürstendes Herz — da mag es ja begreiflich sein, zumal bei ihrem Wesen, daß sie alles ernster und tiefer nahm, als es — vielleicht gemeint war. Das heißt, ich war ihr ja wirklich von ganzem Herzen zugethan, aber — — Es ging auch mit ihr eine so jähe unerwartete Wandlung vor sich, die mich — wie soll ich nur sagen? — ja, ich finde kein anderes Wort — die mich erschreckte. Dieses einsame Herz klammerte sich mit einer Glut an mich, mit einer Leidenschaft, deren Äußerungen mich bedrückten — und freilich auch wieder fesselten. Dazu kam noch, daß sich Herr Barka in die Geschichte mischte und mich mit Mahnungen und Vorstellungen seckierte. Das weckte meinen unglückseligen Eigensinn, und — natürlich — als ich einzusehen begann, wie recht er hatte, da — da war es zu spät."

Eine ehrliche Trauer malte sich in seinen Zügen, als er verstummte und mit feuchten Augen hinwegblickte über den leuchtenden See.

„Jetzt natürlich — das Unheil war einmal angerichtet," sprach er nach einer Weile mit bewegter Stimme weiter, „und wenn ich nicht vor mir selbst als Schuft erscheinen wollte, mußte ich gut zu machen suchen, was ich verschuldet hatte. Ich wagte diesen Versuch um so lieber, als nun wirklich mein ganzes Herz von tiefem Mitleid für das arme Mädchen erfüllt war, dessen Glück und Frieden ich in der blinden, leichtsinnigen Freude des Genusses für immer zerstört hatte. Ich wollte mich meinem

Vater eröffnen, ich wollte seine Einwilligung erflehen, wollte ihn bitten, mir die Mittel zu gewähren, um Maria zu meinem Weibe machen zu können. Ich reiste nach Hause — — aber —"

„Ich weiß, Ihr Vater war anderer Meinung, als Ihr Mitleid und Ihr redlicher Wille."

„Ja — er hat mich verstoßen und enterbt! Und er liebte mich doch! Aber ich weiß, es wohnen zwei Herzen in seiner Brust, ein Herz, welches liebt, und ein Herz, welches unerbittlich verdammt, alles, alles, was vor seinem starren Ehrbegriff und seiner strengen Moral und Religion als ehr- und gottlose Sünde erscheint. Das habe ja nicht nur ich allein erfahren müssen! Es war das eine fürchterliche Stunde, in der ich bitter büßte, was ich verschuldet hatte. In verzweifelter Stimmung reiste ich nach Berlin zurück. Und da fand ich den Mut nicht, Maria aufzusuchen, um ihr zu sagen, daß — — oh, wie schrecklich!"

Er schwieg und starrte an mir vorüber in die Ferne.

„Und Sie haben Maria nie wieder gesehen?"

„Nie wieder! Zwei Tage nur bin ich damals in Berlin geblieben. Dann ging ich nach Dresden, wo ich eine Stellung als Geiger fand, mit einer Gage freilich, welche mich kaum ernährte. Von Dresden aus schrieb ich an Maria, was ich ihr eben zu schreiben wußte. Aber lange Wochen vergingen, ohne daß ich eine Antwort erhielt; und als eine solche endlich kam, fühlte ich mich von dem Inhalte derselben recht seltsam berührt, verblüfft,

geärgert, bedrückt — und doch auch erleichtert. Vielleicht ist es unschön von mir, daß ich dieses letzte Wort vor Ihnen ausgesprochen habe — aber — wenn ich nun schon einmal spreche, weshalb sollte ich lügen? Doch nicht von Maria war jener Brief, sondern von der Frau, bei welcher sie gewohnt hatte — und — kurz und gut, diese Frau schrieb mir, daß Maria sich verheiratet hätte — — mit wem — das mag Ihnen vielleicht bekannt sein, wenn aber nicht, so hab' ich kein Recht, einen Namen zu nennen. Ich mußte mir natürlich sagen, daß Maria nur aus Zwang, nur aus Furcht vor der Schande, nur aus Liebe zu dem Wesen, das sie unter dem Herzen trug, so gehandelt haben konnte, und diese Erkenntnis war für mich eine Quelle peinigender Vorwürfe. Aber — ich sagte mir auch anderes — denn gar so schwer konnte sie sich doch nicht gefügt haben, da sie so rasch sich gefügt hatte. Und dann — mein eigenes Leben schüttelte mich so derb, daß ich es bis in die Knochen spürte. Ich mußte meine liebe Kunst zum Handwerk erniedrigen, und da mag es vielleicht nicht sehr edel, aber doch natürlich erscheinen, daß ich eben schließlich mehr an mein Leben dachte, als — als an all das andere. Und — sehen Sie — so ist mir nun Jahr um Jahr vergangen — — aber ich will Sie nicht mit der Erzählung all der Widerwärtigkeiten belästigen, die ich zu ertragen hatte. Mir ist es schlecht, erbärmlich schlecht ergangen. Doch lieber wäre ich verhungert, eh' ich mich noch einmal um Hilfe an meinen Vater gewandt

hätte. Ja, ich hatte es gethan, in der ersten Zeit, aber meine Briefe waren unbeantwortet geblieben oder uneröffnet an mich zurückgekommen. Schließlich erwachte mein Stolz, oder vielleicht besser gesagt, mein Eigensinn, und da suchte ich eben aus eigener Kraft meinen Weg zu finden. Ich liebte meine Kunst, ich war redlich bestrebt, weiter zu lernen und mich weiter zu bilden. Aber gerade dieses Streben brachte mich in immerwährende Konflikte mit dem Handwerk, das ich um des Brodes willen üben mußte. In keiner Stellung hielt ich es lange aus. Ich strebte immer nach Besserem und fand doch stets nur das Schlechtere. Zuletzt wurde ich „Kapellmeister" — welch' eine Ironie war dieser Titel! — Kapellmeister bei einer in Norddeutschland reisenden Theatergesellschaft. Aber schon nach wenigen Monaten verkrachte das Unternehmen, der Direktor verduftete vor einem Gagetage mit den Einnahmen der beiden letzten Wochen, man spielte eine Zeitlang auf Theilung, das heißt, man theilte sich in die wachsenden Schulden der Truppe, bis uns allen am Ende kein anderes Mittel übrig blieb, als dem Beispiele des Direktors zu folgen."

Egon hatte diese letzten Worte mit einer so possierlichen Tragikomik vorgebracht und hatte, als er von dem „Beispiele des Direktors" sprach, seine Rede mit einer so bezeichnenden, von einem leisen, gedehnten Pfiffe begleiteten Handbewegung illustriert, daß ich unwillkürlich lächeln mußte.

„Ja, ja — Sie haben ja recht," sagte er, als er

das gewahrte, „mir aber war damals gewiß nicht lächerlich zu Mute. Ich verkaufte, was ich entbehren konnte, um wenigstens Berlin zu erreichen. Hier überlief ich die Bureaux der Agenten, ich rannte zu allen Konzertmeistern, aber nirgends, nirgends fand ich Stellung, nicht einmal die Aussicht auf eine solche. Um nicht zu hungern, mußte ich verkaufen, was ich noch besaß — — zuletzt auch meine Geige. Denken Sie — meine Geige!"

Dabei rannen ihm die hellen Thränen über die Wangen; und diese Thränen gefielen mir so sehr, daß sie mich über manches hinwegsehen ließen, was mir an Egon nicht gefallen hatte.

„Mit meiner Geige hat mich auch mein letzter Trost verlassen. Und als ich mich so rettungslos in Not und Elend versunken sah, da erschien mir alles, was über mich gekommen, wie eine gerechte Strafe für die an Maria begangene Sünde. Und da meinte ich auch gleich, es dürfe mir niemals wieder besser ergehen, eh' ich nicht aus Marias eigenem Munde ein Wort der Vergebung, eine tröstende Nachricht über das Schicksal unseres Kindes gehört hätte. Und so umlungerte ich ihr Haus in der Hoffnung, daß mir ein freundlicher Zufall Maria in den Weg führen möchte. Aber sie kam nicht — nun, freilich, nun weiß ich, weshalb sie nicht kommen konnte — — ich hätte lange warten dürfen! Aber ihm bin ich begegnet — und er hat mich aus dem Hause gewiesen — o gewiß, gewiß, er hatte alle Ursache und alles Recht dazu — und doch — wie war er in seinem Zorne noch

so zartfühlend! — — Konnt' ich nun auch Maria nicht mehr finden, so hab' ich doch vor jenem Hause den Retter aus meiner Not gefunden! Und daß es gerade Richard Albert sein mußte, der mir die rettende Hand geboten, gerade jener Mann, den eine Schuld, die der meinen gleicht, aus den Armen meiner Schwester verbannte, das kann ich nicht einen blinden Zufall nennen, ich sehe darin das geheimnisvolle Walten eines gütigen Gottes."

Tiefatmend verstummte Egon, um nach kurzem Schweigen mit einer Stimme, deren gutmütig herzlicher, fast naiver Klang mich wohlthuend berührte, die Frage an mich zu richten:

„Nicht wahr, Sie glauben auch an einen Gott? Oh, mich hat der Glaube an ihn niemals verlassen! Und auf ihn auch hoffe ich, wenn ich an meinen Vater denke — auch er wird aus allem, was in den jüngsten Tagen geschehen, den Willen Gottes sehen und dann das lösende Wort sprechen, das unser aller Glück begründet. Aber mehr noch als für mich, erwünsche ich das Glück für ihn, dem ich so sehr zu Dank verpflichtet bin. Glauben Sie aber nur ja nicht, daß ich bei diesem Danke an jene Summe denke, die er mir gab, oder an den Wert des Geschenkes, das er mir sandte. Aber daß dies eine Geige war — das ist es! Damit hat er mir neue Lebensfreude gegeben, geradezu ein neues Leben! Und welch eine Geige! Dieser Ton! Diese Klangfülle! Weiß Gott, dieses Holz gibt mir, was ich nur immer von ihm verlange, Thränen, Lachen, Sturm und Sonnenschein —

in diesem Holze ist eine Seele! Ich habe zwar keine sicheren Anhaltspunkte, aber doch, ich halte sie für eine ächte Amati und glaube —"

Plötzlich unterbrach er sich in seinen sprudelnden Worten, sah mich verlegen an und — errötete.

„Ich weiß — es ist von mir — — aber — meine Art und Weise —" stammelte er vor sich hin. „Und doch — es gibt keine Entschuldigung, denn wie darf ich von der Freude reden, welche diese Geige mir bereitete, da ich doch in der gleichen Stunde, in der ich dieses Geschenk empfing, eine — eine so sehr traurige Nachricht erfahren mußte: die Nachricht von Marias Tode und dem Tode ihres Kindes. Glauben Sie mir, diese Nachricht hat mich tief erschüttert! Aber sehen Sie, wenn ich oft vor Gräbern stand und die Blumen betrachtete, welche aus der von der Verwesung befruchteten Erde emporgeblüht waren, so erschien mir das wie ein Bild des Lebens, für dessen neue, freiere Entwicklung der Tod eine notwendige Bedingung ist. Und wenn sich nun damals solche Gedanken in meine Trauer mischten, so habe ich — — oder glauben Sie nicht auch, daß der Unerforschliche, dessen Willensäußerungen wir das Schicksal nennen, diesen wirr verschlungenen Knoten besser und befriedigender gelöst hat, als Zeit und Menschenwille das jemals vermocht hätten? Ich wenigstens tröste mich mit diesem Glauben. Allerdings, dieser Glaube sieht sich an wie — wie — — denn es ist ja wahr, daß nur dieser doppelte Tod mir die Rückkehr in das Vaterhaus er-

möglicht, da er ja alles tilgt und — ich möchte fast sagen, ungeschehen macht, was mich — — aber ich bitte — wir geraten ja ganz aus der Richtung, sehen Sie nur, wir kommen viel zu weit nach links in den See." Und während er sich mit der einen Hand das Wasser aus den Augen wischte, griff er mit der anderen hastig nach rückwärts, um durch eine Drehung des Steuerruders die Richtung des Nachens zu korrigieren.

Ich hatte die Ruder gestellt, um nach der Schiffhütte auszuschauen, von welcher wir nicht allzuweit mehr entfernt sein konnten. Dabei fielen meine Blicke durch eine Lücke der Bäume, welche die tiefer liegenden Gehöfte von Quirin umgaben. Ich sah unser Haus und sah vor der Zaunthüre eine Kutsche stehen, welche soeben mit verschiedenem Reisegepäck beladen wurde. Nun traten oben im Hause zwei Männer unter die Thüre — trotz der Entfernung meinte ich die beiden zu erkennen — das konnte nur Richard sein, der nun dem anderen, unserem Hauswirte, wie zum Abschied die beiden Hände reichte.

„Was soll denn das heißen? Was hat das zu bedeuten?" fuhr es mir in erregten Worten über die Lippen, während mir jenes Bild beim Fortgleiten des Kahnes hinter den Bäumen verschwand.

„Was ist Ihnen? Was ist geschehen?" frug Egon.

„Ich glaube fast, wir werden zu spät kommen — Sie mit Ihrem Danke, und ich mit —"

Schon hatte ich die Ruder wieder in Bewegung ge-

setzt und suchte nun mit Aufgebot all meiner Kraft die Schnelligkeit des Nachens zu beschleunigen.

Nur noch eine kurze Strecke waren wir von der Schiffhütte entfernt, da hörte ich schon die Kutsche über den steilen Fahrweg herniederrollen, und als wir einfuhren in die Hütte, rasselte der Wagen draußen auf der Straße vorüber. Mit einem langen Satze sprang ich aus dem Nachen, aus der Hütte ins Freie — ja — ich hatte recht gesehen — — „Richard, Richard!“ schrie ich — aber — wollte er mich nicht hören? oder übertönte das Rasseln der Räder meine Rufe? — er rührte sich nicht, wandte sich mit keinem Blicke nach mir zurück, und nun verschwand der Wagen im wirbelnden Staube und hinter vorspringenden Büschen.

Da fühlte ich Egons Hand auf meinem Arme. „Ich bitte, sagen Sie mir — ich will doch nicht hoffen, daß es Herr Albert war, der da soeben —“

„Ja — natürlich!“ fuhr ich auf. „Fort ist er — dieser —“ Ich verschluckte das Wort, das mir auf der Zunge lag, und eilte unserem Hause zu.

Droben im Flur begegnete ich der Magd; ich frug sie, ob vielleicht für Richard im Laufe des Vormittags ein Brief, oder eine Depesche gekommen wäre.

„Ach so — Sie meinen wohl, weil der Herr so plötzlich abgereist ist? Nein es ist nichts gekommen. Wir haben uns auch alle recht verwundert. So eine Stunde kann's her sein, da bin ich draußen im Garten gewesen, und da ist der Herr oben auf den Balkon herausgekommen

und hat heruntergerufen, ob Sie vielleicht auf den See hinaus gefahren wären. Ja, und da hab' ich ihm gesagt, daß ich Sie in Tegernsee getroffen hätte, auf der Post, wie Sie gerade beim Expeditor nach einem Herrn Wansky oder Manzky gefragt hätten —"

„Was! Das haben Sie ihm gesagt!"

„Ja — ich — ich wußte nicht, daß —" stotterte das Mädchen, „und ich hab' auch gar nicht gedacht — ich — ich weiß nur, daß der Herr bald darauf herunter gekommen ist und daß ich zum Nachbar habe hinüber gehen müssen, damit er den Wagen einspannt — nach Schaftlach an die Bahn. Weshalb das so schnell gekommen ist, wird Ihnen der Herr wohl geschrieben haben — oben liegt ja ein Brief für Sie."

Da ließ ich das Mädchen stehen und eilte empor nach unserem Zimmer.

Nun hielt ich den Brief in meinen Händen und las:

„Lieber Freund! Zürne mir nicht, daß ich Deine Rückkehr nicht abgewartet habe. Ich habe eine langvergessene Pflicht zu erfüllen, und mir ist, als dürfe ich damit keine Stunde mehr zögern. Du weißt, was geschehen sein muß, bevor anderes geschehen kann und darf. Ich habe schon so vieles unter zufälligen Ereignissen leiden müssen, daß ich nun bange bin vor einem — verfrühten Zufall, und wenn es auch einer wäre, der es von Herzen gut mit mir und meinem Glücke meint. Da überdies meine Fahrt mit Deiner Heimreise nicht gleiche Richtung hält, so hoffe ich, Du

wirst mir vergeben, daß ich nun gehe, ohne Dir noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Ich weiß, Du bist mein Freund, und als solcher denkst Du und handelst Du. Und nun leb' wohl, und auf Wiedersehen in München! Mit Gruß

Dein Richard."

In stillen Gedanken betrachtete ich das Blatt, bis die Stimme der eintretenden Magd mich aufstörte: „Der Herr, der mit Ihnen gekommen ist, steht unten — er weiß nicht, ob er heraufgehen soll, oder —"

„Schon gut! Ich komme," rief ich ihr zu, steckte Alberts Brief zu mir und eilte in den Flur hinunter, in welchem mir Egon mit fragenden Blicken entgegenkam.

„Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit —"

„Ich bitte," unterbrach er mich, „das ist ja begreiflich — unter solchen Umständen."

„Ja, schöne Umstände!" brummte ich. „Aber kommen Sie, ich gehe mit Ihnen. Ich möchte wissen, was Ihre Schwester — übrigens, ich habe ihr ja versprochen, mich vor meiner Abreise noch einmal sehen zu lassen."

„Auch *Sie* wollen reisen?"

„Ja, heute abend noch, oder jedenfalls morgen in der Frühe."

Als wir das Seeufer erreichten, kam gerade die Schaftlacher Post einhergefahren. Wir bestiegen den nur von wenigen Passagieren besetzten Wagen. So kamen wir rascher nach Tegernsee, und ich war vor Fragen

von Egons Seite geschützt, die ich nicht gerne beantwortet hätte.

Eine Viertelstunde später wanderten wir auf dem bergwärts führenden Dorfwege der Villa Waidmannsruhe entgegen. Dabei sahen wir auf einem anderen Sträßchen, das von uns durch einen breiten Wiesengarten getrennt war, Herrn von Lanzky niederwärts nach dem Seeufer gehen.

„Ich weiß, wohin er geht," sagte Egon mit gedrückter Stimme, „er will dem Briefträger einen Gang ersparen — auch er kann die Antwort meines Vaters kaum erwarten."

Eine Weile schritt er schweigend an meiner Seite dahin, dann seufzte er auf: „Es wäre vielleicht doch ehrlicher von mir gewesen, wenn ich geraden Weges zu meinem Vater gegangen wäre. Da wäre die gefürchtete Stunde längst überstanden. So aber habe ich gleich anfangs einige Tage verloren — ich wußte nicht, daß mein Onkel in Pension gegangen war — freilich — hier hab' ich meine Schwester gefunden, und das war mir Trost und Freude — dann aber brauchte ich mehrere Tage, eh' ich mit dem Briefe an den Vater zustande kam — und — nun hätte bereits vorgestern eine Antwort hier sein können — aber — aber heute muß sie kommen, oder — sie kommt niemals."

Wir hatten die Villa erreicht und fanden Louison in dem Zimmer, durch dessen offene Fenster ich vor Stunden ihre Stimme gehört hatte. Auch das Kind war bei ihr,

in die Betrachtung eines Bilderbuches versunken, welches Louison auf ihrem Schoße liegen hatte. Bei unserem Eintritte erhob sie sich und führte das kleine Gretchen in das anstoßende Zimmer. Dann erst reichte sie mir die Hand.

„Denke Dir, Louison, wir haben ihn nicht mehr gefunden —“ platzte Egon heraus, „fort ist er — fort! Was sagst Du dazu!“ Und müde seufzend warf er sich in die Ecke eines altväterischen Ledersophas.

Louison schwieg und wandte langsam ihr Gesicht mit ängstlich fragenden Blicken vom Bruder zu mir.

Ich zuckte die Achseln und wollte ihr Richards Brief reichen. Da plötzlich wurde vor dem Hause rascher Hufschlag und das Rollen eines Wagens hörbar, der nun vor dem Gitterthore anzuhalten schien.

Louison blickte aus dem Fenster und fuhr mit einem leisen Aufschrei zurück. Ihre Augen suchten den Bruder. „Egon — der Vater!“ stammelte sie und flog aus dem Zimmer. Gleich darauf erklangen von draußen ihre jubelnden Rufe: „Vater! Vater! Lieber Vater!“ — und diese Worte erstickten in Schluchzen und in dem unverständlichen Gestammel zärtlicher Liebkosung.

Egon war aufgesprungen und starrte regungslos der Thüre zu, mit erblaßtem Gesichte, zitternd an allen Gliedern.

Jetzt wurden Schritte hörbar, draußen auf dem Kiese und nun im Flur, die Thüre wurde aufgestoßen, und in ihrem Rahmen erschien ein herzergreifendes Bild.

Diese schwarz gekleidete, in sich gebrochene Gestalt mit dem gebeugten und ergrauten Haupte, mit den gramdurchfurchten Zügen, mit dem Blick der Liebe und Sehnsucht in den eingesunkenen Augen, die das Gemach betrat, mit dem einen Arme schwer auf Louisons Nacken sich stützend, mit der anderen Hand den zitternden Krückstock führend — war das wirklich jener Mann, dessen stolze, strenge, aufrechtschreitende Erscheinung mir aus meiner Jugendzeit so gut noch im Gedächtnis war?

Nun ließ er den Krückstock sinken, richtete sich empor und spannte dem Sohne die beiden Arme entgegen.

„Egon — Egon — mein Sohn!"

Und Egon wankte ihm entgegen, mit dem schluchzenden Aufschrei: Mein Vater — Vater!" wollte er dem Greise zu Füßen stürzen; der aber fing ihn auf in seinen Armen, zog ihn empor an seine Brust, und unter ersticktem Schluchzen hielten die beiden sich umschlungen. Ihnen zur Seite stand Louison, das schöne Antlitz überströmt von Thränen.

Lautlos hatte sich die Thüre des Nebenzimmers geöffnet, und aus schmalem Spalte lugten die neugierigen Augen des kleinen Gretchens.

Ich fühlte, daß hier nicht meines Ortes war — und wandte mich leise der Thüre zu.

Da hob der alte Mann das Haupt, und wie Gebet klang es von seinen Lippen: „Herr! Herr! Wie soll ich Dir danken in den Jahren, die ich noch zu leben habe! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebend

geworden, er war verloren, und Du hast ihn mich wieder finden lassen.“

Ich kannte diese Worte — es waren Worte der Bibel, die Worte des Vaters in der Parabel vom verlorenen Sohne.

„Ja, Vater —“ hörte ich Louison sagen, „doch auch einem anderen haben wir zu danken —“

Da schloß ich hinter mir die Thüre. Ich kannte ja den Namen, der, wie ich zu wissen meinte, schon auf Louisons Lippen lag.

Fast blendete mich der helle Sonnenschein, als ich aus dem kühlen, dunklen Flur hinaustrat auf den weißen, heißen Kiesgrund, der zwischen Haus und Bäumen sich dehnte.

Eilenden Ganges suchte ich St. Quirin zu erreichen, erregt und bewegt von tausend wechselnden Gedanken. Als ich das öde und stille Stübchen betrat, darin ich an meines lieben Freundes Seite so schöne Stunden verplaudert hatte, beschlich ein drückendes Gefühl der Einsamkeit mein Herz und meine Seele.

Am folgenden Morgen reiste ich nach München.

Auf dem Wege vom Bahnhofe nach dem Hause meiner Eltern, den ich zu Fuß zurücklegte, sah ich inmitten des breiten Fahrdammes der Ludwigsstraße eine offene Droschke einherrollen und sah in derselben — nein — ich täuchte mich nicht — —

„Köhler! Köhler!“ rief ich, dem Wagen mit erhobenen Armen zuwinkend.

Er hörte und gewahrte mich, und schon wollte er sich erheben, wohl um dem Kutscher ein Halt zuzurufen, als auf seinen Arm eine Hand sich legte, die ihn niederzog auf den Polster.

Nun erst achtete ich der Dame, die an seiner Seite saß, in einem eleganten, lichtgrauen Sommerkleide und weiß verschleiert — doch schien sie jetzt erst den Schleier vor das Gesicht gezogen zu haben, denn eben löste sie die Hand von ihrem Kinne.

Ich bemerkte, wie Köhler, sichtlich verwundert, einige Worte mit seiner Gefährtin wechselte; dann wandte er sich wieder zu mir und winkte einen Gruß herüber mit dem Rufe: „Auf Wiedersehen, Lieber, morgen, auf Wiedersehen! Ich komme —“

Die folgenden Worte wurden übertönt von dem Geräusche des Wagens, welcher gerade über eine Traverse hinwegrasselte und bald so weit von mir entfernt war, daß ich über der hohen Rücklehne der Droschke nur noch das braune Hütchen des jungen Malers und die weißen Hutfedern seiner Begleiterin gewahren konnte.

Und während ich so stand und dem verschwindenden Wagen nachblickte, kam mir eine Stelle jenes Briefes in Erinnerung, den mir Köhler aus Helgoland geschrieben.

Wohl war das Mädchen so tief verschleiert gewesen, daß ich keinen Zug ihres Gesichtes zu erkennen, kein Härchen zu erblicken vermocht — und dennoch sah ich sie unverschleiert vor mir. Ich wußte ja, was Köhler sich erwünscht und erhofft hatte: ein sanftes, süßes Gret=

chen mit blonden Zöpfen und mit Augen, so blau wie das Meer, wenn sich der lichte Himmel in seinen Wassern spiegelt.

Wie eifrig mußte er gesucht haben, da er so rasch zu finden wußte, was sein Herz sich ersehnte.

Der Glückliche!

8.

Der Tag war vergangen, ohne daß Köhler mit dem angekündigten Besuche Wort gehalten hätte.

Gegen Abend erst verließ ich meine Wohnung, um Frießhardt zu besuchen und mich von dem Stande seines Befindens zu überzeugen. Ich traf ihn nicht. Er wäre, so sagte mir seine Wirtin, schon früh am Morgen fortgegangen und würde vor Mitternacht wohl kaum nach Hause kommen.

„Und denken Sie," jammerte die gute Frau, „das treibt er jetzt so seit ungefähr einer Woche Tag für Tag. Früher, wenn er in der Nacht so ganz fertig nach Hause kam, da konnte er doch den Tag verschnarchen, und der Schlaf hat ihn doch immer wieder ein bißchen aufgerichtet. Aber jetzt — du lieber Gott — von einem Tag auf den anderen kann man es ihm ansehen, wie er zerfällt und zerbröckelt. Ich und mein Mann, wir haben doch gerade

in der letzten Zeit alles gethan — Sie wissen ja, der junge Herr, der neulich mit Ihnen dagewesen ist, war so freundlich — und da haben wir ihm auch ordentliche Kleider verschafft; aber es ist nichts mehr angewendet bei ihm, er kommt in jeder Nacht in einem Zustande nach Hause — ich sag' Ihnen — man möchte sich grausen, ihn nur anzurühren. Ja, und denken Sie, da hat er neulich auch wieder einmal mit der Polizei Skandal gehabt —"

„Wieso? Was ist denn vorgefallen?"

„Da ist er in der Tramway gesessen und hat nicht bezahlen, aber auch nicht aussteigen wollen, und natürlich, Sie können sich ja denken, was da herausgekommen ist. Aber jetzt kennen ihn die Kondukteure schon. Was sagen Sie dazu — das ist plötzlich eine förmliche Leidenschaft bei ihm geworden, das Fahren in der Tramway! Halbe Tage lang fährt er in einem und demselben Wagen dutzendmal die ganze Strecke auf und ab — und da lassen ihn die Kondukteure ruhig sitzen — es steigt schon einmal jemand ein, der ihn kennt, und der ihn dann gern oder ungern auslöst. Überhaupt er treibt Dinge — ich versichere Sie — das ist gar nicht zu erzählen. Und wenn man das alles mit ansieht — gewiß wahr, es thut uns von Herzen leid, denn wir hängen gar sehr an ihm, wir kennen ihn ja noch aus seiner guten, schönen Zeit — und wirklich, es ist nicht einmal gar so lange her, daß mein Mann auf ihn noch eifersüchtig war, mit Unrecht natürlich, denn die Männer sind schon einmal so — —

aber du lieber Gott, schließlich müssen auch wir glauben, was der Doktor von der Polizei am liebsten schon beschwören möchte. Ja, ja —“ dabei tippte sie sich mit einem Finger an die Stirne, „das hängt nur noch an der letzten Schraube — und geben Sie acht, es dauert nicht lange, dann reißt auch die noch ab. Aber Gott soll mich bewahren — ich will nichts berufen.“ Und hastig spuckte sie mit gespitzten Lippen ein paarmal über den linken Arm hinweg.

Ich hatte wenig Besseres zu erfahren vermutet, und dennoch fühlte ich mich von all dem Gehörten tief ergriffen. Die Gedanken an Frießhardt beschäftigten mich während des ganzen Heimweges.

Der nächste Morgen kam, und wieder verging der Vormittag, ohne daß Köhler sich blicken ließ. Ich hatte mich während dieser Zeit auch einmal zum Ausgange gerüstet, um meine „Freundespflicht“ gegen Martha zu erfüllen, aber auf der Schwelle noch fiel es mir ein, daß ich sie nicht zu Hause treffen würde. Sie mußte ja Probe haben — Probe zu Richards Schauspiel.

Gegen vier Uhr aber war ich gewiß, sie daheim zu finden. Schon war ich zum Gehen bereit, als ich vom Korridor herein die laute, muntere Stimme Köhlers hörte, und da öffnete sich auch schon die Thüre meines Zimmers.

„Eccomi, lieber Freund!“ lachte er mir mit dem ganzen Gesichte entgegen. „Da haben Sie mich, wie ich leibe und lebe!“ Und unter einer stürmischen Umarmung drückte er mir einen knallenden Kuß auf die Wange.

„Aber jetzt sagen Sie mir, wie geht es Ihnen? Gut? Natürlich!"

„Natürlich!" wiederholte ich, obwohl mir das Wort nicht allzu leicht von der Zunge wollte. „Und wie es Ihnen ergeht, das läßt sich aus Ihren Augen lesen!"

„Ja — weiß Gott, lieber Freund! Posa hat recht! Beim heiligen Ocker, das Leben ist schön! Sonne, Sonne und Sonne! Aber sagen Sie mir, Albert ist ja auch hier in München —"

„Augenblicklich nicht. Er ist für einige Tage verreist. Aber ich vermute, daß er morgen zurückkehren wird."

„Natürlich, morgen abends wird ja sein Stück gegeben. Ich habe mich herzlich gefreut, wie ich das gelesen habe. Na also, da hat er ja nun schon halb und halb erreicht, was der Traum seiner früheren Jahre war. Und ich wünsch' ihm auch einen Erfolg, daß die Wände krachen! Gott, ich möchte am liebsten alle Menschen glücklich sehen. Glück haben ist ja so schön — aber im Glücke sich glücklich fühlen, das ist doch das allerschönste. Und das thu' ich, lieber Freund, das thu' ich! Wie sollt' ich auch nicht — ich habe und genieße ja alles, was ein Menschenherz sich nur erwünschen kann: Lust und Eifer zum Schaffen, Anerkennung meiner Arbeit, Jugend und Gesundheit, Geld wie Heu — und daneben —" als er so sprach, erfaßte er meinen Arm, und denselben mit zitternden Händen an seine Brust drückend, raunte er mir ins Ohr: „Herzguter Freund — und daneben lieben und

geliebt sein — ah —" dabei warf er mit einem lauten Zungenschlag die Arme in die Luft, „was gilt die Erde? Nicht eine Sekunde meines Glückes geb' ich für ihren Wert!"

Seufzend wandte ich mich von ihm ab.

„Heiliger Ocker! Bin ich denn noch ein Mensch mit Augen!" sprudelte es jetzt von seinen Lippen. „Da laß ich Sie eine Ewigkeit vor mir stehen, mit Hut und Stock, und denke nicht — — Sagen Sie es nur ehrlich, Sie wollten gerade fortgehen, als ich kam."

„Durchaus nicht, ich bitte — das heißt, ich wollte einen Besuch machen, aber damit hat es ja keine Eile."

„Nein, nein, ich will sie nicht aufhalten! Kommen Sie nur, ich begleite Sie!" Er faßte meinen Arm und zog mich der Thüre zu. „Ich habe nun einmal Urlaub für eine Stunde, und ob wir sie hier verplaudern oder unten auf der Straße, das bleibt sich ja gleich! Also kommen Sie, kommen Sie!" Und als wir schon die Treppe niederstiegen, frug er: „Nicht wahr, Sie haben mich gestern erwartet?"

„Da Sie sich angekündigt hatten, vermutete ich allerdings —"

„Ja, ja — ich hätte Sie auch vorgestern schon gerne gesprochen, drüben in der Ludwigsstraße — aber — höherer Befehl!" Mit einer lustigen, wichtig thuenden Miene hob er die Hand salutierend an die Hutkrämpe und zwinkerte geheimnisvoll mit den Augen. „Und gestern, wirklich, ich wollte kommen, aber gerade, wie ich gehen

wollte, wurden die letzten Sachen für mein Atelier gebracht, und da ließ es mir keine Ruhe, ehe nicht alles an Ort und Stelle war."

„Sie haben bereits ein Atelier gefunden?"

„Unten in der Königinstraße. Und denken Sie sich, auch da hab' ich grandioses Glück gehabt. Ein großartiges Atelier mit wunderbarem Nordlicht, mit einem riesigen Fenster von der Decke bis zur Erde, und darin eine Glasthüre in den Garten, in dem keine hohen Bäume stehen, nur niedere Büsche! Und dann — wie ich mir dieses Atelier hergerichtet habe! Lieber Freund! Na — Sie werden ja sehen! Aber glauben Sie ja nicht, daß ich verschwende — o nein — da ist alles schwer, echt, massiv, fürs ganze Leben! Und — es ist ja nicht meinetwegen allein — aber ihr macht es Freude, ihr, ihr! Das ist aber auch wie mit Dampf gegangen! Mir kribbelt und krabbelt ja die Arbeitslust in allen Fingern. Und nun alles fertig steht, nun wird geschafft und geschanzt — das soll nur so ein Vergnügen sein!" Dabei rieb er die Hände und ließ sie dann mit einem selig fröhlichen „Ah!" laut klatschend in einander schlagen.

Wir waren auf die Straße getreten; Köhler frug nach dem Ziele meines Weges, und ich nannte Marthas Wohnung.

„Famos! Famos! Dieser Weg kommt mir gerade gelegen!" rief Köhler, während er seinen Arm in den meinen schlang. „Ich habe da in der Nähe in einem Geschäfte für unser Wohnzimmer etwas bestellt —"

Er unterbrach sich und lachte, als er meinen fragenden Blick gewahrte.

„Ach ja, ich habe Ihnen noch gar nicht verraten, was mir an meinem Atelier die meiste Freude macht. Denken Sie, eine Wohnung ist dabei, eine allerliebste Wohnung, die Fenster nach dem englischen Garten, ein großes, famoses Wohnzimmer und — — ach was, heraus damit! — und zwei so liebe, heimliche Schlafzimmerchen! Ja, mein Lieber — zwei — zwei! Sie thut es nun einmal nicht anders —"

„Das blonde Gretchen?"

„Blond? Blond? Und Gretchen?" platzte er mit einem übermütigen Lachen heraus. „Aber ich weiß, Sie denken an jenen dummen Brief. Und dann — neulich, als Sie uns begegneten — ich war selbst ein wenig verwundert, daß sie so rasch den Schleier vorzog und — — aber Sie dürfen das nicht etwa übel auffassen —"

„Aber ich bitte, lieber Freund, daran denk' ich ja gar nicht."

„Und sehen Sie, schließlich hab' ich ihr Recht geben müssen. Es ist ja in Wahrheit doch so eine — eigentümliche Sache, ihre gegenwärtige Stellung zu mir. Und nun unter solchen Verhältnissen eine Vorstellung auf der Straße — und — ein wenig empfindlich ist sie auch! Inzwischen aber hab' ich Sie in absentia mit ihr bekannt gemacht, und da hat sie nun selbst den Wunsch ausgesprochen, daß ich Sie für einen der nächsten Abende zu uns laden soll, Sie und Albert, für den sie sich

nach allem, was ich ihr von ihm erzählte, ungemein interessiert — natürlich, ein Dichter! Also nicht wahr, Sie kommen? Und dann werden Sie ja selbst sehen, wie blond dieses „Gretchen" ist! Haare hat sie, lieber Freund, Haare — schwarz wie die Nacht, sagt ein landläufiger Vergleich — aber hier, das ist nicht die Schwärze der Finsternis, es ist das tiefblaue Schwarz des gestirnten Himmels. Und unter diesen Haaren das Gesicht mit diesen Augen — wie schön, lieber Freund, wie schön! Das heißt, ich gebe ja zu, sie ist keine Schönheit im allgemeinen Sinne; ihre Schönheit verlangt ein ganz eigenartiges Auge —"

„Nun, Sie wenigstens scheinen dieses Auge zu besitzen!" warf ich lächelnd ein.

„Zu meinem Glücke, Lieber, zu meinem Glücke!" lachte er und kniff mich scherzend in den Arm. Dann plötzlich wurde er ernst, und eine Weile schritt er schweigend und nachdenklich an meiner Seite dahin, bevor er wieder zu sprechen begann: „Hundertmal in diesen Tagen hab' ich mich schon gefragt, was es denn eigentlich ist an ihr, was diesen tiefen, unlösbaren Zauber auf mich ausübte. Aber ich habe der Ursache gegenüber kein Urtheil mehr, da ich so voll bin von all der süßen Wirkung. Eines aber weiß ich gewiß, ihr Äußeres allein ist es nicht — es liegt wohl mehr in ihrem — so eigenartigen Wesen. Da ist alles Blut und Leben. Und wie auch dieses Leben bei ihr sich äußert, ob sie lacht oder tollt in lustiger Ausgelassenheit, ob solche Stimmung plötzlich überschlägt in das unbegreifliche Extrem, ob sie dann stunden=

lange sitzt, wortlos, die Lippen benagend und die Augen voller Thränen, ob sie mit jubelnder Freude aufnimmt, was ich ihr biete, womit ich sie umgebe, ob sie sich in anderer Stunde alldem gegenüber mit einer Gleichgiltigkeit verhält, die sich fast ansieht wie Verachtung, ob sie in der einen Stunde mich fast erdrückt und erstickt in zärtlicher Glut, oder ob sie jählings auffährt aus meinen Armen und mich in wildem Zorne von sich stößt — das eine wie das andere übt auf mich nur immer und immer die gleiche Wirkung, den gleichen bestrickenden Zauber. Und da kommt es mir zeitweilen so vor, als ob jenes unfaßbare Etwas, welches solche Wirkung ermöglicht, weniger in ihr, als vielmehr in mir selbst läge — und —“

Mit einem unwilligen Kopfschütteln unterbrach er sich; da erwachte auch schon wieder der alte, glückliche Frohsinn in seinem hübschen Gesichte, und er lachte vor sich hin, mit einem so innerlich herzlichen Lachen: „Bin ich nicht ein rechter Thor! Da halt' ich das warme, süßeste Glück in meinen Armen und mache mir Gedanken, wo doch nur das Gefühl in seinem Rechte ist. Ich bin verliebt, verliebter noch als verliebt, und frage nach einer Ursache! Offene Nüsse sind es, die ich zu knacken suche; denn in guter und rechter Stunde ist mir alles so klar und verständlich, selbst der jäheste, ungeahnteste Wechsel in ihrer Stimmung. K a n n es denn anders sein, als es ist? Sie stand für sich allein in der Welt; lange schon war ihr die Mutter gestorben, und kurz erst der Vater; sie mußte verdienen, wenn sie leben wollte, und da gedachte

sie einen Beruf zu ergreifen, für den sie sich begabt wähnte, da sie ihn liebte — und nun hab' ich sie an eben dem Tage gefunden, an dem ihr gesagt wurde, daß ihr für diesen Beruf gerade die Begabung mangle. Wir lernten uns kennen und lieben zugleich — ja, ja — mein Glaube an ihre Liebe ist kein Aberglaube — und meiner selbst bin ich doch sicher! Ich verließ sie nicht mehr — und dann kam eine Stunde, in der sich die Leidenschaft ihr Recht erzwang. Oh, ich weiß — Leidenschaft, das ist eine Entschuldigung, aber keine gute! Ich wenigstens hätte vernünftig sein sollen! Und daß ich es nicht gewesen bin, es war eine Sünde! Muß ich es also nicht wie eine gerechte Strafe hinnehmen, wenn ab und zu ein Schatten mein sonniges Glück überhuscht? Und ist es denn anders denkbar, als daß auch ihr Empfinden störend von ihm gestreift wird! Wenn in der einen Stunde ihre Liebe spricht, muß dann nicht in der andern ihr Ehrgefühl und ihr Stolz sich regen? Ich kann es ja nicht leugnen — es ist eine zweideutige Stellung, in die ich sie gebracht habe. Aber bei Gott sei es geschworen, ich will sie aus diesem Zwiespalt erlösen. Mit blindem, seligem Übermut bin ich in mein Glück hineingerannt und habe an alles Kommende nicht gedacht — und heute erst hab' ich es ihr gesagt: sie soll meinen Namen tragen, ihr Glück soll der Zweck meines Lebens sein."

„Und — wie hat sie diese Eröffnung hingenommen?" fuhr es mir wider Willen hastig über die Lippen.

„Seltsam, seltsam genug!" plauderte er halblaut vor

sich hin. „Eine lange Weile sprach sie kein Wort, und plötzlich begann sie zu schluchzen, und so weinte sie in die vorgehaltenen Hände, lange, lange, bis ich ihr die Hände vom Gesichte löste. Aber diese Thränen grämten mich nicht! Weiß ich doch, daß nicht nur der Schmerz, sondern auch die Freude sich in Thränen äußert. Und ich störte sie in ihrem Empfinden mit keinem Worte; in stiller Seligkeit hielt ich ihren zitternden Leib an mich geschmiegt, und da versiegten ihre Thränen und sie beruhigte sich. Oh — es gibt keinen heiligen Eid, mit dem ich in dieser Stunde nicht beschworen habe, ihr ein Leben zu schaffen, das einem Weg über Rosen gleicht. Weiß Gott, mit meinem Herzen zähl' ich die Tage, die wir eben wohl oder übel noch verpassen müssen, bis alles geschlichtet und gerichtet sein kann. Ja — und nun sitzt sie zu Hause und schreibt in ihre Heimat wegen der nötigen Papiere, die wir — — ja, und eben erst noch, als ich von ihr ging — sie hatte mir von armen Verwandten erzählt, und da hab' ich ihr die offene Schatulle auf den Tisch gestellt — nein, Lieber, das hätten Sie sehen sollen, diese Freude, wie sie mit ihren schönen weißen Händen in den Noten umeinander knitterte, wie sie nahm und nahm und dazu in dieser ganz unbeschreiblichen Weise immer frug: Zu viel? Zu viel? — und ich bin vor ihr gestanden und habe gelacht und nur immer den Kopf geschüttelt: Zu wenig! Zu wenig! Weiß der Himmel, wenn sie alles, alles genommen hätte, was mein eigen ist, ich hätte nur immer gelacht und den Kopf geschüttelt: Zu

wenig! Zu wenig! Glauben Sie mir, lieber Freund, jetzt erst freu' ich mich von ganzem Herzen des goldenen Fischzuges, den ich auf Helgoland gethan — jetzt erst, da ich sehe, wie viel lebendige Freude der tote Mammon zu schaffen vermag! Weiß Gott, lieber Freund, mir bangt fast vor dem Übermaß all des Glückes — und schier wird mir die Zunge stammelnd von dem einen Worte: Glück — Glück — Glück —"

In sich erschauernd preßte er das Haupt in den Nacken, und während er mit leidenschaftlicher Heftigkeit meinen Arm an seine Brust drückte, klang von seinen Lippen ein Lachen, das sich Gewalt anthat, um nicht zum Jauchzen zu werden.

„Wissen Sie aber auch, lieber Köhler", sagte ich nach einer Weile, „daß wir beide uns da seit geraumer Zeit einer recht hochgradigen Unhöflichkeit schuldig machen."

„Unhöflichkeit? In wieferne?"

„Nun — wir unterhalten uns da seit mehr als einer Viertelstunde mit einer liebwerten und reizenden jungen Dame, ohne daß wir bisher einer gewissen Pflicht des Anstandes gedacht hätten; denn wie Sie dieser jungen Dame meine Wenigkeit in absentia vorstellen konnten, so mußten Sie auch —"

Er lachte. „Beim heiligen Ocker! Ja, Sie haben recht! Also —" und nun plauderte er seitwärts in die Luft., „nicht wahr, mein süßer Schatz, mit diesem höflichen Herrn hier hab' ich Dich bereits bekannt gemacht —" jetzt wieder wandte er sich zu mir, mit einer

schwungvollen Handbewegung zur Seite deutend, „gestatten also auch Sie nun, Hochverehrtester — hier — meine Braut, Fräulein Regina Palmer aus Hamburg —“ Und aus dem Tone fallend, jubelte er vor sich hin: „Regina! Regina! Oh — wie ist dieser Name so bezeichnend! Regina — meine Königin, der ich hörig bin mit Leib und Seele, verschrieben für Himmel und Hölle! O pfui, die dumme Redensart! Die ganze Welt scheint mir ein einziger Himmel — wo hätte da die Hölle Platz!“

„Regina Palmer? Und — aus Hamburg, sagen Sie! Haben Sie sich denn auf Ihrer Rückreise in Hamburg aufgehalten?“

„Aber Gott bewahre! In Frankfurt hab' ich Regina gefunden! Ja, lieber Freund — diese Frankfurter Reise! Sie hat sich ausgelohnt! Runde drei Tausend sollte sie mir eintragen — und tausendmal tausende ist sie mir wert geworden! Mittags bin ich angekommen und habe gleich das Haus meines kunstliebenden Banquiers gesucht, um an dem bewußten Achenbach das Maß für den dazu bestellten Köhler zu nehmen — was? der Name spricht sich bereits — so — so gewiß —“

Da fühlte ich einen leichten Schlag auf meiner Schulter, und Köhler verstummte. Ein Schauspieler des Stadttheaters, der uns beiden bekannt war, wenn auch nur oberflächlich, hatte uns auf dem Wege überholt. Wie ich ihn kannte, wußt' ich auch, daß wir ihn so rasch nicht wieder los bekommen würden. Er begann alsbald von der bevorstehenden Première zu sprechen. Er

wußte wenig Gutes von dem neuen Stücke zu sagen, dessen Mängel überdies durch „grundfalsche Besetzung“ noch gesteigert würden.

„Sind Sie in dem Stücke beschäftigt?“ frug ich aus begreiflicher Vorsicht.

„Gott sei Dank, nein.“

Ich nahm diese Erklärung mit möglichstem Ernste entgegen. Köhler aber konnte sich nicht enthalten, mit einem anzüglichen Lächeln von dem großen Nachtheile zu sprechen, der durch den Entzug einer so „hochwertigen schauspielerischen Kraft“ dem Stücke selbstverständlich erwachsen müsse. Dann verabschiedete er sich, ohne die Erwiderung abzuwarten, welche die geschmeichelte Miene des Schauspielers in Aussicht stellte.

„Wir sehen uns ja in diesen Tagen wieder,“ sagte er zu mir, indem er mich ein wenig beiseite zog. „Und nicht wahr — wenn Sie zu uns kommen, werden Sie nicht daran denken, daß Regina — — sehen Sie — es würde mir wehe thun —“

Da verschloß ich ihm den Mund, und er verstand mich auch ohne Worte. Noch einmal drückte er mir herzlich die Hand, dann eilte er über die Straße hinweg, um in der Ladenthüre eines Möbelgeschäftes zu verschwinden.

Meines anderen Begleiters wurde ich erst am Ziele meines Weges ledig.

Die Vermutung, daß ich Martha zu Hause finden würde, bestätigte sich. Die Dienerin wollte mich anmelden; aber Martha mußte wohl meine Stimme gehört

haben, denn hastig wurde die Thüre des Salons geöffnet, und sie erschien auf der Schwelle. Trotz des Halbdunkels, welches den Flur erfüllte, gewahrte ich die Miene schlecht verfehlter Enttäuschung, die in ihrem Gesichte sich zeigte, als sie mich allein sah.

„Lange bist Du ausgeblieben!“ sagte sie mit einem stockenden Seufzer.

„Nun, zwei Wochen, ich finde das nicht so überlange. Aber sag, wie geht es Deiner Mutter.“

„Ich hoffe, besser, obwohl sie gerade in der letzten Woche recht böse Tage und Nächte hatte.“

„Kann ich sie sprechen?“

„Nein. Sie hat die ganze letzte Nacht kein Auge schließen können, und da bin ich so froh, daß sie wenigstens jetzt nach Tisch ein wenig Schlaf gefunden hat.“

Wir betraten den Salon und ließen uns nieder.

„Hast Du meine Karte nicht erhalten?“ frug sie, während ihre zitternden Hände mit den mannigfachen Dingen, welche den Tisch bedeckten, sich zu schaffen machten.

„Deine Karte? Gewiß hab' ich sie erhalten.“

Da sah sie mit einem raschen, fragenden Blicke zu mir auf, und nun erst gewahrte ich die leise Blässe, von der ihr sonst so blühendes Gesicht überhaucht war, wie den bläulichen Schatten, der ihre schönen, ernsten Augen umlagerte. Tief schmerzlich berührte mich dieser Anblick, und ich mußte alle Gewalt zusammennehmen, um durch den Klang meiner Stimme nicht zu verraten, was mich bewegte.

„Es war wohl unrecht von mir“, sagte ich, „daß ich Dir keine Antwort schickte, aber wir wollten ja schon vor vier Tagen hieher zurückkehren, und da dachte ich mir — — aber nun ist das freilich anders gekommen, und ich gebe ja zu, Du darfst Dich gerechterweise wundern, daß Albert nicht kam und — auch heute noch nicht in München ist.

„Er ist —“ fuhr sie mit hastigem Worte auf, verstummte, und während sie dann langsam das geneigte Köpfchen schüttelte, sagte sie: „Ich habe wohl kaum ein Recht, mich über Herrn Alberts Thun und Lassen zu wundern.“

„O doch, doch, in diesem Falle gewiß. Du hast ja so viel für ihn, für sein Werk gethan, und da muß es Dir zum mindesten taktlos erscheinen — — aber glaube mir, Martha, alle Schuld liegt an mir, ich hätte Dir schreiben sollen — wenn ich mich recht erinnere, hat er mich sogar darum gebeten. Er wollte kommen, wenn auch erst zu der vierten oder fünften Probe. Dann aber ist eine Angelegenheit dazwischen geraten, er mußte plötzlich verreisen —“

„Verreisen? Und — wohin?“

Ich zuckte die Schultern.

„Ein Geheimnis also?“ zitterte es über Marthas Lippen.

„Geheimnis?“ wiederholte ich mit erzwungenem Lächeln. „Ja, doch sicher nur eines von den bedeutungslosen Geheimnissen, wie sie der Zufall spinnt. Ich hatte

an dem Tage einen größeren Spaziergang gemacht — und da konnte er meine Rückkehr nicht abwarten. Aber glaube mir nur, die Sache wird sich auf die einfachste Art erklären. Wahrscheinlich irgend eine geschäftliche Angelegenheit! Ich vermute mit Bestimmtheit, daß er heute abends noch hier sein wird, oder sicher morgen in der Frühe. Die Aufführung seines Werkes wird er doch wohl unter keinen Umständen versäumen wollen!"

„Nicht wahr? Ja, ja, Du hast recht! Er wird — er muß ja kommen!" fiel Martha mit fliegenden Worten ein, während ein feines Rot auf ihren Wangen erwachte. „Wie dürfte er sich auch der Freude berauben, die dieser Abend ihm bringen wird. Und da ist es mir fast wieder lieb, daß er den Proben nicht beiwohnte — da wird auch auf ihn selbst der Eindruck ein um so stärkerer sein. Oh, seine Freude soll er daran haben, wenn er alles, was er gedacht und empfunden, verkörpert vor sich stehen sieht, wie aus einem Guſſe. Mein Eifer hat ordentlich die andern angesteckt. Das war ein gemeinsames Bauen und Nachschaffen, als müßte jeder sein Bestes geben. Und wenn er dann gewahren wird — — erinnerst Du Dich noch jenes Abends, den wir zusammen in Berlin verlebten? Weißt Du noch, wie ich ihm die Wirkung eines künstlerischen Erfolges schilderte: die zwischen Schmerz und Freude wechselnde Bewegung in den Gesichtern der Zuschauer, das Erröten und Erblassen ihrer Wangen, das Leuchten und die Thränen ihrer Augen — und wie ich ihm von dem herrlichen, erhebenden Genusse

sprach, der in dem Bewußtsein liegt, durch seines eigenen Geistes Macht und Gewalt solch reine Freude, solch edlen, Gutes wirkenden Schmerz in tausend Menschenherzen erregt zu haben — oh — seine Thränen sagten mir damals, wie er im tiefsten Grunde seiner Seele diesen Genuß ersehnte, wenn auch sein Mund es leugnete! Nun aber soll er ihn finden, und er müßte der Poet nicht sein, den ich in ihm erkenne, wenn nicht die Wirkung dieses Genusses seine schlummernden oder eigensinnig unterdrückten Kräfte zu neuem Leben erwecken würde, wenn er nach diesem ersten, glücklichen Schritte in rastlosem Schaffen nicht weiterschreiten würde auf dem Wege, der zu den Höhen der Menschheit führt! Und daß gerade ich es war, gerade ich, die diesen seinen ersten Schritt ermöglichte, fast erzwang, auf einem Wege, der ihn zu Ruhm und Größe führen wird, das erfüllt mein Herz mit unsagbarer Freude! Mir ist, als hätt' ich damit das Beste gethan, was ich der Welt und mir selbst — —"

Da verstummte sie jählings. Ihre Blicke hatten die meinen gekreuzt, und was sie dabei aus meinen Augen las, das mußte sie wohl zum Bewußtsein der verräterischen Sprache geführt haben, welche sie redete. Nun senkte sie die Lider, während ein brennendes Rot ihr über die Wangen bis in die Stirne flammte.

„Martha — was meinst Du wohl," frug ich, und mir bebte die Stimme, „wenn e r an meiner Stelle wäre und Dich so sprechen hörte — was meinst Du wohl, daß er glauben würde?"

„Was könnte er anderes glauben," erwiderte sie mit leisen, zitternden Worten, „als daß mich hohe Achtung vor seiner reichen Begabung erfüllt, und daß es mir Freude bereiten würde, diese Begabung entfaltet und bethätigt zu sehen."

„Vielleicht — ja — vielleicht auch das! Vor allem aber müßte er glauben, was ich weiß — und nicht erst seit heute — — daß Du ihn liebst!"

„Ich! Ihn lieben! Wie magst Du nur so thöricht reden!" lachte sie auf, und ihr Lachen wollte kein Ende nehmen; nun plötzlich aber mischte sich in dieses Lachen ein banger, bebender Laut, die Thränen schossen ihr in die Augen, und schluchzend barg sie das Gesicht in beide Hände.

„Martha — liebe Martha —" fuhr es mir im ersten Schreck über die Lippen. Dann sprang ich auf und eilte an ihre Seite.

Sie aber warf, wie in zornigem Trotze, das Köpfchen empor, und halb schon wieder lächelnd, halb noch unter Thränen, haſtete sie die Worte hervor: „Nun also, siehst Du, mein Herz thut Dir wider meinen Willen den Gefallen — denn meine Thränen kann ich doch wohl nicht Lügen strafen. Ja — ja — ich liebe ihn! Und wenn ich es Dir bekenne, wirst Du auch begreifen, was diese Liebe für mich bedeutet. Du weißt es, ich habe in meinem Leben nur zwei Dinge geliebt, meine Mutter und meine Kunst. Des Vaters kann ich mich ja kaum erinnern, so früh ist er uns gestorben. Als ich

dann meine Laufbahn begann, mit Glück und Beifall, da legte mir so mancher mit Blumen und Kränzen auch sein Herz zu Füßen. Aber keiner kann sich rühmen, mehr von mir gehört zu haben, als ein höflich freundliches Wort. Du vielleicht — Du warst mein Freund — und wie ehrlich ich Deine Freundschaft erwidert habe, das mag Dir meine jetzige Offenheit am besten beweisen. Ja — ja — ich liebe ihn!"

Bei diesem Worte richtete sie sich stolz empor, ihre schöne schlanke Gestalt schien gewachsen, und das Feuer edler Leidenschaft verklärte ihre Züge.

„Schon damals vor Jahren, als ich ihm zum erstenmale begegnete, stahlen sich sein Bild und seine Worte in mein Herz. Er war ja so anders als die andern alle, die mit ihren nichtssagenden Schmeicheleien und ihrem Verehrung heuchelnden Servilismus mich stets nur belästigt und gelangweilt. Das war doch einmal ein Mensch, der von anderem zu reden wußte als von Pferden und Hunden, von Börsenglück oder unsauberem Theaterklatsch. Er sprach es mit keiner Silbe aus — aber ich las seine Verehrung für mich und mein künstlerisches Können aus seinen Blicken, aus der ganzen Art und Weise, wie er an jenem Abende mit mir verkehrte. Sein reicher Geist, seine hohe Begabung, seine flammende Begeisterung für alles Schöne und Edle, das waren vor meinem Herzen noch beredtere Fürsprecher als sein schönes, Vertrauen erweckendes Gesicht mit den blauen, leuchtenden Augen. Ich habe seiner nicht wieder vergessen können. Und als ich dann von

dem Unglücke hörte, das ihn betroffen, von dem Tode seiner Eltern, wie auch von dem Mädchen, das in kalter Herzlosigkeit dem Verarmten und Mittellosen den Rücken kehrte —"

„Das — das hast Du gehört?!"

„Ja — und da gesellte sich zu meiner Verehrung für ihn das wärmste und tiefste Mitgefühl. Wie ich ihn dann wieder gefunden habe — Du weißt es ja! Was muß er gelitten und erduldet haben, um aus dem Menschen mit dem stolzen Geiste und den hochfliegenden Gedanken zu dem Menschen zu werden, als den ich ihn wiedersah! O hätt' ich doch mein ganzes Herz auf meine Zunge legen können, um ihn zu überführen, welch einer schweren Sünde er sich durch diese thatlose Zurückgezogenheit schuldig machte, die er an jenem Abende — das fühlte ich in mir — mehr vor sich selbst als vor uns zu verteidigen suchte. Aber ich gab ihn nicht verloren, ich wußte ja das Mittel in meiner Hand, von dem ich Genesung für ihn erhoffte. Und als er jene Worte sprach — erinnerst Du Dich noch — „ich stehe allein in der Welt, ganz allein" — da mußte ich an mich halten, um ihm die beiden Hände nicht entgegenzustrecken und ihm nicht zuzurufen: Nein, nein, nicht allein, denn ich will zu Dir stehen! Und wie dann jener Zwischenfall eintrat, der mich anfangs so sehr erschreckte — mit jenem Kinde — da wurde es mir zur Gewißheit, daß er an all jene kalten, fast grausig sich anhörenden Doktrinen, von denen er zu uns gesprochen, in seinem

Innersten nicht glaubte, denn sonst wäre er all der Milde, Güte und selbstlosen Barmherzigkeit nicht fähig gewesen, die er jenem armen Kinde erwiesen — und als ich wenige Stunden später die Stadt verließ — — nicht wahr, Du magst Dich über den seltsamen Abschied, den ich von Dir genommen, wohl sehr verwundert haben — aber mein Gefühl überwältigte mich — es waren Thränen der hoffenden Freude, die ich weinte, denn ich wußte ja nun, daß ich ihn liebte!"

Marthas Worte lösten sich in einen tiefen, zitternden Seufzer. Ich stand vor ihr, stumm vor mich niederstarrend; ich fand nicht den Mut, meine Blicke zu ihren Augen aufzuschlagen, denn in diesen Augen, die jetzt wohl leuchten mochten vor seligem Empfinden, sah ich im Geiste schon die Thränen des Schmerzes, der dieses freudig hoffende Herz überkommen mußte, bald, ach so bald!

„Und nun ist alles gekommen, wie ich wünschte, daß es kommen möchte. Was ich in all diesen vergangenen Jahren meiner Kunst an Denken und Empfinden geopfert habe, morgen wird sie es mir vergelten, da sie mir vergönnt, mit Hilfe ihrer wunderschaffenden Hände dem Manne, den ich liebe, den ersten Lorbeer in den Kranz seines werdenden Ruhmes zu flechten! Oh — morgen will ich geben, was ich an Kraft der Empfindung und Gestaltung nur mein eigen weiß! Kenn' ich doch den Preis, den es gilt! Weiß ich doch, was zu gewinnen ist, für die Welt, für ihn — und für mich selbst!

Ja — für mich selbst! Denn ich müßte ihn nicht lieben, wie ich ihn liebe, wenn ich nicht hoffen würde! Als er vor wenigen Wochen hier an meiner Seite saß, als er Ursache zu haben meinte, mir zu danken — oh, ich hab' es wohl empfunden! — da war in dem Danke, den er der Künstlerin dargebracht, noch ein Anderes, Unausgesprochenes verborgen, und dieses Andere hab' ich zu Gunsten des liebenden Weibes gedeutet, dessen Hände er mit heißen Küssen überströmte. Ja — ich hoffe — ich hoffe!"

Da hob ich meine Blicke zu ihr, und als ich ihr in das verklärte Antlitz und in die leuchtenden Augen sah, wie hätt' ich es da über mich vermocht, durch den Bericht all dessen, was ich wußte, in diesem hoffenden Herzen die Hoffnung grausam zu zerstören!

Ich reichte ihr die beiden Hände, zwang mich zu einem Lächeln — und schwieg.

Und lächelnd wandte sie sich von mir; sinnend blickte sie eine Weile durch das hohe Fenster empor in die treibenden Wolken; dann öffnete sie hastig den Flügel, und unter ihren flinken, schönen Händen ertönte die jubelnde Weise des Mendelsohn'schen Frühlingsliedes.

Plötzlich aber verstummten die Töne.

„Wie konnte ich nur vergessen!" sagte sie leise vor sich hin, indem sie die Hände in ihrem Schoße faltete. „Ich spiele — — und die Mutter schläft!"

9.

Spät an diesem Abende noch und dann mehreremale während des folgenden Vormittages hatte ich in Richards Wohnung Nachfrage gehalten, doch stets ohne Erfolg. Der Mittag ging vorüber, es wurde fünf Uhr, es wurde sechs Uhr, da endlich kam die Magd der Wirtin keuchend gerannt: Herr Albert wäre soeben von der Bahn gekommen und ließe mich bitten, bei ihm vorzusprechen.

Ich eilte zu ihm hinüber und fand ihn inmitten einer begreiflichen Unordnung; er war wohl eben erst mit dem Wechsel der Toilette zu Ende gekommen.

„Nun also — endlich! Gott grüß' Dich!" rief ich ihm entgegen. „Ich habe diesen Tag in Sorge um Dich ordentlich verzappelt."

„Bist Du mir böse?" frug er mit jener ihm eigenen, herzlichen und unwiderstehlichen Stimme. „Ich meine — nicht nur wegen heute — sondern —"

„Böse? N... nein! Hätt' ich denn auch ein Recht dazu?“

„O ja, Recht und Ursache dazu hättest Du, aber —“

„Aber — Du meinst, dieses Recht wäre ohne praktischen Zweck?“

Er zog die Braunen hoch zusammen, als ob ihn die Stirne schmerze und griff nach seinem Hute. „Ich glaube, wir müssen gehen. Es scheint an der Zeit zu sein.“

„Ja, tüchtig an der Zeit! Doch sage, wie steht es bei Dir mit dem üblichen Autorenfieber?“ lachte ich. „Komm und gib mir einmal Deine Hand — so — und nun denke an Dein Werk und an die Meinung, welche Deiner Vermutung nach die Welt heute abend darüber abgeben wird — — Siehst Du — siehst Du, wie Du zitterst.“

Hastig entzog er mir seine Hand.

„Was hast Du nur, Richard. Du brauchst Dich doch dieser Erregung nicht zu schämen! Ich kann es mir ja denken, das ist keine Kleinigkeit, so vor einer Stunde zu stehen, deren unberechenbare Laune eine in Jahr und Tag mit Herz und Geist geschaffene Arbeit entweder des Ruhmes würdig oder null und nichtig erklärt.“

„Wenn es nur das allein wäre!“ erwiderte er zögernden Wortes, und tiefer Ernst klang aus dem Klange seiner Stimme. „Aber komm, laß uns gehen!“

Als wir die Straße erreicht hatten, schritt er eine Weile gesenkten Hauptes an meiner Seite dahin; dann plötzlich richtete er sich auf, und seine Schritte verzögernd sagte er:

„Weshalb frägst Du nicht, wohin ich gegangen bin, als ich Dich verließ?“

„Du weißt, das viele Fragen ist für gewöhnlich nicht meine Sache. Du selbst hast ja diese Eigenschaft als so „vertrauenerweckend“ an mir gerühmt. Übrigens mit gleichem Rechte könnte ja i ch mich wundern, weshalb D u nicht frägst — zum Beispiele, wie ein gewisser Zufall —“

Nun fuhr er auf: „Ich d a r f nicht fragen! In dieser Stunde noch nicht! Und — ich wollte Dir ja sagen, wo ich gewesen bin. Ich habe mein Kind gesucht — und nicht gefunden!“

„Nicht gefunden? Was soll das heißen! Es war Dir ja doch bekannt, wo Du suchen mußtest?“

„Ja und nein. Ich wußte wohl, daß das Kind bei den Eltern jener — bei den Eltern der Mutter in Pflege wäre, draußen in einem schwäbischen Dorfe. Aber alle für diese Leute bestimmten Sendungen sind durch die Hände eines Augsburger Anwaltes gegangen. Das hat mein Vater von Anfang an so eingerichtet, und so hab’ ich es auch weiter gehalten. Ich reiste also zunächst nach Augsburg — und — da mag es Dir begreiflich erscheinen, wie sehr mich vom ersten Schritte an, mit dem ich die Stadt betrat, die Erinnerung an das Einst beschäftigen mußte. Ich suchte alle Orte heim, die durch das Gedenken an mein Glück mit meinem Herzen verknüpft sind. Darüber verfloß mir der erste Tag. Am folgenden Morgen ging ich zu meinem Anwalt; er legte mir die Briefe jener Leute vor, in deren jedem ich die

stereotyp wiederkehrende Versicherung fand, daß sich das Kind bei ihnen in bester Pflege befände, gesund und guter Dinge wäre. Der letzte dieser Briefe stammte aus den ersten Tagen dieses Monats. Weiteres könnte er mir nicht mittheilen, so sagte der Anwalt, da er ja zu genaueren Recherchen niemals Auftrag erhalten hätte. Der Mann wollte in diese Worte gewiß keinen Vorwurf legen — und dennoch fühlte ich einen solchen heraus. Ich verbrachte eine ruhelose Nacht. Bei grauendem Tage fuhr ich aus der Stadt und erreichte nach fünfstündiger Wagenfahrt jenes Dorf, in welchem das Ziel meiner Reise auch bald gefunden war: ein unsauberes, einstöckiges Söldnerhäuschen inmitten eines schlechtgehaltenen Gemüsegartens. Schon dieser äußere Anblick schnitt mir in die Seele. Pochenden Herzens überschritt ich die ausgetretene Holzschwelle und fand in einer schmutzigen, von zahllosen Fliegen durchsummten Stube zwei alte Leute, deren Aussehen mit ihrem Aufenhalte ganz übereinstimmte. Mir war die Kehle wie zugeschnürt — und erst, als sie mich frugen, was ich hier suche, fand ich die Sprache und sagte ihnen geradeweg, daß ich das Kind ihrer Tochter zu sehen wünsche. Dieses Begehren schien sie recht sehr zu befremden — und dann kam die Frau mit nickendem Kopfe auf mich zugewackelt: „So so — so so — ja — aber welches denn, Herr?“ Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß diese Frage mir aufs neue die Sprache benahm.“

„Ja, ich kann es mir denken! Eine recht erquickliche Frage, das!“

„Wie sehr sie aber am Platze war, das sollte ich sofort erfahren, denn unter der Thüre einer finsteren Nebenstube erschienen, wohl durch den Klang meiner Stimme herbeigelockt, zwei Kinder, ein etwa dreijähriges Mädchen und ein Knabe von ungefähr neun Jahren. Und wie sahen die beiden Geschöpfe so kränklich, verkümmert und verwahrlost aus. Sie starrten förmlich vor Schmutz! Mich erschütterte dieser Anblick bis ins innerste Mark. Und mehrmals mußte die Frau, die da vor mir stand, mit mißtrauischen Blicken mich betrachtend, ihre Frage wiederholen, eh' ich es über mich vermochte, den Namen meines Kindes zu nennen."

„Wie heißt das Kind?"

„Thekla, wie — wie die Mutter."

„Nun, und weiter?"

„Als ich den Namen genannt hatte, erhielt ich lange keine Antwort und bemerkte, wie sich die beiden Leute durch stumme Blicke über irgend etwas verständigten. Dann frug mich der Mann in rüdem Tone, mit welchem Rechte ich mich um das Kind zu kümmern hätte. Ich sagte, daß ich von jenem Anwalte geschickt wäre, um mich zu überzeugen, ob die ihnen reichlich zufließenden Mittel auch zum Nutzen des Kindes verwendet würden. Da begannen die Beiden zu reden, eines das andere unterbrechend, von dem gesunden, munteren Wesen des Kindes, von seinem kaum glaubhaft entwickelten Verstande, und so fort, mit leicht zu erkennender Übertreibung. Schließlich, nach endlosen Umschweifen, erklärte mir der Mann, daß ich jetzt

das Kind nicht sehen könnte, denn vor einigen Tagen wäre seine Tochter hier gewesen und hätte die Kleine für einige Zeit mit sich genommen nach einer weit entlegenen Ortschaft. Trotz meiner Erregung hatte ich mein Auge soweit in der Gewalt, um es diesem Menschen vom Gesichte abzulesen, daß er mich belog. Was aber sollte ich thun! Ich gab mir den Anschein, als hätte mich die erhaltene Auskunft völlig befriedigt — und ging. Als ich aus der dumpfen, übelriechenden Stubenluft ins Freie trat, überfiel mich fast eine Ohnmacht. In dem Gasthause, in welchem mein Wagen mich erwartete, suchte ich die redsame Wirtin auf das mir naheliegende Thema zu führen, und da hörte ich nun recht schlimme Dinge. Jene beiden Leute würden von allen ordentlichen Bewohnern des Dorfes gemieden, so erzählte sie mir; seit Jahr und Tag hätten sie keine Hand mehr zur Arbeit gerührt und ihren Unterhalt aus den ihren Pfleglingen zugedachten Mitteln bestritten; dabei kämen natürlich die armen Kinder zu kurz, und es wäre nur gut für sie, daß ab und zu das mitleidige Herz der Nachbarsleute ein Übriges thäte. Dazu munkle man so Verschiedenes; es wäre da noch ein drittes Kind gewesen, im Alter zwischen den beiden anderen; das wäre vor länger als einem Jahre plötzlich fortgebracht worden, „zu einer Base in der Stadt", wie die beiden Leute verbreitet hätten; nun wüßte man aber im Dorfe nichts von einer solchen Base — und daß etwa die Mutter selbst das Kind irgendwohin in bessere Pflege gegeben haben könnte, das wäre gewiß nicht zu denken, denn wenn

sie schon so viel Herz hätte, würde sie sich wenigstens manchmal nach ihren Kindern umgesehen haben; so aber hätte sie sich seit nahezu drei Jahren nicht mehr im Dorfe blicken lassen. Was ich da hörte, versetzte mich in die tiefste Bestürzung. Welchem Lose mochten diese Leute das ihrer Pflege anvertraute Wesen überantwortet haben! Und wenn es nun gar an Menschen preisgegeben ist, unter deren Händen die junge Kindesseele allem Häßlichen entgegenreift, fällt da nicht die erste und größte Schuld auf mich zurück, der ich in ungerechtem Hasse gegen dieses Kind so lange der Pflicht vergaß, welche Natur und Menschlichkeit mir auferlegen mußten!"

„Höre, Richard — ich begreife Dich nicht! Ich gebe ja zu, daß in all diesen Dingen für Dich Ursache zur Sorge liegt. Aber mußt Du denn immer und überall gleich das Schlimmste befürchten? Kannst Du Dir nicht ebensogut denken, daß sich brave, mitleidige Menschen des Kindes erbarmt haben, bei denen es nun ein behagliches Leben und eine gute Erziehung genießt. Und wenn Dir jene beiden Leute das verschwiegen haben — es ist ja begreiflich — sie wollten die Unterstützung nicht verlieren, die sie um des Kindes willen empfangen!

„Ich wollte, ich könnte diese Meinung theilen! Nun — es werden ja wohl schon die nächsten Tage zwischen meinem Fürchten und Deinem Hoffen entscheiden."

„Was hast Du gethan, um eine solche Entscheidung herbeizuführen?"

„Daß ich das schmutzige Haus jener Leute nicht mehr

betreten wollte, wirst Du begreiflich finden. Ich traute mir nicht die Kraft zu, ihnen gegenüber ruhig zu bleiben. Ich fuhr also direkt in die Stadt zurück. Leider erreichte ich dieselbe erst in später Nacht, so daß ich meinen Anwalt nicht mehr besuchen konnte. Heute morgens aber fand ich ihn und hab' ihm Vollmacht nach jeder Richtung ertheilt. Er hat es mir in die Hand versprochen, daß er alles nur Mögliche aufbieten wolle, um den gegenwärtigen Aufenthalt des Kindes ausfindig zu machen. Einstweilen muß ich mich also wohl gedulden —"

„Dann aber, Richard — wenn das Kind gefunden ist," unterbrach ich ihn, „was willst Du dann thun?"

Da sah er mich mit einem Blicke an, als verarge er mir diese Frage.

„Was ich zu thun gedenke? Meine Pflicht!"

„Deine — Pflicht? Ich will Dir etwas sagen — — Pflicht — das ist ein dehnbarer Begriff."

„Ja, wenn der Verstand die Pflicht ermißt, aber nicht, wenn das Herz sie empfindet."

„Es ist ein schönes und edles Wort, das Du da gesprochen hast, Richard! Und dennoch — wenn Du Dein Herz dem Verstande gegenüberstellst, so frägt es sich noch immer, welches von den beiden — — Aber für heute genug davon! Sieh, ein paar hundert Schritte noch, und wir sind am Ziele!"

„Am Ziele?" wiederholte er zögernd, und seiner Stimme war es anzuhören, daß er dieses Wort in anderem Sinne nahm, als es von mir gesprochen war.

Ich schlang meinen Arm in den seinen. „Laß jetzt das Grübeln, Richard! Was wir gesprochen haben, war ohnehin nicht gut für diese Stunde. Das ist keine Vorbereitung für einen Abend wie der heutige. Sieh Dir lieber das Haus dort an, in welchem ein schönes Paar schon Deiner wartet: Erfolg und Ehre. Und sieh diese Menschen, wie sie schaarenweise dem Thore zuströmen. Sie alle kommen heute, um Deinem Worte zu lauschen! Dieser Anblick und dieser Gedanke muß ja Deine Seele mit Stolz und erwartungsvoller Freude erfüllen!"

Ein tiefer, stockender Atemzug war seine ganze Antwort.

Schweigend legten wir den Rest des Weges zurück. Ich führte Richard zu dem für die Mitglieder des Theaters bestimmten Eingange und von hier durch schmale Gänge und über steile Treppen empor nach dem Bühnenraume.

„Endlich! Endlich!" klang uns da eine wohlbekannte Stimme entgegen, und mit ausgestreckten Händen kam Martha auf uns zugeeilt.

Wie sah sie entzückend aus! Ein weißes, duftiges Gewand umschloß ihre schöne schlanke Gestalt; in schweren Locken fiel ihr das braune, reiche Haar auf die Schultern, ihr liebliches Antlitz so wundersam umrahmend. Und da ich sie vor mir so stehen sah, mit wogender Brust, mit lächelnden Lippen und leuchtenden Augen, niederblickend auf Richards Haupt, der vor ihr sich geneigt hatte, um ihre Hand zu küssen — da hätt' ich am liebsten die Augen geschlossen, und dennoch vermocht' ich es nicht.

„Da hast Du ihn, Martha! Dir übergeb' ich ihn!"

sagte ich, zu scherzendem Tone mich zwingend. Dann legte ich die Hand auf Richards Schulter: „Und nun adieu — und Mut, lieber Freund, Mut! Du hast ein schönes Werk geschaffen, und alles wird kommen, wie es kommen soll! Also — Glück auf! — und Gott befohlen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte ich davon.

Als ich den Parketraum erreichte, fand ich das Theater schon dicht gefüllt; oben auf den Gallerien drängte sich Kopf an Kopf.

Ein dumpfes, unbeschreibliches Geräusch erfüllte den weiten, von den aberhundert Flammen des riesigen Kronleuchters blendend erhellten Raum. Das Geplauder der Zuschauer, das Klappen der Sitze, die Rufe der Billeteure und Zettelverkäufer, das Knarren und Pfeifen der Logenthüren, die verschiedenen Töne, die dem Orchester entschwebten, in welchem die Musiker ihre Instrumente stimmten, dieses Singen und Trillern der Geigen, das Quicksen und Meckern der Klarinetten und Fagotte, die dumpfen Laute der Hörner und zeitweilen das schüchterne Rasseln der Pauken — das alles vereinigte sich zu einem konfusen, das Ohr betäubenden Tongewirr.

Nun wurde auf der Bühne ein Glockenzeichen gegeben, das bei dem allgemeinen Lärme kaum vernehmlich war; das Orchester begann zu spielen, und im Saale dämpfte sich das Geräusch, ohne gänzlich zu verstummen.

Jetzt schwebten die letzten Akkorde durch das Haus, und rauschend hob sich der Vorhang. Noch eine Weile währte die flüsternde, knisternde Unruhe, dann lagerte sich

fast lautlose Stille über all den tausend Köpfen, und allen Gesichtern war es abzulesen, wie sehr die rasch und mutig aufwärtsschreitende Handlung des beginnenden Schauspiels, das pulsierende Leben der agierenden Personen und ihre frische, kernige Sprache das Interesse eines jeden Hörers gefangen nahm.

Nun plötzlich huschte ein Wispern und Raunen durch den weiten Raum, es reckten sich alle Hälse, und jedes Auge bewaffnete sich. Martha war auf der Bühne erschienen. Es waren siegreiche Waffen, mit welchen sie für jenen kämpfte, den sie liebte! Ich hatte sie zu hundertmalen schon auf diesen Brettern den Zauber ihres Wesens und ihrer Kunst entfalten sehen, aber nie noch war ihre Schönheit zu so bezwingender Geltung gekommen, nie noch hatte sie mit so hinreißender Gewalt, mit so überwältigender Innerlichkeit gespielt. Und als sie, am Halse des Geliebten hängend und zu ihm aufblickend mit leuchtenden Augen, die letzten Worte sprach: „Ja — ich liebe Dich! Liebe? O welch ein armes, armseliges Wort für den Himmel, den diese Stunde erschaffen in meinem Herzen! Und doch — ich muß es ja sagen — und da weiß ich kein anderes Wort als dieses eine, herrliche, uns Menschen von Gott geschenkte: ich liebe — liebe — ich liebe Dich!“ — da war es nicht Sprache mehr, was von ihren Lippen klang, es war wie das trunkene Jauchzen eines von Wonne und Seligkeit überwältigten Herzens, es war wie der Jubelschrei einer Lerche, die beim Erwachen des Frühlings sich aufschwingt in die sonnigen Lüfte.

Noch war der Nachhall dieser Töne nicht verschwebt, da rauschte der Vorhang nieder. Sekundenlanges Schweigen herrschte noch im Saale, dann aber brauste und dröhnte der tausendstimmige Beifall durch den Raum. Immer und immer wieder mußte Martha mit ihrem Partner erscheinen, um der Menge zu danken.

Aufs neue erwachte im Saale jenes bunte Lärmen, und doch war es jetzt ein anderes; es war mehr Leben und Erregung darin; überall sah man die Leute plaudern, ihr Geplauder mit eifrigen Gesten begleiten, überall sah man zustimmend nickende Köpfe und wie vor Staunen hochgezogene Brauen. Diese Physiognomie des Hauses war die erste Dokumentation des werdenden Erfolges.

Wieder hob sich der Vorhang.

Hatte der Schauspieler, welchem die Rolle des Helden übertragen war, schon während des ersten Aktes neben Martha einen schweren Stand gehabt, so war dies von jetzt ab noch in höherem Grade der Fall. Doch unterstützte ihn eine schöne Erscheinung, ein wohlklingendes Organ, ein edles Feuer in Spiel und Sprache, und wo seine Kunst hinter derjenigen Marthas zurückblieb, da kam ihm der Dichter zu Hilfe, der ja seinen Helden mit allem ausgestattet hatte, was ihn den Herzen der Zuschauer nahe rücken konnte und mußte. Und daß es gerade ein solches Mädchen war, wie es durch Marthas Kunst und Wesen verkörpert erschien, um dessen Besitz er kämpfte, dessen Verlust ihn mit Verzweiflung erfüllte, das gewann ihm doppelt die Sympathie und das Mitgefühl

eines jeden Hörers. Auch alle anderen Darsteller, welche sich im Kreise um diese beiden reihten, thaten überredlich das Ihrige. Da war jede Figur für sich ein kleines Meisterstück der Darstellungskunst, und dennoch trat keine dieser Figuren aus dem einheitlichen Rahmen hervor, sie alle waren nur hebende Folie für den Helden und die Heldin. Wie spielte aber auch Martha diesen zweiten Akt! Was sie uns damals vor Wochen gezeigt und vorgesprochen hatte, es war nur eine blasse Vorahnung dessen, was sie nun vor all den tausend Augen auf den Brettern zu wirklichem Leben erschuf. Und als sie jene Worte sprach, die mich damals schon so tief erschüttert hatten: „Er hat mich nie geliebt, er hat sein Spiel mit mir getrieben — wie mit anderen — mit anderen —“ da ging eine Bewegung durch die Reihen der Zuschauer, wie wenn ein Windstoß mit Rascheln und Murmeln dahinstreicht über ein Schilffeld.

Der Vorhang fiel; rauschender Beifall erhob sich, und von aberhundert Stimmen gerufen, hallte aus ihm der Name meines Freundes. Und jetzt erschien er auf der Bühne, geführt von Martha. Mit graziöser Handbewegung stellte sie ihn gleichsam dem Publikum vor, als denjenigen, der einzig und allein all diesen Beifall verdiene. Dabei strahlte ihr Gesicht vor heller Freude; Richards Züge aber erschienen in dem grellen Lampenlichte verzerrt und leichenblaß, mechanisch schien er der führenden Hand zu folgen, wie betäubt und geistesabwesend starrte er in die jubelnde Menge, und man konnte es

gewahren: es bedurfte erst einer geflüsterten Mahnung vonseite Marthas, bevor er für den ihm entgegenrauschenden Beifall mit ein paar linkischen Verbeugungen zu danken vermochte. Das schien der Menge wieder zu gefallen, ihr Beifall steigerte sich, und Richard wurde so oft gerufen, daß er ordentlich Gelegenheit hatte, sich im Danken und Verbeugen zu üben.

Ich hätte nicht geglaubt, daß die Wirkung der Darstellung noch einer Steigerung fähig wäre, und dennoch brachte der dritte Akt diese Steigerung. Nun hielt ich den Sieg für entschieden; denn wie es Martha bisher gelungen war, „in die kühlen Pulse dieses Mädchens ihr eigenes Herzblut zu gießen" und „dieses starre, frostige Bild zu fühlendem Leben zu erwecken", so mußte ihr dies auch in dem noch folgenden letzten Akte gelingen — und da konnte dieser tragische Ausklang nicht verstimmen, er mußte vielmehr erschütternd und erhebend wirken. So dachte ich in meiner Freude, die ich um des Freundes willen empfand Als der Beifall verrauscht war, verließ ich den Saal, um Richard auf der Bühne zu besuchen und ihm meine Glückwünsche zu überbringen.

Draußen in dem schmalen Korridor, der zur Bühne führt, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen, und Köhler kam auf mich zugeeilt.

„Was sagen Sie!" rief er mir entgegen. „Ist das ein Erfolg! Und wie ich mich für Albert freue! Da war es also von ihm doch nicht gar so komisch — erinnern Sie sich, wie wir damals in Berlin davon sprachen?

Aber Sie wollten wohl gerade zu ihm auf die Bühne gehen? Da — da — nehmen Sie diese Karte mit — ich habe ein paar Worte darauf geschrieben und wollte sie soeben durch einen der Theaterdiener auf die Bühne schicken."

Ich nahm die Karte, die er mir reichte; als ich ihm sagte, daß ich ihn trotz des eifrigsten Umherspähens im Theater nicht hätte gewahren können, erwiderte er:

„Natürlich, natürlich, wir sitzen ja auch ganz verborgen und vergraben, oben in der hintersten Ecke des ersten Ranges."

„Wir?" frug ich lächelnd.

„Ja — wir! Ist das nicht ein reizendes Wörtchen: wir? Ich und Regina! Und ich sage Ihnen, Albert hätte seine Freude gehabt, wenn er hätte sehen können, wie Regina von seinem Werke gepackt wurde. Gepackt, lieber Freund! Ganz starr ist sie gesessen, die Thränen sind ihr nur immerzu über die Wangen gekugelt, und vor Erschütterung hat sie keine Hand rühren können, während ich geklatscht habe wie wahnsinnig! Aber nun gehen Sie — gehen Sie — ich muß ja auch wieder nach oben, habe Regina ohnedies schon zu lange allein gelassen. Adieu also — adieu, adieu!"

Mit beiden Armen drängte er mich der Korridorthüre zu und stürmte davon.

Auf der Bühne empfing mich ein lautes, buntes Durcheinander. Einzelne Schauspieler standen unter lebhaftem Gespräche in Gruppen beisammen, andere eilten

über die Bühne nach den Garderoben oder kamen von da, Theaterarbeiter schleppten aus der Tiefe des Hintergrundes große und kleine Dekorationsstücke herbei, die Bühne wimmelte von Menschen, und da war ein Zerstören und Bauen, ein Hämmern und Krachen, ein Rufen und Schelten — und das alles in einer von wechselndem Lichte durchzitterten, von Leim- und Farbengeruch durchschwängerten Athmosphäre.

Nach Fragen und Suchen, nach mehrfachem Stolpern über Leisten und Latten, über Gas- und Wasserschläuche, fand ich Richard zwischen zwei Kulissen auf einem Stuhle sitzend, im Gespräche mit dem Direktor, der sich jedoch bei meinem Näherkommen entfernte, um auf der Bühne einige Befehle zu ertheilen.

Richards Züge waren blaß und müde, und die Hand, die er mir reichte, zitterte.

Ich übersprudelte ihn mit meinen Glückwünschen und gab ihm Köhlers Karte, die er las und wortlos in die Tasche steckte.

„Was hast Du nur, Richard? Ich begreife Dich nicht!“ brummte ich. „Bist Du etwa mit diesem Erfolge noch unzufrieden? Nein? Nun — was also dann? Weiß Gott, ich hoffte Dich anders zu finden: mit freudestrahlendem Gesichte, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, stolz und mutig! Dafür nun finde ich Dich blaß und niedergeschlagen, als hättest Du einen entmutigenden Mißerfolg erlitten.“

Da warf er den Kopf auf. „Ja — ja — ich weiß

— ich bin ungerecht — gegen mich — und gegen alle! Es war doch so berauschend schön, was ich in dieser Stunde erlebte! Du kannst es mir nicht nachfühlen, was ich empfunden, als ich so da draußen stand und hineinstarrte in die jubelnde Menge. Mir war es, als fühlte ich Schwingen an meinem Leibe, ich sah den weiten, offenen Himmel, der meine Seele zu stolzem Fluge lockte, und dennoch — ich mußte mein Herz mit Gewalt aus dem seligen Rausche ernüchtern, denn wie dürfte ich der Zukunft gedenken, eh' ich der Gegenwart und ihren mahnenden Pflichten genügte, wie dürfte ich den Bau meines neuen Lebens beginnen, ehe mir der Grund gesichert ist, auf dem er sich erheben soll."

Mit einem Seufzer der Ungeduld schüttelte ich den Kopf.

„Ich weiß — Du nennst es einen Erfolg, was Du in diesen Stunden mit angesehen, Du nennst es eine ermutigende, vielverheißende Entscheidung," sagte er mit einer vor Erregung bebenden Stimme, „aber Du weißt ja nicht, was ich von diesem Abende mir erwartete — und noch erwarte — denn d i e Entscheidung, die ich mir ersehne, die steht mir jetzt erst bevor — und ich fürchte fast, daß sie zu meinen Ungunsten ausfallen wird."

Ja, das stimmte so ganz zu seinem zweifelsüchtigen Wesen, daß er jetzt nach all dem rauschenden Beifalle noch für den Erfolg seines Werkes fürchtete! Ich wollte zu ihm sprechen, als er das grübelnde Schweigen, in das er versunken war, mit den Worten brach:

„Wie wär' es so schön, eine solche Stunde mit reiner und freier Seele genießen zu dürfen! Wie aber könnte ich das, da mein Herz erfüllt ist mit vorwurfsvollen Sorgen um mein Kind, das meine Pflichtvergessenheit vielleicht dem Elend und der Verkommenheit preisgegeben hat! Und diese Sorgen kämpfen in meinem Innern mit der Sehnsucht nach der Geliebten. Du vermagst es nicht zu ahnen, was ich empfunden habe, während ich so hinausstarrte auf die Bühne, wo sie mein Werk zu blutvoller Wirklichkeit verkörperten. Deine Freundin ist eine große Künstlerin, in ihrer Kunst fast eine prophetische Dichterin. Als solche hat sie in der „Heldin" meines Werkes trotz all der Verzerrung und Verunstaltung, die ich in meinem ungerechtfertigten Grolle geübt, das schöne, herrliche Urbild erkannt. Und was sie fühlend erkannte, hat sie da draußen auf diesen Brettern zu bezauberndem Leben umgeschaffen. Und da sah ich nicht mehr die Schauspielerin, ich sah die Geliebte vor meinen Augen wandeln in ihrer Seelengröße und Liebe, und wenn ich die Lider schloß, tauchte Louisons Bild in seinem ganzen, entzückenden Liebreiz vor mir empor, und sogar die Stimme Deiner Freundin wandelte sich für mein Ohr zur Stimme der Geliebten. Ich hörte sie von ihrer Liebe sprechen, an die ich ja wieder von ganzer Seele glaube — ist doch dieser Glaube mein Leben! — aber je heißer ich dieser Stimme gegenüber die tiefe Wahrheit meiner eigenen, unvergänglichen Liebe empfand, um so bedrückender empfand ich auch die

Größe meiner Schuld, und ich fürchte fast — ich fürchte —"

Richard unterbrach sich und sah mit einem fragenden Blicke zu mir empor. Ich hatte mich hastig von ihm gewandt, denn mir war es gewesen, als hätte ich hinter mir das Rauschen eines Frauengewandes gehört. Ich mußte mich aber doch wohl getäuscht haben, denn außer zwei Arbeitern, die mit der Zurichtung eines Beleuchtungsapparates beschäftigt waren, sah ich niemand in unserer Nähe.

„Was hast Du?" frug Richard.

„Nichts. Aber — ich sehe Martha nicht — wo ist sie?"

„Ich vermute, in ihrer Garderobe. Sie hat sich für den kommenden Akt umzukleiden."

Nun trat der Direktor wieder zu uns; draußen vor den Koulissen wurde der Befehl zum „Räumen der Bühne" gegeben, einzelne Arbeiter eilten an uns vorüber, und aus den Garderobegängen hallte das Läuten einer Glocke.

Ich verabschiedete mich von Richard und besprach mit ihm, daß ich ihn nach der Vorstellung vor dem Bühnenausgange erwarten wolle. Dann kehrte ich in den Zuschauerraum zurück. Kaum hatte ich mich durch die enge Sitzreihe zu meinem Platze durchgedrängt, als der Vorhang emporrauschte.

Die raschbewegten und erregungsvollen Scenen, welche den Akt einleiteten, verstanden es, die vom Lärme des Zwischenaktes zerstreuten Zuschauer wieder zu fesseln und

die alte, atemlose Spannung in ihnen aufs neue zu wecken. Dann kam die Scene, in welcher der Held zu Tode verwundet vom Duelle zurückgebracht wird, eine Scene, die trotz ihrer realistischen Ausführung von poetisch ergreifender Wirkung war. Das las ich von den Gesichtern all der Leute, die mich umgaben, denn in gleicher Weise, wie die Vorgänge auf der Bühne, verfolgte ich die Stimmung im Zuschauerraume mit gespannter Aufmerksamkeit. Nun mußte der Moment kommen, in welchem hinter der Bühne Marthas „aufschreiende“ Stimme hörbar wurde: „Wo ist er — ich will zu ihm — zu ihm!“ — dann mußte sie in der Thür erscheinen, mußte „mit aufgeworfenen Armen“ auf das Lager „zufliegen“, auf welchem der Sterbende gebettet lag, und mußte mit „gellendem Schrei“ vor ihm in die Kniee stürzen — — so wenigstens hatte Martha, als sie uns damals die Rolle vorsprach, diesen ihren Auftritt geschildert. Ich zitterte schon in banger Spannung diesem Augenblicke entgegen Martha war ja die Künstlerin dazu, um solche Absicht in herzerschütternde Wirklichkeit umzusetzen. Jetzt fiel auf der Bühne das Stichwort — vergebens aber erwartete ich Marthas Stimme zu hören. Eine Pause trat ein, die Schauspieler wurden unruhig, diese Unruhe verpflanzte sich in das Publikum, und in mir erwachte eine Angst, die mir die Kehle zuschnürte. Da plötzlich wurde im Hintergrunde der Bühne die Thüre aufgerissen, und in ihrem Rahmen erschien Martha, angethan mit einem glatten, schmucklosen Schleppkleide, von dessen

schwarzer Farbe ihr Gesicht in gespenstiger Blässe sich abhob. Hatte sie denn während der beiden letzten Wochen ihre ganze frühere Auffassung dieser Scene umgeworfen? Schon vorhin das Weglassen jener Worte — und jetzt ihr seltsames Spiel? Denn eine bedrückend lange Weile verharrte sie unter der Thüre, in müder, gebrochener Stellung an den Pfosten sich lehnend; jetzt schien es, als raffe sie sich gewaltsam empor — sie löste sich vom Hintergrunde, aber sie wollte kaum von der Stelle kommen — die Kniee drohten ihr zu brechen — ehe sie noch das Lager erreichte, wankte sie schon — die wenigen Schritte, die sie nun hastig noch zurücklegte, das war mehr ein Fallen als ein Gehen — und nun stürzte sie wortlos über den Geliebten hin, ausbrechend in ein herzzerreißendes Schluchzen. Dieser Moment war von erschütternder Wirkung — dies alles schien nicht mehr Spiel, es schien Wahrheit zu sein. Im Zuschauerraume wurde geklatscht, aber ein von allen Seiten ertönendes Zischen brachte die vorlauten Hände zur Ruhe; doch war das kein Zischen des Mißfallens, sondern jenes, schwerer als lauter Beifall wiegende Zischen der spannungsvollen Ungeduld, die von den Vorgängen auf der Bühne nichts für Aug' und Ohr verlieren will. Wieder herrschte atemlose Stille — aber noch immer lag Martha auf den Knieen, und ihr Schluchzen wollte kein Ende nehmen. Merkwürdig — es lag doch sonst immer die Hauptwirkung ihres Spieles gerade darin, daß sie in allem und jedem das richtigste Maß zu halten wußte — und nun zerstörte

sie in unbegreiflicher Weise durch dieses unkünstlerische Übermaß die tiefe Wirkung, die sie durch ihren Auftritt erzielt hatte. Das äußerte sich im Verhalten der Zuschauer, und auch die Schauspieler auf der Bühne schienen das zu fühlen. Der Darsteller des Helden begann seine Rede, ohne die Worte abzuwarten, die, wie ich mich genau erinnerte, in Marthas Rolle vorgeschrieben waren. Und da meinte ich zu gewahren, als hätte dieser Eingriff in ihr Spiel sie gereizt, denn wie sie jetzt plötzlich auffuhr, das lag doch gewiß nicht im Charakter ihrer Rolle, und nun schien sie die Herrschaft über sich nicht wieder gewinnen zu können. Ihr Spiel wurde unsicher und schwankend, bald überhastete sie die Rede in unschönem, überquellendem Jammer, bald lösten sich die Worte nur zögernd von ihren Lippen, ton- und farblos. Dadurch gewann der Darsteller des Helden, der die Sterbescene wahrhaft ergreifend spielte, ein erdrückendes Übergewicht über Martha, er wurde zur Hauptperson, die alles Interesse und alle Sympathie auf sich allein concentrierte — und so mußte gerade durch Marthas Schuld geschehen, was sie durch die ihr eigene Auffassung ihrer Rolle und das Aufgebot ihrer ganzen Kunst verhindern zu können gehofft hatte: es mußte in den Herzen der Zuschauer der Unmut über das grausame Schicksal dieses armen, des Glückes so werten Menschen die Oberhand über jedes andere Gefühl gewinnen. Und als nun der Vorhang niedersank, da rührte sich kaum eine Hand, und deutlich spiegelten sich Ent-

täuschung und Verstimmung in den Gesichtern aller Zuschauer.

Ich war wie erstarrt, der kalte Schweiß perlte mir von der Stirne, und so saß ich und marterte mein Hirn mit der Frage, wie es nur hatte möglich sein können, daß Martha, die doch sonst ihrer Sache stets so sicher war, gerade dieses einemal und gerade im entscheidenden Momente von ihrer Kunst im Stiche gelassen wurde, welche Beweggründe sie nur veranlaßt haben mochten, die so treffliche Auffassung ihrer Rolle gerade in dem Augenblicke zu verlassen, in dem sie dieselbe mit gesteigerter Lebendigkeit hätte hervorkehren müssen, sofern sie den erhofften Zweck erreichen wollte — und sie wollte ihn doch wohl erreichen — schon um des Mannes willen, den sie liebte.

Die dem Ausgang zuströmenden Menschen schreckten mich aus meinem Brüten auf, und ich überließ mich dem ins Freie drängenden Strome. Überall um mich her vernahm ich die anerkennendsten Lobsprüche über das „neue Stück“, aber jeder dieser Lobsprüche war begleitet von Worten des Bedauerns über die „so ganz unerwartete, ungerechte und verstimmende Lösung“.

Als ich den für die Mitglieder des Theaters bestimmten Ausgang erreichte, hörte ich, daß Richard das Haus bereits verlassen hätte. Ich eilte zurück auf die Straße, denn ich vermutete, daß Richard meine Verabredung mißverstanden haben könnte und nun vor dem Hauptportale meiner warte.

Plötzlich hörte ich hinter mir die laute Stimme des Portiers: „Gute Nacht, Fräulein Kronek.“

Ich wandte mich und sah, wie Martha in Begleitung ihres Mädchens aus der Thüre trat. Es war wohl nur das gelbe, flackernde Laternenlicht, das ihr Gesicht so fahl erscheinen ließ.

„Martha! Martha!“ rief ich, indem ich ihr mit langen Schritten entgegeneilte.

Sie aber hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören, denn überhastig bestieg sie den bereitstehenden Wagen. Das Mädchen folgte ihr, der Schlag wurde zugerissen, und die Pferde zogen an.

Kopfschüttelnd stand ich und starrte dem davonrasselnden Wagen nach.

Nun kehrte ich zurück in das Foyer. Hier hatte sich der Schwarm der Menschen so ziemlich schon verlaufen, und ich hätte Richard sehen müssen, wenn er hier gewesen wäre. Doch nirgends eine Spur von ihm. Eine Weile noch rannte ich hin und her, von Thür zu Thüre — vergebens — Richard war nicht zu finden.

Ich eilte nach seiner Wohnung — und sah die Fenster seines Zimmers dunkel.

Nun blieb mir nichts anderes übrig, als den Heimweg anzutreten, allein, in Sorgen und Verstimmung — —

Das also war der Ausklang des so lang erwarteten „bedeutungsvollen“ Abends!

Viertes Buch.

1.

Es war noch früh am Morgen, als ich in Richards Zimmer trat. Da waren die Jalousieen niedergelassen, und eine brennende Lampe stand auf dem Schreibtische, der bis auf einen kleinen Raum in der Mitte mit beschriebenen Blättern bedeckt war. Die Thüre zum Schlafzimmer stand offen, und drinnen sah ich das Bett unberührt.

Richard saß und schrieb; er hatte nur ein wenig das Haupt gewandt, als ich eingetreten war. „Einen Augenblick, Lieber —“ hatte er gesagt, dann wieder weiter geschrieben.

Verwundert stand ich und sah ihm zu, wie er in flüchtigen Zügen die Feder über das Papier gleiten ließ. Nun warf er sie bei Seite und erhob sich: „So — es war das letzte Wort!“

„Richard, was heißt das? Da find' ich Dich hinter geschlossenen Läden und bei der brennenden Lampe, als ob Du nicht wüßtest, daß es lange schon Tag geworden?“

Er löschte die Lampe, öffnete die Fenster und zog die Jalousieen auf. Mit frischem Hauche strich die Morgenluft in das Gemach, und mit tiefem Atemzuge sog er sie in seine Brust. Dann trat er auf mich zu, reichte mir die beiden Hände, und eine stille, lächelnde Heiterkeit lag über sein Gesicht gebreitet, als er sagte: „Ja, es ist Tag geworden!"

Kopfschüttelnd sah ich ihm in die Augen. „Hier Dein Schreibtisch und dort drinnen Dein Lager, die beiden lassen mich glauben, daß Du die ganze Nacht kein Auge geschlossen, und dennoch sieht Dein Gesicht sich an, als wärst Du soeben aus einem erquickenden Schlaf erwacht. Und da komm' ich zu Dir mit sorgsam ausgedachtem Troste —"

„Trost? Wofür?"

„Nun — als ich Dich gestern nach der Vorstellung suchte, ohne Dich zu finden —"

„Ich weiß, wir hatten ja besprochen — aber — sei mir nicht böse, daß ich in meiner Freude so davonstürmte —"

„In — in Deiner Freude?"

„Was mag Dich an diesem Worte nur verwundern? Was anderes als Freude soll ich empfunden haben, nachdem der Ausgang des gestrigen Abends mir das Werde! meines Glücks gesprochen? Was siehst Du mich an, als verstündest Du mich nicht? Denkst Du denn nicht mehr jener Nacht in Quirin? Damals, als ich Dir die Geschichte meines trübseligen Lebens erzählt hatte, sagte ich

Dir, daß nicht mein eigenes Hoffen und Fühlen, und auch nicht Louisons Liebe das letzte sühnende Wort über meine Vergangenheit zu sprechen vermöchte, sondern —"

„— sondern die „Priesterstimme" der von Dir so hochgeschätzten „Allgemeinheit"?" fiel ich ein. „Ja, nun versteh' ich alles, und nun begreif' ich auch die Stimmung, in der ich Dich gestern auf der Bühne gefunden habe. Es war Dir mehr um den Mißerfolg Deines Werkes zu thun, als um den Erfolg! Du hast die „Stimme der Allgemeinheit" für Deinen Zweck mit dem Votum eines Theaterpublikums identificiert und — ich gebe ja zu — vielleicht thatest Du dabei der Sache nach nicht einmal so unrecht. Aber glaube mir, Richard, Du hast ein gewagtes Spiel getrieben, und es hing nur an einem Haare, daß Du es verloren hättest!"

„Aber ich hab' es gewonnen! Und soll ich mir da meinen Gewinn durch das Bedenken schmälern lassen, wie leicht ich hätte verlieren können? Nein, nein! Dieser gestrige Abend hat mir mehr gebracht, als ich selbst in der gewagtesten Hoffnung mir von ihm erträumte. Die Stimme, die ich anrief, hat mir auf die beiden Fragen, die mein Inneres gleich tief erregten, willkommene und klare Antwort gegeben. Im rauschenden Beifalle hat sie mir das Recht ertheilt, an meine Begabung zu glauben und sie vor der Welt durch poetisches Schaffen zu bethätigen, und dadurch hat sie meinem Leben seinen Beruf gegeben. Und als der Vorhang zum letztenmale

sank und lautloses Schweigen das Haus erfüllte, da hab' ich es wohl herausgefühlt, in herzüberwältigender Freude, daß der in diesem Schweigen liegende Unmut nicht wider mein Können und mein Werk sich kehrte, sondern nur wider das grausame Schicksal dieser beiden Menschen —"

„Ja, Richard," unterbrach ich ihn, „diesen Glauben darf ich Dir nach bestem Gewissen bestätigen." Und hastigen Wortes erzählte ich ihm von den Wahrnehmungen, die ich beim Verlassen des Theaters hatte machen können, von den erlauschten Lobsprüchen über sein Werk, wie von dem allseitig laut gewordenen Bedauern über die so „ungerechte und unbefriedigende Lösung". Aus wohlweislichen Gründen aber verschwieg ich meine Meinung, als wäre dieser, für das Herz meines Freundes einen Erfolg bedeutende Mißerfolg des letzten Aktes nur dadurch hervorgerufen worden, daß Martha in so unbegreiflicher Weise diesen letzten Akt, wie es in der Theatersprache heißt, „geworfen" habe.

Indem ich noch sprach, trat Richards Wirtin mit einem Pack Zeitungen in das Zimmer.

Richard begann zu lesen, die Theaterreferate natürlich, und dabei zitterten die Blätter in seinen Händen. Jedes Blatt, das er gelesen, reichte er mir, und immer schoß mir dabei aus seinen Augen ein triumphierender Blick entgegen. Er fand aber auch in diesen Kritiken sein Werk mit einer seltenen Übereinstimmung besprochen. All diese Spalten quollen über von Lob und Anerkennung dieser „bedeutenden Arbeit", die weder in ihrer Sprache,

noch in ihrem Baue, noch in der Charakterisierung „das Erstlingswerk erraten“ ließe. Überall war da die Rede von einem „reichen, vielversprechenden Talente“. Der einzige Tadel, der neben all dem zu lesen war, richtete sich gegen die „Tendenz der Lösung“, die als ein „Gewaltstreich des Dichters“, als ein „Vergehen wider die poetische Gerechtigkeit“ bezeichnet wurde.

„Höre, was hier geschrieben steht,“ unterbrach Richard, der das letzte der Blätter in Händen hielt, plötzlich seine Lektüre; dann las er mit hastender Stimme: „Und so hätte sich wohl auch der letzte Akt trotz des verstimmenden Schlusses den gleichen Beifall erworben wie die vorhergehenden, wäre nicht Fräulein Kronek, in deren Händen die Entscheidung lag, ganz unerwartet von einer recht merklich auftretenden Indisposition befallen worden. Wir müssen diesen Ausdruck gebrauchen, da wir gegenüber einer Künstlerin wie Fräulein Kronek und gegenüber der geradezu unübertrefflichen Leistung, die sie uns während der drei ersten Akte geboten, nicht behaupten dürfen, als hätte ihr Spiel während des letzten Aktes auf uns den Eindruck des Unfertigen und Verwirrten gemacht.“ Nun schwieg er und sah mit einem fragenden Blicke zu mir empor. „Hast Du etwas Ähnliches bemerkt?“

Ich zuckte die Schultern und wandte mich dem Fenster zu. „N . . . nein. Ich denke — sie spielte eben, wie sie konnte. Aber — Du hast das alles ja wohl selbst mit angesehen.“

„Gewiß — und ich finde nicht, daß dieser Tadel

berechtigt ist. Es wurde wohl auf der Bühne davon gesprochen, und ich sah es ja auch selbst, daß sie den Moment ihres Auftrittes um einige Sekunden versäumte, obwohl sie von Beginn des Aktes an auf ihrem Posten stand. Wenn sie dann in der Erregung über dieses Versäumnis ihren Auftritt etwas anders gestaltete, als es in ihrer Rolle vorgeschrieben war und als sie früher selbst beabsichtigt hatte, das ist ja begreiflich und wohl auch verzeihlich. Weiterhin aber hab' ich nicht bemerken können, daß sie — — das heißt — sie mochte wohl fühlen, daß all ihre Mühe hier vergebens wäre. Es war eine undankbare Aufgabe, die sie da auf sich genommen; denn während all ihre Mühe in den früheren Akten in erster Linie meinem Werke zu gute kam, mußte am Ende die Schauspielerin büßen, was der Poet verschuldet hat —"

„Oder richtiger gesagt: der eigensinnige Querkopf, der in dem Poeten steckt. Aber sag' mir, hast Du Martha nach der Vorstellung noch gesprochen?"

„Nein. Sie schien das selbst nicht zu wollen. Als sie an mir vorüber in die Garderobe eilte, wollte ich ihre Hand ergreifen, sie aber litt es nicht — und denke Dir — da meinte ich Thränen auf ihren Wangen zu sehen. Sie mag es sich in ihrem künstlerischen Ehrgeiz wohl allzusehr zu Herzen genommen haben, daß ihr nicht gelang, was sie durch ihre Kunst erzwingen zu können hoffte. Und wie wenig doch hätt' ich es ihr zu danken vermocht, wenn sie wirklich erreicht hätte, was sie in ihrer, meinem Werke so wohlgemeinten Absicht erstrebte. Hätten

alle jene tausend Menschen dem Tode meines armen Helden ihren Beifall zugeklatscht, was hätt' ich da anderes glauben dürfen, als daß ihrem Gefühle dieser Tod als billig und gerecht, und jede andere, glückliche Lösung dieses trüben Schicksales ihrem maßgebenden, weil aus tausend Meinungen gebildeten Urtheile als eine Unmöglichkeit erschienen wäre. So aber hörte ich aus ihrem unmutsvollen Schweigen eine Stimme, die mit überzeugendem Herztone mir zurief: „Leben soll er — er, der eins ist mit Dir — er soll leben, leben in Glück und Liebe!" Ich glaube dieser Stimme — — da ich aber aus begreiflichen Gründen wünschen muß, daß dieser Glaube für mich erhaben sei über jeden Zweifel, so will ich die Probe machen —"

„Die Probe? Wie über ein Rechenexempel?"

„Ja — wie ein Rechenexempel, so klar und unumstößlich will ich diesen Glauben haben. Da — sieh — die ganze Nacht hindurch hab' ich geschrieben — und das ist mir aus der Seele gegangen wie ein Strom, unaufhaltsam, mich selbst überwältigend —"

„Richard? Du hast zu Deinem Werke einen neuen Schluß geschrieben?"

„Ja, und Du sollst Deine Freude an dem Glücke haben, das ich diesen beiden Menschen geschaffen, weil ich mir selbst es ersehne mit brennendem Herzen. Willst Du hören — ja? Komm, da, nimm diesen Stuhl —" Und schon raffte er bei diesen Worten die zerstreuten Blätter vom Schreibtische — und begann zu lesen.

Und was er las, ergriff mich in tiefster Seele. Es war ihm gelungen, das aus Leid und Schmerzen geborene Glück dieser beiden vielgeprüften Menschen in hinreißender Schönheit zu dramatischem Leben zu gestalten.

Als ihm das letzte Wort von den Lippen zitterte, schlug ich jubelnd meine Hände ineinander. „Ja, Richard, ja! Die Probe wird stimmen! Und wenn mir das alles schon bei der Lektüre das Herz in heller Freude klopfen machte, wie wird es erst von der Bühne wirken! Also! Die Blätter zusammengepackt! Und fort mit ihnen zum Direktor. Für heute abend ist es wohl schon zu spät — aber morgen — morgen soll Dein Stück bereits mit dem neuen Schlusse gespielt werden — oh — und da seh' und hör' ich schon die tausend rührigen Hände!"

Mit flammenden Wangen und leuchtenden Augen stand Richard vor mir; unter raschen Atemzügen hob und senkte sich seine Brust, und seine stummen Lippen zitterten.

„Nun also, also, rühre Dich doch! Oder weißt Du was, gib mir diese Blätter, ich will sie an Ort und Stelle bringen. Und Du lege Dich inzwischen für einige Stunden nieder. Ich denke, daß Du nach dieser in Arbeit und Erregung durchwachten Nacht der Ruhe dringend bedürfen wirst!"

„Nein, nein, ich fühle weder Schlaf noch Müdigkeit. Aber — mir ist da beim Lesen so manches aufgefallen, was knapper gegeben und besser gesagt sein könnte, und ich möchte das ändern, bevor ich —"

„Ja, ja, thue das! Ich lasse Dich allein, damit Du

ungestört bist. Gegen zwölf Uhr bin ich dann wieder bei Dir! Bis dahin auf Wiedersehen! Adieu, Lieber, adieu!"

Schon war ich an der Thüre, als Richard mich wieder zurückrief; er frug mich, ob ich die nächste Stunde irgend einem bestimmten Vorhaben zugedacht hätte, und als ich das verneinte, bat er mich, in einer Blumenhandlung ein Bouquet nach meinem Geschmacke auszuwählen und dasselbe an Martha überbringen zu lassen. Mit einem stummen Kopfnicken sagte ich zu, und als ich den in Hast geschriebenen Brief empfangen, der seinem Wunsche gemäß den Blumen beigelegt werden sollte, verließ ich ihn.

Es war nun auch meine erste Sorge, diesem Auftrage gerecht zu werden. Ich wählte ein Bouquet von halberblühten weißen Rosen mit einen Sterne dunkler Violen. Es waren Marthas Lieblingsblumen.

Dann schlenderte ich ziellos durch die Stadt; dabei verhielt ich mich immer und immer wieder an den Straßenecken, und zu dutzendmalen las ich den Theaterzettel, der in fetten Lettern den Namen meines Freundes trug.

Als ich um die besprochene Stunde seine Wohnung wieder betrat, hörte ich schon im Flur aus seinem Zimmer eine wohlbekannte, tiefe, rollende Stimme klingen. Frießhardt war bei ihm. Auch Köhler war da, und als ich ihn begrüßte, flüsterte er mir zu: „Unten auf der Straße bin ich ihm begegnet, und wie er hörte, wohin ich ginge, da mußt' ich ihn ins Schlepptau nehmen.

Er wollte gratulieren, denn ich hatte ihm erzählt — aber sehen Sie nur, so sitzt er nun schon eine halbe Stunde und redet das konfuseste Zeug. Ja, und denken Sie, heute Nacht konnte er sich nicht mehr an seine Wohnung erinnern, und da hat er auf einer Bank im Hofgarten geschlafen."

Frießhardt hatte von meinem Eintritt mit keiner Miene Notiz genommen. Er lag in einem Lehnsessel, hielt die gekreuzten Beine über einen Rohrstuhl gestreckt, und so redete er, indem er ab und zu mit zitternder Hand die Cigarette an die gelben Lippen führte, mit wirren Worten auf Richard ein, der ihm schweigend zuhörte, wobei er ihn mit besorgten, theilnahmsvollen Blicken betrachtete. Wie sah er aber auch verkommen und zerfallen aus! Es schien, als wären nicht Wochen, sondern Jahre zerstörend und verwitternd über ihn hinweg gegangen, seit ich ihn zum letztenmale gesehen. Als ich ihm die Hand zum Gruße reichen wollte, verstummte er nur, ohne sich zu rühren. Mit stumpfen Blicken sah er zu mir empor — es war ein Ausdruck in seinem Gesichte, als müßte er sich besinnen, wer da vor ihm stände. Dann plötzlich kniff er die Lider ein, und während ein fletschendes Grinsen sein Gesicht verzerrte, nickte er mir mit schwerfälligem Kopfe zu: „So? Du? Bist Du auch da? Hast Du eine Cigarette?"

„Hier, Frießhardt, hier — ich habe schon —" erwiderte Köhler. Rasch zog er seine Dose aus der Tasche und begann mit hurtigen Fingern eine Cigarette zu

drehen. Die Bewegung seiner Hände verfolgte Frießhardt mit gierig lauernden Blicken, und als ihm Köhler die frische Cigarette reichte, tappte er mit schwerer Hand darnach und spuckte zugleich das zerkaute Stümpchen gegen das offene Fenster.

Da wandte ich mich mit leisen Worten zu Richard: „Ich habe Deinen Auftrag erfüllt, zu Deiner Zufriedenheit, hoff' ich. Aber Du, bist Du mit Deiner Arbeit zu Ende?" Und als er diese Frage durch ein stummes Nicken bejahte, mahnte ich: „So komm, Du sollst keine Zeit verlieren."

Richard zuckte die Schultern und winkte mit den Augen zu Frießhardt hinüber.

„Wenn Du warten willst, bis er aus freien Stücken geht," flüsterte ich, „kannst Du hier stehen bis in den späten Abend." Und da ich Köhlers Blicke gerade auf mich gerichtet sah, machte ich ihm ein leicht begreifliches Zeichen nach der Thüre. Er verstand auch, was ich meinte, nickte mir lächelnd zu und griff nach seinem Hute, indem er erklärte, daß er gehen müsse, wenn er sich nicht versäumen wolle.

„Gut," fiel ich ein, „so gehen wir zusammen. Und — nicht wahr, Frießhardt — ich weiß zwar nicht, wohin Ihr nächster Weg führt — aber Sie gehen wohl auch noch ein paar Schritte mit uns?"

„Hoho — ich dulde Dich hier — und Du willst mich an die Luft setzen!" knurrte er. „Laß mich in Ruhe! Ich bleibe — aus triftigen Gründen — ich sitze gut — und will meine Beine schnarchen lassen —"

Er schwieg und sog an der Cigarette. Dann öffnete er weit den Mund, so daß ihm der Rauch wie eine kleine, dicke Wolke halb vor die Lippen trat, und nun plötzlich schlürfte er den grauen Qualm mit rasselndem Atemzuge in die Brust. Im gleichen Augenblicke brach es aber aus ihm heraus mit krampfartigem Husten, sein Oberkörper krümmte sich zu den Knieen, während sein Haupt sich tief in den Nacken preßte, fuchtelnd schlugen die Arme in die Luft, sein Husten wurde zum Bellen und Keuchen, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, sein Gesicht wurde blau — nun schien ihm der Atem zu versagen — das Keuchen, unter dem sein Körper wie in Fieberschauern sich schüttelte, wurde zu dumpfem Gurgeln und Röcheln, und durch die knirschenden Zähne quoll ihm ein weißliches Blut auf die Lippen.

Wir waren im ersten Schreck wie erstarrt gestanden; dann aber sprangen wir auf ihn zu, Köhler und ich, und während Richard mit den Worten: „Ich bringe Wasser —" in sein Schlafzimmer stürzte, suchten wir Frießhardt emporzurichten. Es wollte uns nicht gelingen, sein Leib war schwer wie Blei. Nun kehrte Richard zurück, mit einem Tuche und einem gefüllten Becken, und wir besprengten mit dem kalten Wasser das Gesicht des halb Erstickten. Das brachte ihn wieder zu Atem — damit erneuerte sich aber auch der Husten, doch nur, um nach einem letzten, heftigen Ausbruche zu erlöschen. Ermattet und einer Ohnmacht nahe, sank Frießhardt in den Stuhl zurück, und während er so lag, mit

schlaff zur Erde hängenden Armen, dumpf stöhnend unter fliegenden Atemzügen, wusch ihm Richard das Blut von Kinn und Lippen und trocknete ihm das Gesicht, von welchem Schweiß und Wasser niederrannen in dicken Perlen.

Schweigend umstanden wir ihn. Da kam allmählich seine Brust in Ruhe und seine Züge nahmen wieder die alte, fahle, welke Farbe an. Nun rührte er das Haupt und hob die Hände in den Schoß, und als er eine Weile so gelegen, öffnete er die Lider und bestarrte uns mit irren Blicken. Dann plötzlich richtete er sich mühsam auf. „Hinaus — hinaus —“ quoll es in kaum verständlichen Worten aus ihm hervor, „ich will in die Luft — in die Luft!“ Und mit tastenden Armen strebte er der Thüre zu.

Unter freundlich zuredenden Worten wollte Richard ihn zurückhalten. Köhler aber unterstützte Frießhardts Beginnen und meinte, es wäre besser, wenn er ins Freie käme. So drückten sie ihm den zerquetschten Strohhut auf den Kopf, und an beiden Armen ihn stützend, führten sie ihn hinaus in den Flur. Ich folgte ihnen, nachdem ich Richards Manuskript zu mir gesteckt hatte.

Als wir die Straße erreichten, erbot ich mich, Frießhardt in einem Wagen nach Hause zu bringen. Er aber begann, sobald er von diesem Vorschlag hörte, in unflätiger Weise auf uns zu schelten, und immer wieder unterbrach er seine unsauberen Reden mit der Frage: „Bin ich ein Kind in Windeln — brauch' ich eine Amme?“

Dann plötzlich schwieg er und richtete lauschend den Kopf in die Höhe. Ein vergnügtes Grinsen überzog sein Gesicht. „Hört Ihr? Hört Ihr?“ lachte er, und was wir hören sollten, war wohl das Rollen und Läuten eines Pferdebahnwagens, das aus der nahen Ludwigsstraße uns entgegenscholl. „Das ist mein sanfthingleitendes Leibgespann — mit seinem lustigen Rößlein —“ schrie er, als wir die Straßenecke erreichten und der Wagen sichtbar wurde. Wir wollten ihn zurückhalten, er aber stieß und schlug mit den Fäusten nach uns, so daß wir ihn gerne freigaben. Mit lauten, zornigen Haltrufen rannte er über die Straße hinweg auf den in rascher Fahrt vorüber rollenden Wagen zu. Als er ihn erreichte, klammerte er sich mit beiden Händen an die Eisenstäbe der hinteren Plattform, aber es wollte ihm nicht gelingen, den Fuß auf das Trittbrett zu setzen, und er hätte stürzen müssen, wenn der Kondukteur ihn nicht rechtzeitig noch am Arme gefaßt und emporgezogen hätte.

„Was sagen Sie?“ wandte sich Köhler an Richard. „Ist das nicht ein Jammer mit diesem Menschen? Aber seien Sie nur mir nicht böse! Ich weiß, ich hätte ihn nicht mit zu Ihnen bringen sollen, dann wäre Ihnen diese unbehagliche Scene erspart geblieben. Aber Sie kennen ihn nicht. Wenn er sich einmal einem Menschen an die Arme hängt, ist er nicht mehr los zu bekommen, bevor er nicht selbst und gerne geht. Glauben Sie mir nur, es war mir selbst fatal — denn als er vom heutigen Abend hörte und dabeisein wollte, da

hatt' ich nicht das Herz, ihm ein Nein zu sagen. Aber — ich fürchte — er wird uns den Abend verderben. Nun — vielleicht vergißt er — das wäre ja bei seinem Zustande nicht so undenkbar. Also — nicht wahr — Sie kommen?"

Richard schlug in die Hand ein, welche Köhler ihm reichte, und frug: „Um welche Stunde darf ich bei Ihnen anklopfen?"

„Nun — zwischen acht und neun Uhr — das heißt — kommen Sie ganz nach Ihrem Belieben," erwiderte Köhler und wandte sich dann zu mir. „Auf Sie rechne ich selbstverständlich, Sie haben mir ja vor Tagen schon zugesagt. Und somit wäre alles in Ordnung — und — wenn uns Frießhardt die Suppe nicht versalzt, hoff' ich, daß wir einen großartig vergnügten Abend verbringen werden."

Unter fröhlichen Worten nahm er nun Abschied von uns. Als er ging, zog er mich einige Schritte mit sich fort und flüsterte mir zu: „Sagen Sie Albert, wen er bei mir noch finden wird. Ich selbst konnte und wollte mit ihm nicht davon sprechen, und es wäre mir doch lieb, wenn er es vorher wüßte. Bei Überraschungen kommt fast nie etwas Gutes heraus, und es würde mich selbst am meisten schmerzen, wenn — — aber das ist ja thöricht, was ich da denke! Also — sagen Sie ihm eben, was Sie für gut halten, oder — meinetwegen — sagen Sie ihm auch nichts! Aber — wissen Sie, daß ich vor Neugier brenne, wie sie Euch beiden gefallen wird! Oh — sie ist so schön, so schön!"

Mir krachten die Gelenke aller Finger, so drückte er mir bei diesen Worten die Hand, und die helle Seligkeit leuchtete ihm aus den Augen.

Als er nun hastenden Schrittes die Straße dahin eilte, kehrte ich zu Richard zurück, und dem Davonstürmenden nachdeutend, sagte ich: „Da sieh Dir den Menschen an — so sieht ein Glücklicher aus! Aber nun komm, ich fürchte ohnedies, daß Du den Direktor nicht mehr im Theater finden wirst. Und hier, nimm, ich habe für Dich gedacht, während Du Dich um Frießhardt sorgtest.“

Er nahm das Manuskript, das ich ihm reichte, und schweigend schritten wir eine Weile die sonnbeglänzte Häuserreihe entlang. Dann begann er von Frießhardt zu reden, und ich erzählte ihm, was ich vor Tagen zu hören bekommen, als ich in Frießhardts Wohnung vorgesprochen hatte.

„Du kannst mir nicht glauben, wie leid mir um diesen Menschen ist,“ sagte Richard. „Ein Thier, wenn es mit ihm zum Sterben kommt, sieht einem besseren Ende entgegen, als dieser Arme, der doch einst mit allem begnadet war, was Menschen über Menschen erhebt. Es soll und darf mit ihm nicht so fortgehen. Es muß etwas für ihn geschehen — ich meine nicht vorübergehende Hilfe — man muß ihm für die letzte, wohl nur mehr kurze Zeit seines Lebens eine menschenwürdige Existenz mit aller ihm dienlichen Pflege ermöglichen, vielleicht einen Aufenthalt im Süden. Ich selbst will mit Freuden thun,

was in meinen Kräften steht. Und er wird doch auch sonst noch Freunde haben, die sich zu solchem Zwecke gerne mit mir vereinigen?"

„Gewiß, gewiß, ich zähle mich ja auch dazu; und Köhler, wie ich ihn kenne, wird ebenfalls schon auf eine erste Andeutung hin seine Betheiligung zusagen. Dann ist auch unter seinen Berufsgenossen der eine und andere, der sich gerne herbeiziehen ließe. Wir könnten ja dann gleich heute abends die Sache in Anregung und Gang bringen."

Und da nun schon einmal die Sprache auf Köhler geraten war, erfüllte ich den Wunsch, den er vorhin beim Abschiede geäußert hatte. Ich erzählte Richard, was ich in dieser Sache eben zu erzählen wußte, und schilderte ihm besonders die Art und Weise, in welcher Köhler mich selbst zum Vertrauten seines Glückes gemacht.

„Er ist ein guter, ein ganzer Mensch," erwiderte Richard, „und ich gönne ihm sein Glück von Herzen. Aber er mag zusehen, daß er seinem Glücke einen ehrlichen Namen gibt! Ein namenloses Glück hat gläserne Füße und steht auf der Schneide zwischen Wonne und Elend!"

Wir hatten das Theater erreicht und erfuhren, daß der Direktor noch im Hause wäre. Richard ging zu ihm; inzwischen begann ich mit geduldigen Schritten auf dem schattigen Trottoir auf und nieder zu wandeln. Eine Viertelstunde etwa mochte verstrichen sein, und wieder einmal stand ich vor dem kleinen vergitterten Zettelkasten,

der neben dem Eingange an der Straßenwand des Theaters angebracht war. Da plötzlich wurde ich beiseite geschoben — ein Theaterdiener war herangetreten — nun öffnete er das Gitter des Kastens und befestigte über dem Zettel von Richards Schauspiel den Zettel eines anderen Stückes, der an seinem Kopfe in durchschossenen Lettern die Worte trug: „Wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit des Fräulein Martha Kronek kann die für heute abend angesagte Vorstellung nicht stattfinden; an Stelle derselben wird gegeben —“ und dann folgte Titel und Personenverzeichnis eines stadtbekannten Lückenbüßers.

Diese Nachricht hatte mich so sehr erschreckt, daß ich nicht einmal daran dachte, den Diener wegen Marthas Erkrankung zu befragen. Nun eilte ich der Thüre zu, und da kam mir Richard schon mit den Worten entgegen: „Denke Dir, Fräulein Kronek ist erkrankt!“

„Ja — da — sieh — da hab' ich es in diesem Augenblicke gelesen! Aber weißt Du näheres? Was fehlt ihr?“

„Nun, ich hoffe, es wird so schlimm nicht sein. Migräne, wie mir der Direktor sagte.“

„Martha und Migräne? Nein, nein! Das ist entweder eine Beschönigung oder eine Ausflucht.“

„Das Letztere meinte auch der Direktor. Er glaubt, daß der gestrige „Mißerfolg“ des letzten Aktes Fräulein Kronek so sehr verstimmt habe, daß sie — — und — da kannst Du Dir denken, daß er bei solcher Meinung meinem Vorschlage wegen des neuen Schlußaktes mit

offenen Armen entgegenkam. Er wird sofort die Rollen ausschreiben und vertheilen lassen. Dabei hofft er, daß die für die Darstellerin der Heldin so „dankbare Änderung“ Fräulein Kroneks „Migräne“ in Bälde beheben dürfte. Ich selbst theile natürlich seine Meinung nicht, denn ich halte Deine Freundin solch kleinlicher Empfindsamkeit nicht fähig.“

„Da thust Du auch gut daran!“ unterbrach ich ihn mit etwas gereiztem Tone.

Er sah mich verwundert an und sagte: „Ich glaube, daß Fräulein Kronek wirklich erkrankt ist, und hoffe nur, daß nichts Schlimmeres hinter der Sache steckt, als eben eine ganz gefahrlose, rasch vorübergehende Unpäßlichkeit.“

„Jedenfalls wollen wir uns Gewißheit verschaffen, und zwar an sicherster Quelle. Komm, laß uns zu Martha gehen.“

Wenige Minuten später erreichten wir Frau Kroneks Wohnung. Wir wurden von der alten Dienerin empfangen und in den Salon geführt, wo sie uns mit betrübter Miene und flüsternder Stimme erzählte, daß ihr „liebes Fräulein“ schon „so ganz eigen“ vom Theater nach Hause gekommen wäre, nichts genossen habe und doch bis spät in die Nacht hinein aufgeblieben sei. „Und wie mich da die Frau Mutter einmal hinüber schickte, um zu fragen, ob sich denn das Fräulein noch immer nicht schlafen legen wolle, da hab' ich sie gefunden — ich sag' Ihnen — ganz zerbrochen und verweint, so daß ich heilig erschrocken bin! Da hab' ich natürlich ge=

fragt und gefragt, aber sie hat mir keine Antwort gegeben, bis die Frau Mutter selber gekommen ist — und sie hätte doch nicht aufstehen sollen — und da hat das Fräulein über Schmerzen geklagt — da und da —“ bei diesen Worten legte sie die flachen Hände auf Brust und Stirne. „Das muß dann in der Nacht noch schlimmer geworden sein — ich habe bei ihr gewacht — und weiß Gott, mir hat es ordentlich das Herz umgedreht, wie sie immer so vor sich hin geweint hat — vor Schmerzen und Schmerzen natürlich. Und heute am Morgen — ja, denken Sie — da ist ihr gerade ein prachtvolles Bouquet geschickt worden, und da haben wir noch gedacht, das wird ihr Freude machen und wird sie ein wenig aufheitern — aber da hat sie plötzlich einen ganz schrecklichen Anfall bekommen, so einen richtigen Weinkrampf. Dazu hat sie noch gar nicht leiden wollen, daß nach dem Doktor geschickt wurde — aber natürlich — es ist ja doch geschehen. Der hat es dann auch bald herausgehabt — es wäre eine „hochgradige Überreizung der Nerven“, hat er gesagt. Freilich — es ist auch gar nicht zu verwundern — kaum Zeit, um zu essen und zu schlafen, hat sie sich vergönnt — in diesen letzten Wochen. Und da hilft jetzt nur Eines, sagt der Doktor — Ruhe, Ruhe, nur Ruhe! Er hat ihr auch gleich wegen heute abends einen Strich durch die Rechnung gemacht — denn denken Sie nur: sie wollte um keinen Preis absagen lassen! Aber das ganz Böse bei der Sache ist noch das Eine, daß auch das Befinden der Frau Mutter sich heute recht sehr verschlim-

mert hat — natürlich — diese Aufregung und diese Sorge — das ist ja keine Kleinigkeit!“

Es waren seltsame, mich bedrückende Gedanken, die beim Hören dieser Worte in mir rege wurden. Eine Folge von Überarbeitung sollte diese Erkrankung sein? Ich vermochte es nicht zu glauben, wenn ich mich daran erinnerte, wie Martha vor wenigen Tagen mir entgegen getreten. Und hätte, wenn wirklich hier die Ursache läge, diese Übermüdung am verwichenen Abende nicht schon im ersten Worte, das Martha auf der Bühne sprach, sich äußern müssen? Doch alles an ihr, in Stimme, Spiel und Gestaltung, war freudige Kraft, gesunde Frische und blühendes Leben gewesen! Dann aber, im letzten Akte, dieser jähe Wechsel in ihrem Wesen und Können, der ja jenem „Mißerfolge“ voraus gegangen, ihn sogar verschuldet hatte, also gewiß nicht durch ihn verursacht war! Das alles hatte sich nicht angesehen wie Müdigkeit und Ermattung, eher wie eine, alles bewußte Wollen lähmende Verstörtheit, plötzlich hervorgerufen durch — durch — ja, wodurch? Und als ich mir im stillen diese Frage stellte, erwachte ein Verdacht in mir, den ich um Marthas willen vor mir selbst nicht einzugestehen wagte. Aber es wollte mir nicht mehr aus dem Sinne gehen, wie ich am verwichenen Abende auf der Bühne an Richards Seite gestanden, und wie es mir plötzlich gewesen war, als hätte ich hinter mir das Rauschen eines Frauengewandes vernommen — — — —

Als wir das Freie wieder erreichten, begann Richard

davon zu sprechen, daß er Marthas Erkrankung doppelt beklage, um ihrerselbst willen, und mehr noch aus dem gleich einem Vorwurfe ihn bedrückenden Gedanken, daß dieses Mißbefinden die Folge eines Übermaßes von geistiger Thätigkeit wäre, die nur ihm allein genützt hätte. Ich vermochte kein Wort zu erwidern. Doch als er nun schwieg, ärgerte mich dieses Schweigen, und in einem Tone, der meinen eigenen Ohren mißfiel, fuhr es mir über die Lippen:

„Es ist Dir wohl auch leid, daß nun die Wiederholung Deines Stückes und somit auch Deine „Probe" verzögert wird!"

„Du thust mir unrecht!" entgegnete er mit ruhigem Ernste. „Daran hab' ich bis jetzt mit keinem Gedanken gedacht."

Eine Weile schritten wir wortlos dahin; dann plötzlich schlang er seinen Arm in den meinen und frug mit herzlicher Stimme: „Nicht wahr — Du kümmerst Dich sehr?" Dabei traf mich aus seinen Augen wieder jener seltsame, so eigenartig vertrauliche Blick, der fast zu sagen schien: „Ich weiß ja, was Dich drückt — aber sorge Dich nicht, es wird sich alles zum Besten wenden!"

Während des ganzen Weges wurde weiter kein Wort gesprochen. Als wir Richards Straße erreicht hatten, als schon verabredet war, zu welcher Stunde ich ihn abholen sollte, um mit ihm zu Köhler zu gehen, hielt er noch immer mit festem Drucke meine Hand umspannt und

wollte sie nicht lassen, so daß ich sie ihm fast mit Gewalt entziehen mußte.

Den Nachmittag verbrachte ich bei meinen Büchern und ich war ihnen so dankbar dafür, daß sie meine lauten Sorgen für Stunden wenigstens verstummen machten. Gegen Abend sandte ich zu Martha, um nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Ich erhielt die Antwort: „Mit dem Fräulein ginge es besser.“ Diese Nachricht hörte sich fast an, als wäre ein recht bedenkliches „aber“, das ihr hätte folgen sollen, aus irgend welchen Gründen verschwiegen worden.

Nun spannte schon die Dämmerung ihre ersten dünnen Schleier über den Himmel, an welchem das versiegende Licht in lange, dünne, gelbe Bäche auseinander floß, die unter dem Kontraste ihrer Farbe mit dem tiefen Blau des Firmamentes wie von grünen Streifen gesäumt erschienen. In der Straße, die ich mit Richard durchwanderte, um Köhlers Wohnung zu erreichen, wurden schon die Thüren der Geschäfte und die Fensterläden der ebenerdigen Handwerkstätten geschlossen; vor einem Wachtquartiere saßen die Soldaten auf hölzernen Bänken, plaudernd und rauchend; aus den dunklen Bäumen des englischen Gartens, dessen Rand wir nun entlang schritten, klang das letzte, müde Pispern und Pfeifen der Finken und Drosseln, das zeitweilen übertönt wurde von den halbverständlichen Stimmen später Spaziergänger und von dem dumpfen, im stärker anziehenden Winde manchmal lauter werdenden Rauschen des Wasserfalles, der von einem der reißenden Isarkanäle gebildet wird.

Ich kannte das Haus, in welchem Köhler Wohnung genommen. Es war ein gedrücktes, verstilisiertes Gebäude mit bauchigen Erkern und plumpen Thürmchen.

In einem der offenen Parterrefenster lag Köhler mit beiden Armen über die Brüstung gelehnt. Als er uns näher kommen sah, winkte er uns mit der Hand einen Gruß zu und verschwand. Im Flur wurden wir von ihm mit fröhlichen, herzlichen Worten empfangen und über eine niedere Treppe direkt in das Atelier geführt.

„Nun also, wie gefällt Euch das Nest, das ich mir da gebaut habe?“ frug er lachend und lauschte dann mit vergnügtem Gesichte unseren Lobsprüchen.

Den großen, hohen Raum erfüllte strahlende Helle, die von den fackelähnlichen Kerzen kolossaler Broncegirandolen und von dem riesigen, mit roten Wachslichtern besteckten Hirschgeweihe des Lüsterweibchens ausflutete, das an eiserner Blumenkette von der getäfelten Decke niederhing. Ein mächtiger alterthümlicher Schrank mit gedrehten Säulen und kunstvoll geschnitztem Aufsatze nahm fast eine ganze Wand ein; auch an den übrigen Wänden war nur spärlich das tiefe Grau der Mauer sichtbar, denn überall gewahrte man glatt gespannte oder geschmackvoll drappierte, buntfarbige Stoffe als Untergrund oder Umrahmung für die trophäenartig angeordneten Waffen, Schilde und Helme, zwischen welchen große Palmzweige ihren fransigen oder fächerartigen, fahlgelben Blätter zur Decke streckten. Besonders reizend war die dem Eingange zunächstliegende Ecke ausstaffiert; da war aus Schilf und

Binsen eine förmliche Laube gebildet, in deren zitterndem Schatten sich ein köstliches Stillleben zeigte: Fischernetze und Fischkörbe, Angelgeräte und Harpunen, Schifferpfeifen und getrocknete Seethiere, ein Robbenfell, daran der ausgestopfte Schädel von einem Südwester bedeckt war — und inmitten all dieser Dinge trug ein aus Muscheln und Korallen geformter Sockel das kunstfertig gearbeitete Modell eines voll vor dem Winde ziehenden Segelschiffes. Aus dem Schilfe hervorragend, schmückten zwei große Marinestudien die sich kreuzenden Mauern; auch sonst waren theils rahmenlose, theils von braunem Eichenholz umrahmte Bilder und Skizzen in buntem Wechsel über die Wände vertheilt. Große Sumaks von herrlicher Zeichnung und Farbe bildeten, malerisch gerafft, den Schmuck der Thüren, während weiche Farrahaner Teppiche die Dielen bedeckten und über die Ottomanen gebreitet lagen, welche bald in lauschigen Ecken, bald an den Wänden unter Palmen und Trophäen zur Ruhe und zu traulichem Geplauder lockten. In der Mitte des Raumes standen zwei Staffeleien von verschiedener Größe, von denen die kleinere eine Serie von Skizzenblättern, die andere ein begonnenes Gemälde trug, das in dem frischen, kecken Entwurfe schon die Stimmung des werdenden Bildes erkennen ließ: eine Partie des Helgoländer Oberlandes bei abendlicher Beleuchtung — und die Wirkung der Farben wurde noch unterstützt durch den rötlichen Lichtschein, der vom Garten herein durch das Fenster auf die Leinwand fiel. Dieses mächtige, von der Decke bis zur Erde reichende

und von einer Glasthüre durchbrochene Fenster war von den hundert Ranken eines laubenförmig gespannten Epheus umrahmt, daran die etwas müden, vielfach die Rückseite zeigenden Blätter erraten ließen, daß die Pflanze vor wenigen Tagen erst in diese ihr noch ungewohnte Lage verbracht worden war. Weit offen stand die Thüre, und draußen gewahrte man auf einer in den Garten hinausgebauten Steinterrasse einen von Stühlen umreihten, reich gedeckten Tisch, darauf die geschliffenen Gläser buntfarbig funkelten im Wiederscheine der vielen Lampions, welche die Terrasse guirlandenartig umschwebten und überall, gleich großen roten Augen, aus den Büschen glühten.

Köhler war die verkörperte Seligkeit, als er gewahrte, wie sehr sein junggeschaffenes Künstlerheim unseren Beifall fand. Er erzählte, mit welcher Freude und welchem Eifer, aber auch mit welcher Mühe er all diese Dinge zusammengesucht und zusammengetragen; er erklärte den Stil und die Herkunft des altertümlichen Schrankes; so manch eine Waffe drängte er uns in die Hände; an allen Teppichen mußten wir das Gewebe befühlen und auf der Rückseite die „Feinheit und Festigkeit der Arbeit“ bestaunen; und immer wieder unterbrach er seine Erklärungen mit den stolzvergnügten Worten: „Ja, Lieber, das ist alles ächt — alles massiv — alles für die Ewigkeit!“

Als wir einmal nahe der Thüre standen, die zu den Wohnräumen führte, flüsterte ich ihm lächelnd zu: „Sie verstehen es, die Neugier zu spannen!“

Er verstand, was ich meinte, und legte mit einem

leisen, geheimthuenden Zischen den Finger an die Lippen: „Warten — nur warten!“ Darauf geleitete er uns zu einer der Ottomanen, rückte ein mit Perlmutter zierlich eingelegtes Tischchen vor uns und trug aus dem Schranke einen ganzen Stoß von Skizzenbüchern herbei. „Das ist die Ernte meiner italienischen Reise“, sagte er. „Helgoland kommt dann im zweiten Theile.“

Kaum aber hatten wir in den Büchern zu blättern begonnen, als sich das Knirschen einer Klinke vernehmen ließ. Köhler streifte uns mit einem vielsagenden Blicke und winkte mit den Augen nach der Thüre, an welcher eine blasse, mit blitzenden Ringen geschmückte Frauenhand die hängenden Teppiche theilte, und nun — — nun sprangen wir empor in jäher Überraschung. Vor uns, in einem weißen, glatt den Leib umschließenden Gewande, die Schultern überwallt von der gelösten Flut der schwarzen Haare, deren einzigen Schmuck eine vollerblühte gelbe Rose bildete — stand Josa Barka.

Schwer fühlte ich Richards Hand auf meinem Arme, und da flüsterte ich ihm zu: „Schweige — um Gotteswillen — dem armen, betrogenen Menschen da zuliebe!“

Köhler war auf Josa zugeeilt, und mit einer vor Freude zitternden Stimme hörten wir ihn sagen: „Wie hast Du Dich schön gemacht — wie schön — wie schön!“ Er neigte sich, und während er Josas Hände mit Küssen bedeckte, wandte sie über seine Schultern hinweg das blasse Gesicht nach uns. Ihr üppiger Mund verzog sich zu einem herben, fast unheimlichen Lächeln, und mit einem trium-

phierenden und doch auch lauernden Blicke blieb ihr funkelndes Auge an Richard haften.

„Aber jetzt, Regina, komm, komm,“ fuhr Köhler geschäftig auf, „da — sieh — meine beiden Freunde.“ Er schlang Josas Arm in den seinen und kam auf uns zugegangen, stolz und freudestrahlend, mit galanter Sorgfalt das Mädchen führend, von dessen Hals und Ohren die edlen Steine bei jeder leisen Bewegung farbige Blitze schossen.

Jetzt nannte Köhler meinen Namen — und als ich nach einer stummen Verbeugung mich aufrichtete, verriet mir ein Blick aus Josas Augen und der Ausdruck ihres ganzen Gesichtes, was sie dachte: sie hatte verstanden, daß wir in ihr eine Fremde sehen wollten.

„Und hier, liebe Regina,“ sagte Köhler, „der Gegenstand Deiner ganz besonderen Neugierde, der Dichter des gestrigen Schauspieles, das Dir so viele Freude bereitete und so viele Thränen kostete: mein verehrter Freund, Herr Richard Albert.“ Und Josas Arm aus dem seinen lösend, wandte er sich zu uns beiden: „Fräulein Regina Palmer — meine Braut.“ Dann trat er ein wenig beiseite, und nachdem er Josas Gestalt mit einem zärtlichen Blicke überflogen, lächelte er mir mit blinzelnden Augen zu, als hätte er sagen wollen: „Nun, wie gefällt sie Dir? Nicht wahr, ich habe nicht zu viel gesagt!“

Mit kurzen, langsamen Schritten war Josa auf Richard zugetreten. Als sie vor ihm stand, mit stummen Blicken seine Erscheinung musternd, lag eine starre Ruhe in ihrem Gesichte, und nur die tiefe Blässe

ihrer Wangen, wie das nervöse Zittern ihrer weißen Finger, die mit dem leise klappernden Elfenbeinfächer spielten, verriet, wie gewaltsam erzwungen diese Ruhe war. Ruhig auch, doch klanglos hörte sich ihre Stimme an, als sie nun sagte: „Sie sehen mich erstaunt. Allerdings, es ist das erstemal, daß ich einen — einen wirklichen, leibhaftigen Dichter von Angesicht zu Angesicht sehe — aber — ich habe mir einen solchen bis heute nicht anders vorstellen können, als —“ und da blitzte es in ihren Augen auf, wie von anzüglichem Spotte, „als — mit unbändig langen blonden Haaren, mit schwarzem, breitkrämpigen Filzhute und mit einem schlecht passenden, den von Weltschmerz abgemagerten Leib umschlotternden Rocke. Und nun — — aber ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie sehr meine Enttäuschung Ihnen zum Vortheile gereicht.“

Mit einem leisen, spitz klingenden Kichern duckte sie das Haupt in den Nacken, genau in jener Weise, wie sie es damals gethan, als sie mir und ihrer Schwester die absonderliche Parabel „von den weißen Brödchen des nach Fleisch begierigen Bäckers“ vorgetragen. Inzwischen hatte er ja wohl die weißen Brödchen an den Mann gebracht, dieser Bäcker, und konnte sich am Fleische gütlich thun.

Mit einem fragenden Blicke streifte Köhler Josas Gesicht; ihre Art und Weise schien ihn zu befremden; dann aber — als hätte er sagen wollen: „Sieh Dir nur einmal den großen Menschen da an, wie die Bewun=

derung ihn schüchtern macht!" — lächelte er mir zu und winkte zu Richard hinüber, der, seine Erregung wohl nur mit Mühe bemeisternd, noch immer schweigend stand, die ernst blickenden Augen auf Josas Züge gerichtet.

Nun aber, da es schien, als wollte er die Lippen öffnen, dröhnte plötzlich die Flurthüre unter wuchtigen, ungeduldig sich wiederholenden Faustschlägen.

Erschreckt war Josa in sich zusammen gefahren, und über Köhlers fröhliche Mienen hatte sich ein Schatten unliebsamer Verstimmung gebreitet. „Er! Also doch!" murmelte er mit ärgerlichen Worten vor sich hin, schüttelte seufzend den Kopf und eilte, mißmutig mit dem Finger schnippend, der Thüre zu.

Als er sie öffnete, durchfuhr den Raum ein scharfer, zischender Luftzug, der die heftig aufflackernden Lichtzungen der Kerzen zu bläulichen, qualmenden Flämmchen niederdrückte, so daß für einen Augenblick beinahe Finsternis um uns gebreitet lag.

2.

Müden, schwankenden Ganges kam Frießhardt über die Schwelle geschritten und hob, geblendet von der wieder erwachten Helle, den einen Arm für eine Weile vor die Augen. Als er dann näher kam, von Köhler geführt, nickte er Richard und mir verdrießlich einen stummen Gruß zu. Für die prunkende und doch so trauliche Schönheit des Raumes, den er betreten, hatte er kein Auge. Doch als seine Blicke an Josa haften blieben, erwachte unter seinen trägen, faltigen Lidern ein seltsames Funkeln, und sein Gesicht verzog sich zu jenem Grinsen, das ich an ihm als den Vorboten einer Bosheit oder einer Zote kannte. Aber auch Köhler mochte Schlimmes befürchten, und so kam er Frießhardt zuvor, indem er ihm Josa mit den gleichen Worten vorstellte, wie er dies bei uns gethan: „Fräulein Regina Palmer — meine Braut.“

„Ah — Braut — Braut —“ rollte es in dumpfen Tönen von Frießhardts Lippen, und immer wiederholte er das eine Wort, bis es in einem breiten häßlichen Lachen erstickte.

Da faßte ihn Köhler, dem die Lippen vor Angst und Unruhe zitterten, beim Arme, und nach einem bittenden, gleichsam Vergebung erflehenden Blicke auf Josa zog er ihn der Gartenthüre zu, mit den Worten: „Kommen Sie, Frießhardt, kommen Sie, wir wollen zu Tische gehen!“

„Tisch — ach ja — Tisch —“ gab dieser mit knurrendem Lachen zur Antwort, „ein Tisch mit Tellern und Flaschen! Junge — seit Du aus Deiner Mutter kamst, war das — der beste Gedanke — den Du dachtest.“

Mit finsteren Blicken sah Josa den beiden nach; dann streifte sie Richard und mich mit einem flüchtigen Blitz ihrer dunklen Augen, und kurz von uns sich abwendend, schritt sie der Thüre zu, die nach den Wohnräumen führte. Als sie hinter den schwankenden Falten des Teppichs verschwunden war, hörten wir sie mit scharfer Stimme einen weiblichen Namen rufen.

„Was sagst Du?“ flüsterte ich Richard zu. „Wir sind da in eine schlimme Situation geraten, und es ist nur gut, daß der Eine da draußen noch gekommen ist. Aber laß uns gehen — Köhler darf nicht ahnen —“

„Nein, nein, laß mich,“ unterbrach mich Richard mit bebenden Worten. „Wie soll ich mit ihr an einem Tische sitzen, während ich doch immer und immer die

gramgebeugte Gestalt ihres Vaters vor meinen Augen sehe —"

„Richard — um des Himmels willen — morgen magst Du ja thun, was Dir gut dünkt! Aber heute — ich bitte Dich — ich kann Dir nicht sagen, wie leid mir um den armen Menschen ist, der mit seinem „Glück" ein Paradies auf Erden gewonnen zu haben wähnt und nun —"

Ich verstummte; Köhler war unter die Thüre getreten, und als er mit befremdeter Miene nun frug, was uns denn so lange zurück hielte, schlang ich Richards Arm in den meinen und zog ihn mit hinaus auf die Terrasse. Kaum hatten wir Platz genommen, da kehrte Josa zurück, und ihr folgte eine alte Dienerin mit dampfender Schüssel.

Mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit spielte Köhler den Wirt. Das Erscheinen jeder neuen Speise, jede neu zur Tafel gebrachte Flasche glossierte er mit fröhlichen Scherzen; freilich kam es auch in manchen Blicken und Worten zum Ausdruck, daß in ihm die Sorge, welche Frießhardts Gegenwart ihm bereitete, nicht völlig überwunden war. Er machte, um das Gespräch zu beleben, die erdenkbarsten Anstrengungen, und nach bester Möglichkeit suchte ich ihn darin zu unterstützen. Aber unsere Mühe war von geringem Erfolge; die Rede bewegte sich fast ausschließlich zwischen uns beiden hin und wieder; selten nur bekamen wir ein Wort von Richards Lippen zu hören, und auch Josa gab nur kurze Antwort, so

oft es Köhler versuchte, sie durch eine direkte Frage in das Gespräch zu ziehen. Daß Frießhardt schwieg, war uns allen, die wir ihn kannten, nur willkommen. Sein Teller und sein Weinglas nahm ihn völlig in Anspruch; unglaubliche Mengen von Speisen verschwanden zwischen seinen rührigen Zähnen — und sein Glas gefüllt zu erhalten, das war für Köhler eine wirkliche Mühe. Es wäre wohl besser gewesen, wenn diese Mühe weniger gastlich geübt worden wäre, denn bald begann der reichlich genossene Wein seine Wirkung an Frießhardt zu üben. Er wurde gesprächiger, und wenn es auch anfangs nur einzelne abgerissene Worte von wirrem Sinne waren, die von seinen Lippen rollten, so kam doch nach und nach, je mehr seine hohlen Wangen sich röteten, je mehr in seinen Augen der schwimmende Glanz beginnender Trunkenheit erwachte, Zusammenhang und Sinn in seine Rede. In Köhlers Mienen zuckte wohl die Sorge auf, wenn immer Frießhardt die Lippen öffnete; aber die Nähe eines Weibes schien auch auf diesen verwüsteten Geist noch ihre sänftigende Wirkung zu üben; wenn auch so manch ein derbes Wort in seine Rede sich mischte, so war sie doch frei von dem dieser Zunge sonst so geläufigen Unflat. Doch als er plötzlich nach unverständlichem Gebrumme den Champagnerkelch ergriff, schwerfällig sich erhob und mit der freien Faust weit in den Tisch sich stützte, erschrak ich dennoch, und mir ahnte nichts Gutes.

Eine Weile stand er schweigend, Köhler, Richard und mich mit grimmigen Blicken musternd. Dann fuhr er

mit krächzender Stimme uns an: „Wißt Ihr, daß Ihr Haiducken seid! Barbaren! Philister! Seht nur — seht —“ und er schwenkte mit zitternder Hand den Kelch gegen Josa, so daß der Wein den Glasrand überschäumte und über Frießhardts Finger niedertroff, „da sitzt Ihr am gleichen Tische mit einem Weibe — schön wie ein Kind der Aphrodite — und keiner von Euch Rabenkerlen will das Glas erheben — zum Preise der Schönheit! Auch Du nicht, Junge,“ schrie er auf Richard ein, „und bist doch ein Poet — und solltest wissen, was Schönheit heißt — was Schönheit sich begehrt! Oder willst Du — seltene Bescheidenheit — dem Alten hier den Vortritt lassen? Ah ja — sieh — das ist schön von Dir — und überhaupt — ich liebe Dich — denn Du gefällst mir! Sieh — und deshalb will ich Dir eines sagen — Dir zu Nutz' und Lehr' — horch auf, denn Perlen sind es, die ich Dir streue! Verachte das Leben — und ehre die Kunst! Sei Du ihr treuer Jünger — und lächle, wenn Du das Handwerk klappern hörst — und wenn Du siehst, wie feile Hände den Lorbeer winden um niedere Stirnen — — jene dienen dem Tage — doch ewig ist das Wesen der Kunst! Und wie die Nachtigall den Lärm des Marktes flieht, so leihe auch Du dem Gezänk der Menge nimmer Dein Lied — im stillen strebe der Flug Deiner Seele nach Wohllaut und Vollendung! Lernen sollst Du von den Meistern, denn es reift an ihnen der Geist — doch bleibe ewig treu der Natur, denn sie allein nur verleiht dem Herzen ewige Jugend!“

Und während Frießhardt solche Worte sprach, loderten seine weiter und weiter sich öffnenden Augen fast in übernatürlichem Glanze, die Glut der Begeisterung verschönte sein furchiges Antlitz, und hell, wie ich sie nie gehört, klang seine Stimme. Doch als er nun den Kelch, ohne ihn geleert zu haben, niederstellte auf den Tisch, als er Richard auf hager sich vorreckendem Halse über die Tafel hinweg das Gesicht entgegenstreckte, verzerrte das alte, starre Grinsen seine Züge, und rauh, ächzend vor Ingrimm, löſten sich von seinen welken Lippen die Worte:

„Doch höre, mein Junge — ich will Dich auch warnen — hüte Dich vor jenen, die sich Dir nennen als Genossen der Kunst! Sie werden kommen, in Dir das Handwerk zu grüßen — sie werden Dich heben und tragen, solange Du ihnen als Nestling giltst — doch wenn Dir die Federn sprossen — wenn sie das Wehen Deiner weit sich spannenden Schwingen fühlen — dann, mein Junge, dann — — oh — mit freundlichem Lächeln nahen sie Dir — mit schmeichelndem Lobe — und ganz in der Stille werden sie Dich befehden — und sie werden Dich treffen — meuchlings — mit vergiftetem Dolche! Doch spürst Du die brennende Wunde im Herzen — zeig's ihnen nicht — mit lachendem Munde laß es sprudeln — Dein Blut — als wär' es Dir ein Vergnügen! In strammer Haltung richte Dich empor — und wenn Dir die Kräfte schwinden — vor Wunden und Not — dann lege Dich mit Anstand nieder auf den Schragen! Dann zeige Dich auch im Sterben als Meister — Du weißt es

ja wohl — es ist eine eigenthümliche Todesart üblich — in unserem Stande — wir sterben an allzu voller Seele und an allzu leerem Magen. Drum lerne bei Zeiten das Brot entbehren — hier thut Dir Übung not — denn mit Anstand und Grazie verhungern — Freund — das hat seine Schwierigkeit! Das spür' ich an mir, mein Junge — an mir! Aber lache, mein Junge — lache — lache — denn was mir so nahe ist, daß ich die Klauen des Würgers schon an meinen Rippen fühle — das ist Dir noch weit und ferne! Doch wenn der Kampf beginnt — dann sei der Stolz Dein Schild — Verachtung Deine Waffe — Dein Trost: in Wohllaut schwelgen — und Balsam sei Dir der Anblick des Schönen. Ja, mein Junge — Schönheit — Schönheit — dieses Wort ist aller Sprache Gipfel. Und sieh nur — dort aus dunklem Himmelsschoße fließt sie hernieder mit goldenem Glanze — Schönheit — dort aus den blühenden Büschen duftet sie uns an — Schönheit — hier aus dem Glase blinkt sie Dir entgegen — Schönheit — und hier — hier — oh —"

Wieder griff er nach dem Kelche und schwang ihn gegen Josa. Ein düster flackerndes Feuer brannte in seinen Augen, und seltsam zitternd klang seine Stimme:

„Mädchen — Dir huldigt ein Dichter — salve, regina — salve — schön bist Du, schön in seltner Art — es hat in Dir dem Stolz der Malve — der Rose Liebreiz sich gepaart! — Oh — diese Locken, diese dunkeln — dieser Wangen Sammetrund — dieser Augen heißes

Funkeln — dieser schwellend rote Mund! — Und dieser Glieder blühendes Leben — seliger Wonnen heimlicher Quell! — Gib, Mädchen, gib — noch kannst Du ja geben — doch denke der Zeit, sie entschwindet so schnell! Noch im Triumphe an Ketten von Rosen — ziehst den vergötternden Freund Du Dir nach — lockst ihn mit Küssen und zärtlichem Kosen — schlägst ihn in Fesseln mit seufzendem Ach! — Spielend mit Banden, im Taumel gebunden — lächelnd geschlungen, mit Leichtsinn geknüpft — mögest Du nimmer erleben die Stunden — da Dir das Scepter der Schönheit entschlüpft! — Möge die Parze Dir nah'n mit der Scheere — eh' Du, entnüchtert in schmerzlichem Tausch — büßest mit endlosen Qualen der Leere — süßer Minuten vergänglichen Rausch! — Möge der bleiche, stille Geselle —"

„Frießhardt!" klang es plötzlich mit einem vor Zorn und Erregung bebenden Aufschrei von Köhlers Lippen. Er war von seinem Stuhle gesprungen und stand mit fahlem Gesichte und zuckendem Munde, den einen Arm wie schützend vor Josa hingestreckt, welche blaß und zitternd saß und die weit offenen Augen in Angst und Grauen auf Frießhardt gerichtet hielt.

Mitten im Worte war dieser beim Klange seines Namens verstummt, und während er nun langsam das Gesicht gegen Köhler wandte, nahmen seine Züge einen erschreckenden Ausdruck an, und ein boshaftes, unheimliches Funkeln erwachte in seinen überquellenden Augen.

Ich fürchtete eine böse Scene; um sie zu verhindern, sprang ich auf, und meinen Kelch erhebend, begann ich einen Toast auf Frießhardt, auf den „vom schönen Gott und allen Musen hochbegnadeten.“ Richard und Köhler erkannten meine Absicht und ließen mich gewähren. Leicht erreichte ich bei Frießhardt meinen Zweck: er kehrte sich zu mir und lauschte grinsend meinen Worten, sie ab und zu mit einem bellenden Lachen unterbrechend. Und als ich ihm mit lautem Hoch! meinen Kelch entgegen hielt, da brüllte er: „Evan! mein Junge! Evoë!“ — stieß an mit mir — ein schriller, schneidender Ton durchschwirrte die Luft — und Frießhardts Glas zersplitterte in Scherben.

Totenstille herrschte in unserem Kreise. Mit fieberhaft glühenden Augen stierte Frießhardt auf den Kelchstumpf nieder, den seine zitternde, vom Weine übergossene Hand umkrampft hielt. Nun lief ein Schauer über seine mächtige Gestalt, Thränen stürzten ihm über die Wangen, und mit wimmernder Stimme raunte er vor sich hin: „Lyäus — Sorgenbrecher — brichst Du mir nun auch den — Becher! Willst Du sagen — —“

In einem gurgelnden Schluchzen erstickten seine Worte; dann plötzlich ließ er den Kelchstumpf sinken und fuhr mit der Hand an den Kopf; sein Gesicht verzerrte sich wie unter heftigen Schmerzen, und während er uns der Reihe nach mit stieren Blicken betrachtete, rieb er sich mit der zitternden Hand die Stirne.

Da faßte ihn Richard, der an seine Seite getreten war, beim Arme und suchte ihn auf den Stuhl nieder=

zuziehen, mit den freundlich mahnenden Worten: „Setzen Sie sich, Frießhardt — Ihnen ist nicht wohl! Oder vielleicht ist es besser — kommen Sie — kommen Sie — wir wollen einen Gang durch den Garten machen."

Er wollte ihn mit sich fort führen, Frießhardt aber stieß ihn zurück. „Laß mich — laß mich!" ächzte er in abgerissenen Worten. „Gehen — ja — nun weiß ich es — ich wollte gehen — ich fühl' es in mir — sie wartet meiner — sie wartet!" Vom Tische sich abkehrend, schleuderte er den Stuhl beiseite und wankte, unverständliche Worte lallend, durch das Atelier der Thüre zu.

Köhler flüsterte Josa einige Worte ins Ohr, die sie mit einem stummen, heftigen Kopfnicken beantwortete; dann sagte er: „Ich will ihn zu einem Wagen bringen — er ist ja mein Gast." Und während er mich am Arme mit sich in das Atelier zog, bat er: „Suchen Sie ihn noch aufzuhalten — einige Sekunden — ich will nur nach meinem Hute sehen."

Ich suchte Frießhardt einzuholen und fand ihn draußen im Flur an die dunkle Mauer gelehnt, mit einer matten, von stöhnendem Hüsteln unterbrochenen Stimme wirre Worte vor sich hin raunend.

Willig ließ er sich, als Köhler kam, ins Freie führen.

Ich kehrte in das Atelier zurück. Als ich draußen auf der Terrasse Richard vor Josa stehen sah, die über den Tisch gebeugt lag, das Gesicht in den gekreuzten Armen vergraben hielt und an Haupt und Schultern

vor Schluchzen zitterte und zuckte, wandte ich dem Fenster den Rücken und vertiefte mich in genaue Betrachtung des über Muscheln und Korallen thronenden Segelschiffes.

Eine Weile verrann, und immer vernahm ich nur dieses herbe, manchmal verstummende, dann wieder krampfhaft ausbrechende Schluchzen.

„Josa!" hörte ich Richard endlich sagen, und Güte, Herzlichkeit und ernste Mahnung sprachen aus dem bebenden Tone seiner Stimme.

Und Josa mußte jählings aufgesprungen sein, denn ich vernahm das Poltern eines Stuhles und ein leises Klirren der auf dem Tische stehenden Gläser.

„Josa — ich habe kein Recht, Ihnen vorzuhalten, was sie an sich selbst verbrochen — — wie aber konnten Sie Ihrem Vater solchen Schmerz bereiten!"

„Nennen Sie meinen Vater nicht!" klang es in fiebernden, halb erstickten Tönen zur Antwort. „Schmähen Sie mich mit jedem Namen, den ich verdiene — und wenn es der häßlichste wäre — nur nennen Sie vor mir den Namen meines Vaters nicht — da doch allein schon der Gedanke an ihn mich zu töten droht!"

„Was auch geschehen ist, Josa — diese Worte geben mir willkommenes Zeugnis von Ihrem Herzen! Als vor Stunden diese — Regina Palmer mir entgegentrat, meinte ich wohl zu wissen, weshalb gerade ich hiehergerufen wurde — und ich gestehe Ihnen, daß ich nun eher trotzigen Spott und höhnende Schmähung aus Ihrem Munde zu hören erwartete, als gerade solche Worte.

Wohl mag ich mir denken, was Ihren Trotz so plötzlich gebrochen. Da ich Sie nun aber einmal in solcher Stimmung finde, soll ich sie in meiner Freundschaft für Ihren Vater nicht nützen dürfen? Josa, wie konnten Sie einen solchen Vater verlassen?"

„Haben Sie ein so kurzes Gedächtnis?" erwiderte Josa mit zorniger Schärfe. „Es war ja wohl eine Stunde, in der ich zu Ihnen sprach — von diesen Gründen. Und dann — schließlich — ich entlief eben, weil ich entlief — weil ich nicht bleiben wollte, nicht bleiben konnte. Und — vielleicht war es auch der Anblick gewisser Mauern, der mich forttrieb — in Scham vor mir selbst! Mein Eigensinn wollte auch zu seinem Rechte kommen, denn alles, was man gegen meine Neigung für das Theater geltend gemacht hatte, hielt ich für geheime Verabredung. Es war das vielleicht mein letzter Grund — und da hat es ja wohl so kommen müssen, daß es der erste war, über dessen Richtigkeit ich zur Klarheit kam, schon am Tage meiner Ankunft in Frankfurt."

„Welch ein seltsamer Zufall, daß Sie gerade nach dieser Stadt gehen mußten! Aber ich hoffe, Josa, dieser Zufall soll zu Ihrem Glücke —"

Ein bitteres Auflachen übertönte Richards Worte; stille Sekunden verstrichen — und als dann Josa wieder zu sprechen begann, hörte ich auch aus ihrer Stimme noch den herben, schneidenden Ton dieses Lachens:

„Zufall? Es war kein Zufall. Ich hatte in Frank-

furt eine Freundin, eine Schauspielerin, und ich hoffte, sie würde mir beistehen. Welch ein schönes, blühendes Mädchen war sie gewesen, als ich sie zum letztenmale gesehen hatte! Und wie hab' ich sie wiedergefunden! Auf den Knieen fast hat sie mich beschworen, meine Absicht aufzugeben — aber ich wollte nicht hören — und so that sie mir schließlich den Willen und führte mich zu ihrem Direktor. Ich mußte ihm etwas vorsprechen — und — dann zuckte er die Achseln — und schenkte mir ein Billet für den Abend. „Sehen Sie sich den Rummel an, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben," das waren seine Worte. Ich habe mir — den Rummel angesehen — und — — an diesem Abende bin ich mit ihm zusammengetroffen."

„Mit ihm? Ich verstehe den Ton nicht, Josa, mit dem Sie diese beiden Worte sprechen. Mir scheint es ein Glück, daß gerade er es war, gerade er! Ich kenne ihn seit Jahren, er ist ein prächtiger, herzensguter Mensch —"

„Ach ja, ach ja, und so lustig, so zuvorkommend, so liebenswürdig, so galant! Und weshalb hätt' ich mich nicht zerstreuen lassen sollen — damals — er verstand es ja auch so gut — und als er mir erzählte, daß er nach München ginge — er suchte es ja nicht zu verbergen, was er für mich zu empfinden begann — — da wußte ich auch, daß ich ja sagen würde, wenn er mich fragen sollte — — Weshalb lachen Sie nicht? So lachen Sie doch! Oder nicht wahr, es scheint Ihnen

wenig lächerlich, wenn ich Ihnen Dinge sage, die Sie an meinem Verstande zweifeln lassen. Oh —“ und wieder mischte sich jenes wilde, bittere Lachen in ihre Worte, „das war so meine fixe Idee — ich wollte ein wenig Vergeltung spielen, wollte meine kleine Rache haben — denn ich wußte, daß es Sie peinigen würde — wenn auch nicht um meinetwillen — — Und — und nun! Ach, wie lächerlich, wie lächerlich!“ Und ihr Gelächter wollte kein Ende nehmen — wie ein durch Lachen gewaltsam verhehltes Schluchzen war es anzuhören.

„Josa — Josa — und um einer solchen — einer so unedlen Laune zuliebe haben Sie mit dem Schicksale eines Menschen gespielt, der Ihnen sein Herz und sein Leben bot! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dieser Gedanke mich schmerzt! Sie haben Ihren Zweck erreicht — fürchterlich erreicht!“

„Nein — nein — nein — denn nun, da ich ihn erreicht zu haben scheine, ist es mir gleichgiltig, ob ich ihn erreichte oder nicht. Vor Wochen war dieses Wiedersehen noch ein Ziel für mich, seit Tagen nur mehr eine Laune meines Trotzes. Vielleicht verletzt es nun gar Ihre Eigenliebe, wenn ich Ihnen sage, daß mir von jener sinnlosen Stunde nichts Anderes verblieb als Widerwille gegen mich selbst. Als ich damals zu Ihnen kam, meinte ich zu lieben — als ich ging, glaubte ich zu hassen — — und nun — oh — sie war nichts Anderes wert, diese Liebe, als verworfen zu werden! Was ich für Liebe hielt — nun weiß ich es — das hatte mit Ihnen nichts

zu schaffen, es war ein blindes Begehren nach dem, was ich in meiner unwissenden Thorheit als „Glück“ benannte, nach Dingen, die ich mir ersehnte, nur weil ich sie nicht besaß — und die mir schaal und wertlos erscheinen, seitdem ich sie besitze. Ach, wie ekelhaft ist das alles — wie ekelhaft!“

Tiefe Stille folgte diesen Worten; durch die offene Thür quoll nur noch das leise Flüstern, mit dem der Nachtwind draußen durch die Büsche spielte. Es erschien mir so begreiflich, daß Richard keine Worte fand.

„Ja — ein vergänglicher Rausch — nicht wahr, so sagte er doch wohl, dieser halb Verrückte,“ schlug Josas Stimme nun wieder an mein Ohr, „ja — Rausch — denn ich habe mich berauscht! Oh — das alles war so verlockend: seine Sorge, seine Zärtlichkeit, seine Liebe — und alles, womit er mich beschenkte und umgab — wenn es mich für flüchtige Stunden nicht bestochen hätte, ich hätte kein Mädchen sein müssen — nicht das Mädchen, das ich bin — — das ich bin? Ach, sehen Sie doch nur, wie anzüglich diese harmlos thuende Sprache sein kann!“ Jenes alte, das Ohr so peinlich berührende Lachen begleitete diesen seltsamen Scherz. „Und er — was würde er zu solchem Worte sagen!“ Nun plötzlich verstummte ihr Lachen, und ein fremder, niegehörter, tiefernster Ton erklang aus ihrer Stimme, als sie sagte: „Mit seinem Schicksale hätte ich gespielt! Oh, wie Sie sich täuschen — wie Sie sich täuschen! Mit dem

meinigen hab' ich gespielt — und ich habe das Spiel verloren — verloren, weil der rasch entwertete Gewinn mir heute kaum mehr des rücksichtslosen Mutes wert erscheint, mit dem ich spielte. Er — er allein ist der Gewinnende — denn er glaubt an den Gewinn. Was er mir gegeben und geboten — er hat sich dafür bezahlt gemacht — und — es waren ja wohl auch manchmal Stunden, in denen ich vergessen konnte und für den Reiz der Gegenwart so — so dankbar war — — und dann — er hat ja die glückliche Gabe, durch Einbildung der Wirklichkeit ein Gesicht nach seinem Geschmacke zu geben. Das dürfte ihm auch einmal nützen, wenn er meiner überdrüssig wird — was mir das Leben zerstörte, wird ihm nach Jahren und Jahren eine amüsante Erinnerung sein."

„Sie verkennen ihn, Josa — und ich glaube, gerade Sie hätten alle Ursache, in anderen Worten von ihm zu reden. Köhler ist ein edel gearteter Charakter, und er liebt Sie wahrhaft und innig. O wären Sie doch ehrlich und offen gegen ihn gewesen, statt —"

„Ehrlich und offen!" wurde Richard von Josa mit heftigen Worten unterbrochen. „Als er für mich noch ein Fremder war, da hatte ich doch gewiß keine Ursache, ihm meine Verhältnisse mit peinlicher Ehrlichkeit auseinanderzusetzen. Ich habe ihm den Namen genannt, den ich auf der Bühne zu führen gedachte — und — auf seine unermüdlichen, neugierigen Fragen hab' ich eben zur Antwort gegeben, was mir gerade in den Sinn kam. Und wenn ich ihm auch späterhin die Wahrheit verschwiegen

habe, so — so that ich es vielleicht ebensosehr um seinet- wie um meinetwillen."

„Ich les' es aus Ihren Zügen, Josa, und hör' es aus Ihrer Stimme, daß Sie sich ihm gegenüber in Ihrem Herzen eines schweren Unrechtes bewußt sind! Geben Sie dieser Empfindung Gehör! Holen Sie das Versäumte nach, seien Sie offen gegen Köhler! Wie ich ihn kenne, wird solche Offenheit seine Liebe nur festigen, nicht erschüttern. Er wird Sie in das Haus Ihres Vaters zurückführen —"

„Nie — nie — nie!" schlug Josas Stimme an mein Ohr, wie ein Aufschrei leidenschaftlicher Qual. „Ich kann meinem Vater nie wieder im Leben vor die Augen treten — und nie wieder will ich in sein Haus zurückkehren — nie — nie — denn jene, die uns der Vater als Mutter zuführte — — oh, von meinen Lippen hat sie diesen Namen nie gehört — sie, die mich mit ihrem Sündenkinde um die Liebe meines Vaters bestahl, die ich haßte und verachtete, im Leben wie im Tode — und — und nun — dieses Haus, das ich von ihr beschmutzt und besudelt nannte — nun sollte ich dieses Haus betreten — ebenso — ebenso —"

„Josa — —"

Dieses eine Wort nur hörte ich Richard sagen, dumpf und klanglos, dann wurde seine Stimme übertönt von einem jäh und heftig erströmenden Schluchzen.

Schwere, zögernde Schritte vernahm ich, dann wieder Richards Stimme: „Josa — nun müssen Sie zu Ihrem

Vater zurückkehren, denn nur aus Ihres Vaters Haus darf Köhler sein Weib sich holen!“

„Wie dürft' ich da wohl so lange warten!“ erwiderte Josa zwischen Schluchzen und bitterem Lachen. „Was er im Rausche seines eingebildeten Glückes sprach, wird die Ernüchterung ihn vergessen machen. Und wenn er mir auch noch in Liebe seinen Namen gäbe — ich weiß — die Zeit wird es ihn lehren, mich zu verachten. Und dann — ich liebe ihn nicht — und um mich wie eine widerwärtig drückende Fessel an seine Füße zu hängen, nur um für meine — für — meine Thorheit einen Schleier zu gewinnen — dazu bin ich zu stolz. Was also soll mir ein Leben an seiner Seite — und — was soll mir das Leben überhaupt? Es hatte nur Wert für mich, solang ich begehren konnte! Was aber hab' ich denn jetzt noch zu begehren, da ich das Glück, das ich suchen ging, unwiderbringlich verlor! Das ist mir klar geworden — gestern — als ich im Theater saß und ein Menschenglück eben an dem zu Grunde gehen sah, was ich einst in Neid und Sehnsucht für das „Glück“ gehalten — am Genusse! Ach — alles, alles hab' ich erreicht, was ich mir begehrte — reiche Kleider, funkelndes Geschmeide, Wohlleben und — einen Menschen, der mich liebt — — und nun — oh — wie nichtig, wertlos und widerwärtig ist mir das alles! Ja — eines — eines bleibt mir jetzt noch zu begehren: daß der Wunsch sich erfüllen möge, den jener poetische Narr im Rausche über mich gesprochen!“

„Josa — das ist ja Wahnsinn, was Sie da reden!“

„Wahnsinn? Vielleicht! Vielleicht aber auch die höchste Vernunft! Und doch — ja — es ist Thorheit, was ich rede! Denn wie kann jener Wunsch sich erfüllen, da er ja schon vergangen ist, dieser „Rausch der Minuten“, da ich sie ja schon empfinde, diese „endlose Qual der Leere“ — und zu allem noch dieses — —“ Da plötzlich verstummte Josa. Nach kurzem Schweigen vernahm ich hastige, fast zum Flüstern gedämpfte Worte: „Hören Sie — auf der Straße — das sind seine Schritte — hören Sie nur — wie es ihn eilt, nach Hause zu kommen! Aber ich will ihn nicht sehen — jetzt nicht! Und Ihnen sage ich — wenn Sie es versuchen wollten, ihn über alles aufzuklären, was ich ihm verschweige — Sie würden es bitter bereuen müssen! Und wenn Sie die Absicht hätten, meinen Vater hieher zu rufen — es wäre vergebene Mühe! Es müssen ja Tage vergehen, bevor er hier sein kann — und — — noch bin ich ja geliebt, und wenn mich die Laune anwandelt, eine Reise —“

Ein dumpfer Hall durchzitterte das Haus. Draußen im Flur mußte die schwere Thüre heftig ins Schloß gefallen sein.

„Josa!“ hörte ich Richard rufen, in flehend mahnendem Tone. Doch keine Antwort kam. Leichte, flüchtige Tritte durchhuschten das Atelier, ein Teppich rauschte, und als ich mich wandte, sah ich Richard allein auf der Terrasse.

Da wurde die Thüre aufgerissen, und Köhler trat ein, hastig und erregt. „Das war noch eine Arbeit, lieber Freund," rief er mir zu und warf den Hut auf eine Ottomane. „Nirgends in der Nähe war ein Wagen zu finden! Und was ich bei diesem Umhersuchen alles hören mußte! Beim heiligen Ocker, es war unglaublich! Ich fürchte, lieber Freund — — aber —" und mit fragenden Blicken sah er von mir auf Richard, welcher zögernden Schrittes das Atelier betreten hatte. „Ihr seid allein? Wo ist Regina?"

„Das Fräulein hat sich zurückgezogen."

„Zurückgezogen? Wieso? Weshalb?" fuhr Köhler auf, und tiefe Besorgnis malte sich in seinen Zügen. „Aber — Sie entschuldigen mich wohl — ich bitte — nur für einen Augenblick —" und während dieser Worte eilte er schon davon und verschwand hinter den Teppichen der zur Wohnung führenden Thüre. „Regina — ich bin es — öffne doch — ich bitte —" so wurde gleich darauf seine Stimme vernehmlich, gedämpft und eben noch verständlich, in abgerissenen, durch leises Pochen unterbrochenen Worten. „Regina — was ist Dir — weshalb versperrst Du die Thüre — so sage mir doch nur ein Wort — Regina — ich bitte —"

Eine Weile war Stille, dann theilten sich die Teppiche wieder, und Köhler erschien, mit bleichem, verstörtem Gesichte. Seine Stimme zitterte, als er sagte: „Es scheint — Regina hat sich schon zur Ruhe begeben." Schweigend starrte er vor sich nieder, bis er sich uns

mit den Worten näherte: „Ihr müßt nicht böse sein — es ist ja so begreiflich — dieser unselige Vorfall mußte sie erschüttern oder — zum mindesten verstimmen. Oh, ich hätte ihn erwürgen können, diesen — — und doch — bei allem muß ich noch Mitleid mit ihm haben! Denn ich fürchte, was da so entsetzlich seltsam aus ihm gesprochen, das war nicht nur der Wein, sondern — ja — und denken Sie nur — als ich Frießhardt von hier fortführte und mit ihm in die Ludwigsstraße kam, war ich so froh, wie ich endlich einen Wagen daherrollen hörte; aber es war eine verfrühte Freude, der Wagen war besetzt, eine Frau saß darin — und nun denken Sie — da fängt dieser Mensch mit einemmale zu lärmen an, und zwischen Lachen und Schluchzen schreit er nur immer einen Namen, will dem Wagen nachrennen und schreit und schreit: Sanna, Sanna, Sanna — — und da verstand ich natürlich auch, was das zu bedeuten hatte: er glaubte in jener Frau die Hettenberg erkannt zu haben — denn ich weiß, Sanna, so heißt sie mit ihrem Vornamen. Aber was hätte die Hettenberg in München zu suchen, so auf Knall und Fall — das ist ja undenkbar — und — selbst wenn sie es gewesen wäre, hätte Frießhardt sie nicht zu erkennen vermocht, mitten in der weiten Straße, in der Nacht, bei diesem trüben —“

Während Köhler so erzählte, sah ich plötzlich auf der Terrasse eine grelle, flackernde Helle sich erheben. „Da, sehen Sie nur, dort draußen muß etwas in Brand geraten sein!“ rief ich und wollte der Glasthüre zueilen.

Köhler aber hielt mich zurück. „Lassen Sie nur! Wahrscheinlich hat eine der Papierlaternen Feuer gefangen — sie wird ruhig verbrennen!“

Da hörten wir einen raschelnden Fall; auf der Terrasse dämpfte sich die Helle, um wenige Sekunden später desto stärker aufzufachen.

Nun eilten wir doch hinaus; die Flamme der entzündeten Laterne hatte die Schnur der Guirlande durchgebrannt, und so lagen die Lampen auf der Erde zerstreut, theils erloschen, theils in lohendem Feuer.

Ich suchte die Flammen auszutreten, und Richard war mir dabei behilflich. Köhler stand schweigend daneben und schaute uns mit zerstreuten Blicken zu.

Als wir in das Atelier zurückkehrten, mahnte ich an die vorgerückte Stunde und meinte, daß es auch für uns Zeit wäre, den Heimweg anzutreten.

„Ich bin ein schlechter Wirt,“ sagte Köhler mit einem erzwungenen Lächeln, „ich kann und — will Euch nicht länger halten. Und dann — es ist ja auch wirklich schon spät.“

Er nahm von einer der Girandolen eine Kerze und leuchtete uns in den Flur hinaus. „Wie hab' ich mich die Tage her auf diesen Abend gefreut,“ sagte er, als ihm Richard unter der offenen Thüre die Hand zum Abschied reichte, „und wie ist er uns allen verdorben worden! Aber glücklicherweise hat die Zeit mit heute kein Ende. Und wenn wir uns wiedersehen, wollen wir

bei Lachen und Gläserklang diesen häßlichen Abend vergessen und begraben!“

Einen letzten Gruß noch wechselten wir mit ihm, dann traten wir hinaus in die schwüle, stille Sommernacht.

3.

Am folgenden Morgen, als ich schon bereit war, Richard aufzusuchen, wurde mir von ihm ein Billet gebracht:

„Lieber Freund! Ein Telegramm, das ich heute nacht bei der Heimkehr vorgefunden, ruft mich unverzüglich nach Augsburg. Ich benütze den ersten Zug und hoffe, spätestens im Laufe des morgigen Tages wieder zurückkehren zu können. An Josas Vater habe ich in der Nacht noch geschrieben. Ich habe das für meine Pflicht gehalten. Der Brief wird heute früh noch abgehen, Herr Barka könnte also im besten Falle schon morgen nachts hier in München sein. Nun herzlichen Gruß!

Dein Richard."

Befangen von den mannigfachen Gedanken, welche die Lektüre dieser Zeilen in mir erweckte, verließ ich das Haus, um nach einem kurzen Morgenspaziergange Marthas

Wohnung aufzusuchen. Ich wurde nicht vorgelassen. Es ginge „mit dem Fräulein“ etwas besser, so wurde mir gesagt, und wahrscheinlich würde sie in einigen Tagen die Bühne wieder betreten können; das Befinden „der Frau Mutter“ aber hätte sich in besorgniserregender Weise verschlimmert.

Als ich zu Mittag im Kreise der Meinen bei Tische saß, wurde ich durch die Dienerin abgerufen. Ich ging und fand Richards Wirtin im Korridor.

„Da ist soeben für Herrn Albert eine Depesche gekommen,“ sagte sie. „Ich hielt es für das beste, bei Ihnen anzufragen, da ich nicht wußte, ob sie liegen bleiben darf oder ob sie Herrn Albert nachgeschickt werden soll.“

Sie hatte mir das Telegramm gereicht, das ich eine Weile zögernd betrachtete. Dann erbrach ich es und las: „Treffe mit Abendzug in München ein. Bitte dringend, Bahnhof zu kommen. Barka.“

Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Was konnte den Professor zu dieser plötzlichen Reise veranlaßt haben, und gerade zu einer Reise nach München. Richards Brief war kaum auf dem Wege zu ihm, und Josa selbst hatte ihm ihren Aufenthalt doch sicher nicht verraten.

„Allerdings, diese Depesche muß Herrn Albert nachgeschickt werden,“ sagte ich. „Aber wohin? Ich weiß zwar, daß er nach Augsburg —“

„Herr Albert hat mir heute morgens seine Adresse angegeben — für alle Fälle“ unterbrach mich die

Frau und nannte mir den Namen eines Augsburger Anwaltes.

Nun schickte ich sie nach Hause, eilte selbst auf das Postamt und telegraphierte an Richard den Wortlaut der eingetroffenen Depesche.

Den Nachmittag verbrachte ich zu Hause; aber Stunde um Stunde verging, ohne daß von Richard eine Nachricht kam.

Bei diesem ungeduldigen Harren frug ich mich immer wieder, ob es nicht ratsam wäre, Köhler aufzusuchen und ihm zu sagen, was eben zu sagen wäre. Bald aber meinte ich, daß es schwer halten würde, ihn ungestört zu sprechen, dann wieder fürchtete ich, daß er gegen Josa nicht zu schweigen vermöchte, und daß hiedurch der Zweck vereitelt werden könnte, der den Professor allem Vermuten nach zu dieser Reise veranlaßt hatte — dann wieder meint' ich es nicht über das Herz bringen zu können, diesen guten Menschen aus seinem traumseligen Glücke aufzuscheuchen. Und schließlich, trotz Bedenken und Bedenken, rannte ich ich dennoch hinunter in die Königinstraße und war von ganzer Seele froh, als ich Köhlers Wohnung verschlossen und niemand zu Hause fand.

Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß ein Herr nach mir gefragt hätte und wieder fort gegangen wäre, ohne seinen Namen genannt zu haben.

Wieder wartete ich Stunde um Stunde, bis endlich bei Beginn der Dämmerung Richards Antwort anlangte. Das Telegramm kam nicht aus Augsburg, sondern aus

einem kleinen schwäbischen Orte, der mir kaum dem Namen nach bekannt war; es lautete: „Kann erst morgen nachmittags zwei Uhr in München eintreffen, da von hier aus während der Nacht keine Bahnverbindung. Lasse meine Wohnung für B. in Stand setzen und führe ihn zu mir; er soll unter keinen Umständen in ein Hotel ziehen. Nimm ihn in Deine Fürsorge, suche ihn zu beruhigen und laß ihn nicht in der Übereilung handeln. Alles was Du ihm thust, thust Du mir. In meiner Angelegenheit böse Nachricht erhalten; fürchte das Schlimmste. Gruß auf Wiedersehen! Richard."

Wieder und wieder las ich diese Worte. Es fiel mir auf, daß sich Richard über Herrn Barkas plötzliche Ankunft durchaus nicht zu wundern schien. Da hatte er sich vielleicht doch am Morgen noch anders besonnen und an den Professor depeschiert, statt den in der Nacht geschriebenen Brief an ihn abzusenden. Richard mußte ja, da er den ersten nach Augsburg gehenden Zug benutzt hatte, schon vor fünf Uhr auf dem Bahnhof gewesen sein, und da war es immerhin möglich, daß Herr Barka ein um solche Zeit abgesandtes Telegramm noch früh genug erhalten hatte, um den kurz nach sieben Uhr von Berlin abgehenden Schnellzug rechtzeitig erreichen zu können. Und nun sollte er in wenigen Stunden hier eintreffen. Daß ich ihm all meine „Fürsorge" zuwenden wollte, das war ja natürlich und hätte keiner besonderen Aufforderung bedurft. Wie aber sollte ich ihn „beruhigen" können, in seinem tiefen, gerechtfertigten Schmerze? Und wenn

Richard meinte, daß ich den Professor von jeder „Übereilung“ zurückhalten sollte, hieß das: laß ihn überhaupt keinen Schritt unternehmen, bevor ich nicht in München bin? Und Richard selbst? Was hatte ihn so plötzlich abgerufen? Allerdings — ich kannte ja „seine Angelegenheit“ — aber — welcher Art mochte die „böse Nachricht“ sein, die er erhalten, welcher Art jenes „Schlimmste“, das er fürchten mußte?

Mit Gewalt riß ich mich aus meinen wechselnden Gedanken empor. Als ich das Haus verlassen wollte, wurde mir von dem Buchhändler, der mir die neu erschienenen Werke zur Ansicht einzusenden pflegte, ein Paket mit Büchern gebracht. Uneröffnet ließ ich es auf meinem Tische liegen und eilte in Richards Wohnung hinüber, um seiner Wirtin den Auftrag zu überbringen, den ich von ihm erhalten. Ein ordentliches Geschäftigkeitsfieber überkam die gute Frau, und während sie schon den klappernden Schlüsselbund von ihrem Gurte löste, versicherte sie mir, daß „Herr Albert, wenn er zurückkäme, auch auf dem großen, bequemen Divan ein ganz behagliches Schlafen haben würde.“

Die Ungeduld ließ mich nicht mehr nach Hause zurückkehren; kreuz und quer durchwanderte ich die Stadt, um schließlich zu immer noch verfrühter Stunde dem Bahnhofe entgegenzulenken.

Als ich die grell erleuchteten Säulenhallen des Vorbaues betrat, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen. Ich wandte mich und sah vor dem Nachtschalter der Postab-

theilung einen Mann stehen, der in ungeduldiger Eile ein Päckchen Briefe durch die Spalte des Kastens zu zwängen suchte, während er mir mit der anderen Hand in sichtlicher Erregung zuwinkte. Erst als er näher kam, erkannte ich ihn. Es war jener Journalist, bei welchem Frießhardt wohnte.

„Ich war heute schon bei Ihnen, Herr Doktor," rief er mich an, „habe Sie aber leider nicht zu Hause gefunden."

„Ah, Sie also waren jener Herr, der es so eilig hatte? Und was führte Sie zu mir? Ich hoffe, nichts Schlimmes?"

„O du mein Gott! Schlimm genug, Herr Doktor, schlimm genug! Ich wollte mir bei Ihnen einen Rat holen, denn ich weiß ja, wie viel Antheil Sie immer an Herrn Frießhardt genommen haben —"

„Was ist mit ihm? Reden Sie doch! Was ist geschehen!"

„Geschehen? Geschehen nichts! Aber ich kenne mich nicht mehr aus mit ihm. So wie heute, so war er noch nie! Am Morgen ist er nach Hause gekommen, über und über eingestaubt, als hätte er während der Nacht einen weiten Marsch gemacht. Dann hat er nach meiner Frau gerufen — und nun denken Sie sich — Sie wissen ja, wie wenig er immer auf sein Äußeres gehalten hat — da können Sie sich jetzt die Augen meiner Frau vorstellen, wie Frießhardt reine Wäsche von ihr verlangt, und geputzte Schuhe, und andere Kleider — ich sage

Ihnen, sie mußte ihn ausstaffieren, als ob er zu einer Hochzeit ginge. Und immer hatte er an sich zu bürsten und zu richten — und immer war er sich noch nicht schön genug — und das alles in einer so sonderbaren Aufregung und mit einer Ungeduld — — ja — und dann hat er auf einmal angefangen, über das Aussehen des Zimmers loszuziehen! Das Bett mußte mit einer weißen Decke verhangen werden, über den Tisch wollte er einen Teppich haben und ein Tuch über die Kommode, und an die Fenster haben wir ihm Vorhänge machen müssen. Du lieber Gott, wir haben ja alles gerne beigeschleppt und haben unsere eigenen Zimmer ordentlich geplündert, um ihn nur zu beruhigen. Aber wie dann alles so schön sauber in Stand war, da hätten Sie ihn nur sehen sollen! Das war mit ihm ein ewiges Hin und Her zwischen dem offenen Fenster und der offenen Thüre. Bald ist er draußen auf der Treppe gestanden und hat hinuntergehorcht, dann wieder ist er ganze Stunden im Fenster gelegen, und plötzlich wieder ist er aus seinem Zimmer herausgefahren und hat gefragt, ob es denn nicht geklingelt hätte. Er muß jemanden erwartet haben — eine „sie" — und ich glaube auch zu wissen, wen er dabei gemeint hat. Aber das ist ja der helle Unsinn! Die ist weit von hier! Und natürlich, wie dann so Stunde um Stunde vergangen ist, da ist bei ihm die Aufregung immer gestiegen und gestiegen — dazu hat er den ganzen Tag über keinen Bissen gegessen — und — glauben Sie mir — wir sind doch

vieles von ihm gewohnt — aber heute haben wir nicht mehr gewußt, was wir mit ihm anfangen sollen. Bald hat er sich über das Bett geworfen und hat geschluchzt und gejammert wie ein Kind, und in der nächsten Minute hat er auf mich und meine Frau losgeschrieen und geflucht: wir hätten die Thüre versperrt und hätten „sie" nicht zu ihm gelassen. Dann ist er wieder ganze Stunden lang auf einem Fleck gesessen, hat nicht Red' und Antwort gegeben und hat mit glasigen Augen nur immer so vor sich hingestarrt. Dann plötzlich ist er wieder aufgesprungen, hat getobt und geschrieen, und was ihm dabei unter die Hände gekommen ist, hat er in Fetzen zerrissen und in Stücke zerbrochen. Da — sehen Sie her!"

Er nahm den Hut ab und strich die Haare von der Schläfe zurück, wobei eine frische, blutige Schramme zum Vorschein kam.

„Ich wollte ihn beruhigen und wollte ihm die paar Sachen, die noch ganz waren, aus dem Wege räumen, und da hat er mir ein Glas an den Kopf geworfen. Nun, zum Glück hab' ich einen gut bayrischen Schädel!"

Bedächtig legte er einen dichten Büschel Haare über die wunde Stelle und setzte den Hut wieder auf.

„Natürlich — wie ich mir am Ende gar nicht mehr zu helfen wußte, hab' ich mir gedacht, ich will zu Ihnen laufen — und — es war mir recht leid, daß ich Sie nicht zu Hause getroffen habe. Ich bin dann auch noch zu einigen andern Herrn gegangen, von denen

ich weiß, daß sie sehr viel mit Herrn Frießhardt verkehrt haben — früher wenigstens — aber — die haben eben auch nur die Achseln gezuckt, und fast alle haben mir geraten, ich sollte zur Polizei gehen —"

„Das haben Sie aber doch hoffentlich nicht gethan?"

„Wie können Sie nur denken! Übrigens liegt er ja nun auch ganz ruhig zu Hause, freilich mehr aus Ermattung als aus Einsicht. Meine Frau meint, er wäre krank und hätte Fieber — und um sie zu beruhigen, hab' ich auch vorhin nach dem Doktor geschickt. Wenn ich jetzt nach Hause komme, wird er wohl schon da sein, und dann werden wir ja hören, was er sagt."

„Ich hoffe, er wird nichts Übles zu sagen haben," erwiderte ich, ohne selbst an meine Worte zu glauben. Dann ersuchte ich ihn, Frießhardt während des folgenden Tages zu Hause zurückzuhalten; ich würde im Laufe des Nachmittages mit einem Freunde zu ihm kommen; es wäre etwas im Werke, um Frießhardt einen sorgenlosen, für ihn jedenfalls wohlthätigen Aufenthalt im Süden zu ermöglichen.

Diese Nachricht wurde mit einer Freude aufgenommen, welche deutlich bekundete, mit welch herzlicher Theilnahme dieser Mann an Frießhardt hing. Als wir uns trennten, dankte er mir in so warmer Weise, als wäre ihm selbst der Empfang einer Wohlthat in Aussicht gestellt worden.

Ein Glockenschlag mahnte mich, daß es Zeit wäre, den Perron aufzusuchen.

Als ich hinaustrat in die von elektrischen Lampen

taghell erleuchtete Halle, verkündete soeben ein schrillendes Geläute die Ankunft des Zuges. Die Gepäckträger schoben ihre rasselnden Karren dicht an das Geleise, allerlei Signale und Rufe wurden hörbar, und ein ungeduldiges Leben kam in die harrenden Leute. Nun wurden draußen auf der finsteren Bahnstrecke die roten, glühenden Augen der Lokomotive sichtbar, sie näherten und vergrößerten sich, und mit dumpfem Sausen rollte jetzt der Zug in die Halle, die mit einem Schlage von buntem, betäubendem Lärme erfüllt war.

Mit suchenden Blicken überflog ich die Wagenreihe und gewahrte an einem offenen Coupéfenster ein blasses, von schwarzen Schleiern umrahmtes Mädchengesicht.

„Fräulein Nesty!“ rief ich und eilte mit winkendem Arme dem Wagen entgegen. Sie hatte mich auch schon erblickt, und ich sah, wie sie sich hastig mit sprechenden Lippen in das Coupé zurückwandte.

Was hatte ich nun zu thun, da Herr Barka nicht allein gekommen war? Aber hatte mir Richard nicht den Auftrag gegeben, den Professor „unter keinen Umständen in ein Hotel ziehen zu lassen“? Während ich das bedachte, kam mir auch der „große, bequeme Divan,“ in Erinnerung, von welchem Richards Wirtin vor wenigen Stunden zu mir gesprochen hatte. Da war ja Herr Barka mit seiner Tochter auf das beste versorgt, während Richard bei mir wohnen konnte, so lange die Anwesenheit des Professors auch immer währen mochte.

Ich erreichte den Waggon, dessen Thüre ein Kon=

dukteur soeben geöffnet hatte, und gewahrte Herrn Barka, der mit zitterndem Fuße nach dem Trittbrette niedertastete. Wie sah er müde und gebrochen aus! Wie war er in diesen wenigen Wochen gealtert! Dünner und grauer waren die Haarsträhne geworden, die sich vom Nacken aus über den kahlen Scheitel schlangen, und beinahe weiß der ganze Bart. Und diese zerfallenen, vergrämten Züge! Diese brennende Röte um die trüben welken Augen! Diese mageren, kalkweißen Ohren!

Als ich ihm beim Aussteigen behilflich war, nickte er mir mit einem schmerzlichen Lächeln einen stummen Gruß zu; dann irrten seine Blicke an mir vorbei über den Perron. Ich verstand diese wortlose Frage und erklärte ihm Richards Abwesenheit. „Aber seien Sie beruhigt, lieber Herr Professor," fügte ich bei, als ich in seinem Gesichte den Ausdruck einer wehmütigen Enttäuschung gewahrte, „Herr Albert wird bis morgen Mittag wieder zurück sein. Einstweilen bitte ich Sie, ganz nach Ihrem Belieben über mich zu verfügen."

„Wie freundlich von Ihnen — ja — wie freundlich!"

Wie mich das eigenartig anmutete, als ich es wieder hörte, dieses seltsame „Ja".

Nun eilte ich Fräulein Nesty zu Hilfe, welche damit beschäftigt war, zwei schwere Handkoffer aus dem Coupé zu ziehen. Ich rief einen Träger und übergab ihm die beiden Gepäckstücke mit dem Auftrage, sie nach einem viersitzigen Wagen zu bringen.

Nesty reichte mir ihre Hand, die ich in der meinen

zittern fühlte; es schien, als wollte sie sprechen, als fürchte sie aber, daß sie beim ersten Worte in Thränen ausbrechen möchte — und so schwieg sie, mit zuckenden Lippen. Auch sie schien zarter und schlanker geworden, seit ich sie zum letztenmal gesehen; das schwarze Kleid, das sie trug, war das gleiche, welches ich damals in jenem Blumenladen zuerst an ihr gewahrt hatte.

Herr Barka machte, als er den Träger mit den Koffern davoneilen sah, einige schüchterne Einwendungen, als hätte er selbst „die Täschchen ganz gut“ tragen können; ein- um das anderemal fuhr er dabei mit spitziger Hand nach seinem Augenglase, aber diese Mühe war jetzt eine recht zwecklose, denn die dünnen, gebogenen Spangen der etwas rostigen Stahlbrille, welche Herr Barka trug, klammerten sich so fest um die Ohren, daß der Sattel der Brille eine tiefe Narbe in die Nasenwurzel drückte.

„War Herr Albert noch hier, als meine Depesche ankam?“ frug er, während wir dem Portal entgegen schritten.

„Nein, Sie würden ihn ja sonst sicher hier auf dem Bahnhof gefunden haben. Ich habe die Depesche geöffnet und habe ihm ihren Inhalt nachtelegraphiert.“

„Wie mag er sich gewundert haben — ja — denn wenn er auch weiß — — wie — wie könnte er sich denken, was mich so plötzlich — gerade hierher geführt hat — und —“

Herr Barka verstummte und fuhr sich mit zitternden Fingern in den Bart.

So war meine Vermutung, als hätte ihn ein Telegramm Richards hiehergerufen, dennoch eine falsche gewesen. Er mußte Josas Anwesenheit in München von anderer Seite erfahren und aus eigenem Willen zu dieser Reise sich entschlossen haben.

Unter dem Portale kam uns der Kofferträger mit der Nachricht entgegen, daß ein viersitziger Wagen nicht mehr zu haben wäre. Der Professor meinte, daß er überhaupt keinen Wagen brauche; er hätte sich in Berlin vor seiner Abreise einen guten, billigen Gasthof nennen lassen, der in nächster Nähe des Bahnhofes liegen müsse. Als ich ihm nun Richards Einladung vortrug, setzte es einen kleinen Kampf mit ihm, und nur der Vorhalt, daß „Herr Albert durch einen solchen Refus sich sehr gekränkt fühlen" würde, konnte den Professor veranlassen, dieser Einladung Folge zu leisten. Ich ließ eine Droschke vorfahren, und eh' ich es verhindern konnte, hatte sich Herr Barka mit Hilfe des Kutschers auf den Bocksitz emporgezogen. Weder meine noch Nestys Bitten konnten ihn veranlassen, diesen Sitz wieder zu verlassen. So bestieg ich endlich mit Nesty den Wagen, der sich holpernd in Bewegung setzte. Lange saßen wir schweigend, und dabei beobachtete ich den Professor, der von seinem hohen Sitze herunter in zitternder Ungeduld jede des Weges kommende Frauengestalt mit ängstlichen Blicken musterte und verfolgte.

Plötzlich fühlte ich Nestys Hand auf meinem Arme. „Sie zeigen sich für uns so freundlich besorgt," sagte sie

leise, „und das gibt mir den Mut zu einer Bitte. Ich weiß, Papa ist müde von der Reise, und doch wird er in der Nacht kein Auge schließen können — und er bedarf der Ruhe so sehr. Wenn er nur für einige Stunden wenigstens schlafen könnte! Und deshalb möchte ich Sie bitten — vielleicht könnten Sie Papa veranlassen, daß er noch mit Ihnen geht — irgend wohin — und vielleicht könnten Sie ihn bewegen, etwas zu genießen und ein Glas Wein zu trinken. Auf mein Zureden hört er nicht mehr — ich habe mir gedacht, wenn ich ihn auf dieser Reise nicht allein ließe, so würde er — — aber — ich habe heute schon gesehen, wie wenig ich ihm durch meine Begleitung — — das heißt — ich mußte ihn ja auch um meinetwillen begleiten, die Sorge um ihn hätte mich krank gemacht, wenn ich zu Hause geblieben wäre."

Ich versprach mein Möglichstes zu thun und fügte bei, daß mir ohnedies ein längeres Zusammensein mit Herrn Barka heute noch erwünscht wäre, da ich manches mit ihm zu besprechen hätte.

Aus Nestys Augen traf mich ein fragender Blick, und da sagte ich ihr, daß ich wüßte, was ihren Vater nach München geführt haben dürfte, daß er hier finden würde, was er suche — daß ich Josa gesehen und gesprochen hätte.

Nesty stellte keine Frage; ich empfand es und las es von ihrem Gesichte: sie hatte nicht den Mut, zu fragen. Schweigend saß sie, und Thränen tropften von ihren Wangen auf die im Schoß gefalteten Hände.

Wir erreichten Richards Wohnung und wurden mit zuvorkommender Geschäftigkeit von seiner Wirtin empfangen, die ihre Verwunderung über die zwei Gäste kaum in einem Blicke äußerte; sofort begann sie auch Herrn Barka die „Bequemlichkeit des großen Divans“ anzurühmen.

Unter scheuem Zögern hatte Nesty die Schwelle des Zimmers überschritten; es waren gar seltsame Blicke, mit denen sie die Wände des Raumes und die offene Thüre des Nebengemaches überflog. Dann legte sie ihren Schleier ab — und da war sie plötzlich in das eifrige Hausmütterchen verwandelt. Sie nahm ihrem Vater den Hut aus der Hand und den Überrock vom Arme, sie führte ihn in das Schlafzimmer und richtete ihm ein Waschbecken zurecht, damit er Gesicht und Hände reinigen konnte, und als sie mit ihm wieder erschien, brachte sie aus einem der Koffer eine Bürste zum Vorschein, zog den Vater nahe zur Lampe und begann seine Kleider vom Reisestaube zu säubern.

Als Herr Barka wissen wollte, weshalb denn zu so später Stunde solche Sorge noch vonnöten wäre, schlug ich ihm vor, was Nesty von mir erbeten hatte: ich wollte ihn nach dem Rathauskeller führen. Er erschrak förmlich über diese Zumutung und hielt all meinem Drängen ein endloses Nein entgegen. Da flüsterte ihm Nesty einige Worte ins Ohr. Er fuhr zusammen und starrte mich mit weit offnen Augen an. Dann kam eine fieberhafte Unruhe über ihn. „Gehen wir — ja — gehen wir — ja — ja —“ stammelte er wieder und wieder. Jetzt

konnte ihn Nesty nicht rasch genug aus ihrer Fürsorge entlassen, und hätte sie ihm nicht Hut und Überrock in den Flur nachgetragen, er hätte mich baarhaupt mit sich fortgezogen.

„Ich bitte Sie um des Himmels willen, reden Sie — ja — ich will es der Nesty nicht glauben — Sie — Sie wissen, wo ich sie finden werde — Sie — Sie haben sie gesehen — meine Josa — meine Josa — und — und gesprochen?“ schluchzte er, als wir die Straße erreichten. Mit zitternden Händen umklammerte er meinen Arm. „Wo ist sie — wo ist sie? Sagen Sie es mir — ich bitte — ich bitte!“

„Herr Professor, beruhigen Sie sich nur! Das wird sich ja alles finden und lösen — wie ich hoffe, in bester Weise. Kommen Sie nur, kommen Sie, wir können doch nicht hier auf der Straße stehen.“ Dabei schlang ich seinen Arm in den meinen und zog ihn mit mir fort. „Wenn Sie alles erfahren, werden Sie ja sehen — und — — hätten Sie Ihre Reise nur um einen einzigen Tag noch verzögert, so würden Sie aus dem Briefe, den Herr Albert heute früh an Sie abgehen ließ, erfahren haben —“

„Auch er — auch er hat sie gesehen? Und Sie sagen, er hätte es mir geschrieben? Oh, ich weiß, er ist mir so herzlich gut gesinnt! Aber ich konnte nicht warten — ja — ich konnte nicht zögern! Hab' ich doch heute den ganzen Tag schon gefürchtet, daß ich zu spät käme, daß sie nicht mehr hier in München wäre. Sie konnte

ja jenen Brief auch nur auf der Durchreise geschrieben haben, und es hat mir ja auch nur der Stempel des Couverts verraten, daß der Brief hier in München zur Post gegeben wurde. Was ich empfunden habe, als ich diese Zeilen las — ich kann und will es Ihnen nicht sagen! Gott weiß, wie ich mein Kind liebe — ja — dieses Kind — und sie konnte mir solche Worte schreiben: ich sollte sie vergessen — nie wieder wolle sie mich sehen — sie wäre verloren für mich! Und da hätte ich zögern sollen, mein Kind zu suchen! Es sind ja ohnedies zwei entsetzlich lange Tage vergangen, bevor ich reisen konnte — aber lieber würde ich meinen letzten Stuhl verkauft haben — ja — eh' ich dieses Geld berührt hätte, das sie mir zu schicken wagte — mir, ihrem Vater — dieses häßliche, abscheuliche Geld!"

Unter krampfhaftem Schluchzen erstickten seine Worte.

Ich wollte sprechen; er aber unterbrach mich, mit Gewalt seine Thränen bezwingend:

„Ich will es ihr wieder bringen — dieses Geld — wenn ich sie finde — ja — das soll mein Erstes sein! Ich fühle meine Finger brennen von diesem Gelde — und sie soll es jenem wiedergeben, von dem sie es bekam. Es ist ja nicht möglich, daß sie in so kurzer Zeit eine solche Summe ehrlich verdienen konnte, und wie ist es da anders denkbar, als daß an diesem Gelde ihre — ach! — entsetzlich, entsetzlich! Und ich — oh, ich weiß, ich sollte solche Worte nicht sprechen, denn so freundlich Sie sich auch gegen uns erweisen, Sie sind uns ja dennoch — —

aber — ich kann es nicht bergen in mir! Das ist stärker als mein Wille! Gibt es denn auch schlimmeres zu denken, als — als ein Kind besitzen — und es lieben — und — und Schande an ihm erleben müssen!“

Dieser stürmische unaufhaltsame Ausbruch seines grambeladenen Herzens schien ihm eine Erleichterung gewesen zu sein; wenigstens ließ er mich jetzt zu Worte kommen.

„Hören Sie mich ruhig an, Herr Professor,“ sagte ich. „Ich glaube, daß Ihr Schmerz Sie zu weit gehen läßt, in Gedanken und Worten.“ Dann begann ich ihm zu erzählen, was ich erzählen zu dürfen glaubte. Es war ja natürlich, daß ich ihm verschwieg, was am Tage vor meiner Abreise von Berlin zwischen Richard und Josa vorgefallen. Ich erzählte ihm von der Enttäuschung, welche Josas Neigung für die Bühne in Frankfurt erfahren, und erzählte ihm von ihrem Zusammentreffen mit Köhler.

„Und mit ihm ist sie hieher gegangen nach München!“ fuhr Herr Barka auf. „Welch ein gewissenloser Mensch muß das sein, der ein alleinstehendes Mädchen zu solcher — zu solchem Schritte bereden konnte!“

„Sie thun diesem Manne unrecht, Herr Professor! Köhler ist mein Freund, und er wäre das nicht, wenn ich ihn dieser Freundschaft nicht würdig hielte. Er ist ein edler, offener Charakter — freilich rollt in ihm das frische, kecke Künstlerblut, das in manchen Dingen anders, freier denken und empfinden läßt, als es für gewöhnlich

die Art der im Schweiße arbeitenden Menschen ist. Und dann — Josa hat ihm ihre Verhältnisse nicht der Wahrheit gemäß dargestellt. Köhler glaubte eine Waise —"

„Eine — eine — — oh! Welch eine Tochter — welch eine Tochter! Den Vater verleugnet sie — und zählt ihn zu den Toten, während er —"

„Herr Professor! Sie dürfen das nicht so strenge auffassen," unterbrach ich ihn und suchte ihm dann Josas Unwahrhaftigkeit durch allerlei beschönigende Gründe als natürlichen Zwang ihrer Lage darzustellen. Als ich ihm den Namen nannte, welchen Josa auf der Bühne hatte führen wollen und in welchem Köhler noch immer ihren wahren Namen sah, verhielt Herr Barka die Schritte und im Tone unsagbaren Schmerzes rang es sich von seinen Lippen:

„Regina Palmer! Das war der Name ihrer Mutter — ihrer seligen Mutter — ja — und — ich hätt' es zu tragen vermocht und hätt' es ihr wohl auch vergeben können, daß sie Schande über meinen Namen brachte — aber — daß sie diesen Namen — diesen Namen, der mir in meinem Leben das Heiligste war — — oh, das ist nicht Leichtsinn mehr, nicht die Unbedachtsamkeit eines heftigen Charakters — das ist ein schlechtes, verdorbenes Herz, das den Namen der Mutter nicht heilig hält!"

Um ihn zu beruhigen, sagte ich ihm, was der Augenblick mir eingab, sagte ihm, daß Josa diesen Namen wohl nur gewählt haben mochte, eben weil er ihr der liebste

war, sagte ihm, wie sehr es gerade von ihrer Verehrung für die Mutter zeuge, daß sie eben auf diesen Namen all die ruhmvolle Ehre zu häufen dachte, welche sie, als sie das Vaterhaus verließ, auf der Bühne sich zu gewinnen hoffte.

Und während ich so sprach, hing Herr Barka schwer an meinem Arme, meine Worte manchmal unterbrechend mit einem leisen: „Glauben Sie — glauben Sie?“ Dabei sah er mit Blicken zu mir auf, die es mir deutlich verrieten, wie er selbst so gerne diesen Worten glaubte.

Wir hatten den von einer roten Laterne erleuchteten Eingang des Rathauskellers erreicht. Als wir die von gedrückten Spitzbogen überwölbte Kellertreppe niederstiegen und dann den weiten, mit dicken Säulen durchsetzten, von flimmerndem Gaslicht erhellten und von Weingeruch und Lärm erfüllten Saal betraten, machte ich Herrn Barka, um ihn zu zerstreuen, auf alles aufmerksam, was der Betrachtung wert erschien. Ich pries ihm die Schönheit der gothischen Architektur; ich erklärte ihm die durch Stoff und Ausführung so humorvoll wirkenden Fresken, welche alle Wände und Wölbungen bedecken und in bunten Farben das Trifolium „Wein, Weib und Gesang“ verherrlichen; ich las ihm die lustigen Sprüche vor, die unter diese Bilder geschrieben stehen, und zeigte ihm die abenteuerlichen Karrikaturen, welche an die Armlehnen der altertümlichen Holzbänke geschnitzt sind.

Ob aber nun alles, was er sah, sein Interesse wirklich in Anspruch nahm, oder ob er nur aus Höflichkeit

ein solches Interesse zeigte, darüber wurde ich nicht klar. „Schön — ja — schön — ja — sehr schön!“ Das war seine unermüdliche Rede. Alles, was ich seiner Aufmerksamkeit empfahl, betrachtete er mit jenem Zwinkern der Augen, das dem Kurzsichtigen eigen ist, und immer wieder fuhr er dabei mit seiner Hand nach der Brille.

Schließlich nahmen wir zu hinterst im Saale an einem Tische Platz, über welchem eine parodistische Darstellung der Hochzeit von Kana die Mauer schmückt.

Und da begann Herr Barka ein Fragen und Fragen, und immer wieder wollte er von mir hören, was ich ihm doch schon mit aller Ausführlichkeit erzählt hatte, mit jener Ausführlichkeit freilich, die ich eben seiner Erregung und seinem väterlichen Kummer gegenüber für geraten hielt. Aber all seinen Fragen setzte ich die beharrliche Mahnung gegenüber, daß nun auch der Leib zu seinem Rechte kommen müsse. Ich ließ mir reichlich zu essen bringen, mußte aber erst den Gekränkten spielen, ehe Herr Barka zu bewegen war, mein Mahl mit mir zu theilen. Von dem schweren Rheinweine, den ich ihm vorsetzte, nippte er kaum. Doch später, als ich seinen Fragen Antwort zu geben begann, wobei ich vor jedem Trunke mein Glas an das seine stieß, da ließ ihn bald die Höflichkeit, bald die Zerstreutheit der Erregung nach dem Glase greifen. Allmählich röteten sich seine Wangen, seine Rede wurde freier und fließender, und die hoffnungsvolle, versöhnliche Stimmmung, die der Wein in ihm erzeugte, suchte ich durch meine Worte zu nähren und zu befestigen.

Was ich nur zu seinem Troste und zu seiner Beruhigung sagen konnte, das führte ich an. Ich schilderte ihm Köhlers tiefe, herzinnige Liebe zu Josa, betheuerte ihm, daß Köhler in sich nur den einen Gedanken trüge, mit Josa für das Leben vereinigt zu werden, und wußte ihm nicht oft genug zu sagen, welch' ein Glück diese Verbindung für Josa wäre, da man dem jungen, hochbegabten Künstler eine glänzende Zukunft prophezeien dürfe.

Und ich fand in Herrn Barka für meine Worte einen dankbaren,erngläubigen Zuhörer. Er konnte mir nicht oft genug versichern, daß er den „Rest seines alten Lebens" mit Freuden dahingeben würde, wenn „diese doch — eigentlich recht böse Sache" für „seine Josa" zum Glücke sich wenden möchte. Und wie er nur erst an die Möglichkeit dieses Glückes zu glauben begann, da war er auch schon bereit, allerlei Entschuldigungen für Josas „unbedachten Schritt" zu suchen. Er fand sie auch, und schließlich ging er dabei so weit, sich selbst den größten Theil der Schuld an dieser „durch die Umstände fast erzwungenen Verirrung" seines „lieben Kindes" zuzuschreiben.

„Sehen Sie, mein lieber Herr," sagte er, und der Art seiner Rede merkte ich es wohl an, daß zu seinem überquellenden Empfinden sich bereits die zungenlösende Wirkung des Weines gesellte, „sehen Sie, das ist ja doch wohl eine alte Wahrheit, daß ein junges Stämmchen sich biegt, wie es der Gärtner bindet — ja — und so

ist es auch mit den Kindern! Es wird aus ihnen, was die Eltern aus ihnen zu machen verstehen."

Ich warf dagegen ein, daß eine gute Erziehung denn doch durch eine gute Naturanlage begünstigt werden müsse, daß aus einer ungesunden, verkrüppelten Pflanze bei aller Pflege doch nie ein gerader und gesunder Baum zu ziehen wäre.

„Ja — ja — Sie mögen recht haben!" erwiderte er. „Aber Josas Naturanlagen, wie Sie das nennen, waren ja gewiß die besten. Sie hätte nicht die Tochter einer solchen Mutter sein müssen! Sie hätten sie kennen sollen — meine liebe, gute Frau — der Himmel habe sie selig — dann würden Sie begreifen, daß es nur eine gute Frucht — —" die Stimme versagte ihm, und mit zitternden Händen fuhr er sich unter die Brille. „Welch ein liebes Kind ist Josa auch gewesen! So herzig fröhlich, so klug, so liebevoll zärtlich und — und — ich habe mir oft im stillen Vorwürfe gemacht, ob ich vielleicht meiner Josa meine Liebe mehr gezeigt haben möchte, als — als meiner Nesty, die ja doch meine Liebe in gleichem Maße besaß — und so sehr verdiente. Und späterhin — wenn ich auch an meinem Schmerze um die Lieben zu tragen hatte, die mir gestorben sind — wie hab' ich mit meinen zwei verbliebenen Kindern so glücklich gelebt! Überfluß war nie in unserem Hause — ja — aber wir mußten auch keine Not leiden, denn damals hatt' ich ja noch meine Stelle am Konservatorium. Und so lebten wir, bis ich — bis mein schwaches Herz mich zu einem

Schritte verleitete, welcher — oh, Gott soll mir helfen, ich hab' ihn nie bereut — denn wie könnte man eine gut gemeinte Handlungsweise bereuen — und — ja — trotz all der Sorge, die dieser Schritt über mich gebracht — ich glaube, wenn ich wieder vor solchem Jammer stünde, ich müßte wieder thun, was ich damals gethan habe."

Verstummend umkrampfte er mit den beiden Händen sein Glas und starrte mit kummervollen Augen in den zitternden, goldig leuchtenden Wein. Dann sprach er mit leiser, zögernder Stimme vor sich nieder:

„Ich hatte — am Konservatorium — einen Schüler und eine — Schülerin — und ich war ihnen beiden so gut — ja — um ihres Wesens und ihrer Begabung willen. Und weil sie mir so nahe standen, deshalb merkte ich auch, daß sich zwischen ihnen etwas anzuspinnen begann. Ich habe gemahnt und gewarnt, aber, wie ja die Jugend ist, sie wollten nicht hören, bis — bis es zu spät war. Und da verließ er sie — — ob er es aus schlechtem Herzen that, oder aus Zwang — dem Elend des armen Mädchens gegenüber war es ja ein= und dasselbe. Ich wußte nicht, daß es schon so weit — und — ich dachte auch noch immer nichts Schlimmes, als er nicht mehr in die Schule kam — aber — da war sie eines Tages bei mir in der Stunde — ich saß mit ihr am Klaviere — und da war sie so seltsam und — plötzlich ließ sie die Hände sinken und schloß die Augen — und eh' ich noch fragen konnte, was ihr wäre, sank sie ohnmächtig

vom Stuhle. Sie war ja ohnehin nicht sehr gesund, es fehlte ihr in der Brust, schon von der Geburt her — und nun dazu noch — — Wie ich erschrak, ich kann es Ihnen nicht sagen! Aber es ist mir doch gelungen, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen — ja — und da fing sie zu schluchzen an, daß es mir das Herz zerreißen wollte — und wie ich ihr dann so freundlich zuredete, als ich es eben vermochte, gestand sie mir — — sie war ja so allein und hatte niemanden in der Welt — und — und als sie mir so in abgerissenen, herzbrechenden Worten ihr Elend bekannte, das so grenzenlos wäre, daß ihr nichts anderes verbliebe, als in das Wasser zu gehen, da — da erbarmte sie mich in tiefster Seele — ja — und es kam mir jener Gedanke — und — und ich hab' ihn ausgeführt. Mit meinem Namen hab' ich sie ehrlich gemacht, sie und — — ja — so ist sie meine Frau geworden!"

Müde nickte Herr Barka mit dem Kopfe vor sich hin, und es währte eine lange Weile, bevor er weiter sprach:

„Unter all dem Vielen, das ich mir bei diesem Schritte anders erwartet hatte, als es später gekommen ist, hab' ich auch Eines nicht bedacht — das Aufsehen, das diese Heirat an unserer Schule machen mußte — und auch gemacht hat — — und das steigerte sich noch, als — als Marietta zur Welt kam — ein — ein wenig früher, als es die Leute ihrer Meinung nach für schicklich hielten. Meine Kollegen benahmen sich so seltsam gegen mich, und

meine Schüler thaten mir allen Spott an, den sie nur ersinnen konnten. So wurde meine Stellung als Lehrer von Tag zu Tag unhaltbarer, denn vertheidigen durfte ich mich nicht — um Marias willen, die ja nun meinen Namen trug — ja — und eines Tages fand sich überall an den Wänden der Schulzimmer und Korridore ein so häßlicher Vers angeschrieben — — Sie wissen ja wohl auch, wie das in den Schulen getrieben wird — da geben die Schüler jedem Lehrer einen Spitznamen — und mich nannten sie die Jammer-Unke — ich mußte selbst lächeln, als ich das zum erstenmale hörte — aber nun — nun hatten sie einen so abscheulichen Reim gemacht — auf Unke und Funke —"

„Funke? Was soll das heißen, Herr Professor?" fuhr ich auf. „In welchem Zusammenhange steht dieses Wort —"

„Ach ja — Sie wissen nicht — daß meine zweite Frau Maria Funke hieß. Nun schmäht es ja ihren Namen nicht mehr, was ich von ihr erzähle — nun liegt sie ja lange schon unter der Erde — ja — und ihr holdes, armes Kindlein schläft bei ihr — es ist dem gleichen Übel erlegen, an dem die Mutter starb — das die Mutter ihm vererbte. Aber — was ist Ihnen? Es ist wohl unrecht von mir, daß ich Ihnen all diesen Jammer vorklage — ja — ich sehe, es greift Sie an — Ihre Wangen sind völlig erblaßt — und — was ist Ihnen? Was ist Ihnen?"

„Nichts — nichts," stieß ich hervor, mich gewaltsam

beherrschend, „ich bitte — sprechen Sie nur — ich — ich höre so gerne —“

Wieder sprach er, und was er des weiteren von Maria erzählte, bestätigte nur die Gewißheit, die schon der Klang dieses Namens mir gebracht hatte. Dann schilderte er mir ihre Dankbarkeit, ihr stumm ertragenes Leid, ihr stilles Hinsiechen, ihr trauriges Sterben. Er sprach von seiner Liebe zu Marietta — und wieder begann er von Josa zu erzählen, von der seltsamen, erschreckenden Wandlung, die von dem Tage an, da Maria in das Haus gekommen, in Josas Wesen vor sich gegangen wäre, von ihrer Eifersucht, von ihrer Feindseligkeit, Verschlossenheit, von ihrem unzähmbaren Trotze, und kam nach allem und allem unter Thränen zu dem Schlusse, daß ihn selbst der schwerste Vorwurf träfe, wenn aus seinem „lieben, herzigen Kinde“ das Mädchen werden konnte, das seinen Vater verließ und in die Welt entlief, ohne zu denken, ob dieser Weg der Schande und dem Elend entgegen führe, oder dem Glücke.

Ich aber hörte nur mehr mit halbem Ohr auf seine Worte und seinen Kummer. „Maria Funke — Funke — Funke —“ klang es mir unermüdlich durch Hirn und Herz, und immer sah ich vor meinen Augen den lange schon dem Tode verfallenen Mann mit dem einst von Gott begnadeten und nun zerstörten Geiste, sah ihn hingesunken über den mit blutrotem Weine begossenen, mit zersplittertem Glase bedeckten Tisch, sah seine welken Lippen zucken in wildem Schmerze, sah die Thränen rieseln

von seinen Wangen, hörte ihn schluchzen und klagen: „Maria — mein Kind — wo bist du — Maria!“ — und immer und immer war es mir, als klänge in meinen Ohren wieder mit dumpfem Murmeln und Raunen jenes herzergreifende Lied:

„Nach Norden zieht der Wind dahin
Er säuselt lau und lind dahin,
Er folgt dem grünen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin!
Bring' meiner Thränen Regen ihm
Und einen Gruß geschwind dahin . . . . . .“

Und wenn die Winde diese Bitte hörten, wenn sie diese Grüße nordwärts trugen auf ihren Schwingen — — sie fanden ein grünes, stummes Grab und ihm zur Seite einen kleinen, frischen, schwarzen Hügel!

Ja, nun war sie abgeschlossen, diese „Kette des Sterbens“: Frießhardt — Maria — Marietta. Es war ja nicht Leben mehr zu nennen, was die Seele dieses Armen ihm zur Marter noch gefesselt hielt in dem zerstörten Leibe. Wie lange noch mochte es währen, dann mußte auch er dahinsinken, dann mußte sie brechen, die Frucht, deren Keim mit ihm geboren wurde als die gräßliche Wiegengabe eines blind und grausam waltenden Geschickes — oder als das Erbe einer jener „sühnlosen Sünden“, die sich rächen an Kind und Kindeskind bis in das siebente Glied! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Herr Barka war es, der zum Aufbruch mahnte.

Als wir ins Freie traten, mußte ich ihn mit beiden Armen stützen; ein Schwindel überkam ihn; aber das ging vorüber, und dann stammelte er: „Ich bin es nicht gewohnt — ja — der Wein — und dieser Dunst im Saale — und nun plötzlich die frische Luft —“

Schweigend folgten wir der nachtstillen Straße. Schwer und müde schleppte er sich an meinem Arme, und ich merkte, daß er nur mit Mühe noch die Augen offen erhalten konnte.

Finster blickte der mit schwarzem Gewölk dicht überzogene Himmel auf uns nieder. Noch ehe wir Richards Wohnung erreichten, fielen schon die ersten schweren Tropfen. Als sich dann hinter dem alten Manne die Thüre schloß, rauschte es aus den Wolken, und prasselnd fiel der Regen in dunklen Strömen über die Stadt.

Ich langte zu Hause an, entzündete in meinem Zimmer ein Kerzenlicht und warf den triefenden Rock von mir. Mit ruhelosen Schritten wanderte ich in dem Gemache auf und nieder. Schließlich blieb ich vor dem Tische stehen und löste, fast ohne zu wissen, daß ich es that, die Schnüre des Packets, das mir am Abend gebracht worden war. Die Bücher, die es enthalten hatte, fielen auseinander. Der Reihe nach nahm ich sie auf und überhuschte mit zerstreuten Blicken ihre Titel und die Namen ihrer Autoren. Da rann mir jählings ein Schauer über den Nacken — — ich hielt in meinen Händen ein Buch, das die Aufschrift trug: „Gedichte von Herman Frießhardt“ — und mit rotem Stifte waren auf den

Umschlag die dick unterstrichenen Worte geschrieben: „Soeben erschienen.“

Es kam über mich wie ein Fieber. Ich warf mich in einen Stuhl, schlitzte mit der Hand die Blätter des Buches auf und las — und las — — und nun erst kam es mir voll und ganz zum Bewußtsein, was mit diesem Menschen verloren und zu Grunde ging!

Klopfenden Herzens, mit gierigen, brennenden Augen durchflog ich Blatt um Blatt. Bald fühlte ich die Flammen der Begeisterung in Herz und Wangen, bald gossen Grauen und Erschütterung ein Gefühl von starrender Kälte durch meine Glieder, bald wieder schwelgte ich im reinen Genusse herrlicher Gedanken und berauschenden Wohllauts. Und wenn der sprühende Witz eines lustigen Zecherliedes oder einer satirischen Epistel mich jählings auflachen machte, dann schmerzte mich dieses Lachen in innerster Seele, denn unablässig sah ich vor meinen Blicken das beweinenswerte Ende dessen, der diese Lieder einst gesungen.

Was immer sein Herz und seinen Geist bewegt hatte, von der Zeit des frischen, jugendfröhlichen Empfindens bis zu der martervollen Stunde, welche die Erkenntnis seines verlorenen Lebens und die erschreckende Ahnung seines nahen Todes in ihm erweckte, alles, alles spiegelte sich in diesen Liedern. Da wechselte das trunkene Jauchzen der Liebe mit dem Fluche des Hasses, träumerisches Hoffen mit bitterer Enttäuschung, tiefe Qual mit wonnevollem Genießen, Weltfreude und Lebenslust mit Weltverachtung

und wilder Schmähung wider Menschen und Leben, glühender Zorn mit beißendem Spotte, starre Verbitterung mit sanfter Wehmut, zerstörende Leidenschaft mit klagender Reue.

Was ich da in Händen hielt, es war kein Buch — es war das erschütternde Gemälde eines grausam sich vollziehenden Geschickes, es war das Bild eines herben, sturmbewegten Lebens, auf dessen Wegen zwischen rauhen Steinen selten nur die Rose blühte — und dennoch wieder war es ein Buch, das Buch eines ganzen, ächten und wirklichen Dichters! Diese herrliche, markige und doch so süße Sprache! Diese bestaunenswerte, im Großen und Kleinen vollendete, plastische Schönheit der Form! Da war kein schales, nichtiges Wort — Wahrheit und Ursprünglichkeit war das Gepräge aller Gedanken, aller Empfindungen. Und mochten diese Lieder von Wonne und Freude singen, mochten sie überquellen von dem ätzenden Hohne einer verbitterten, vergifteten Seele — der immergleiche, bestrickende Wohllaut war ausgegossen über sie alle. Und mochten auch die Stimmungen des Menschen dahinwogen in buntem, fast bizarrem Wechsel zwischen Lieben und Hassen, zwischen Begehren und Verwerfen — unwandelbar in diesem Wechsel klang die Stimme des Dichters vom Preise der ewigen Natur, von der Huldigung für alles wahrhaft Schöne und von der glühenden Liebe zu seiner Kunst.

Die Kerze war dem Erlöschen nahe, und das fahle Frühlicht blickte durch die Scheiben, als mir die zittern-

den Hände mit dem Buche niedersanken in den Schoß. So saß ich — lange, lange — meine Glieder waren wie gelähmt; nur an den Schläfen fühlte ich das Toben des Blutes, und auf den Wangen das langsame Rinnen heißer Thränen.

Endlich warf ich mich auf das Lager, vermochte aber keinen Schlummer zu finden. Eintönig klang das Rauschen und Klatschen des Regens zu mir herein, und der bald dumpf, bald klingend tönende Aufschlag der schweren Tropfen, die vom Dach auf die Blechverschalung vor dem Fenster fielen, bildete eine unbehaglich seltsame, die Ohren quälende Melodie. Und dennoch war es wohl gerade diese häßliche Weise, welche endlich den Schlaf auf meine Augen sang.

Spät am Morgen erwachte ich, müde und mit schwerem Kopfe.

Wieder hielt ich das herrliche Buch in meinen Händen und las — und dann plötzlich sprang ich auf; es trieb mich zu ihm — zu Frießhardt!

Ein rauher Wind durchfuhr die Straßen, peitschte den Regen wider die Mauern der Häuser und wellte die weiten Wassertümpel, die das Pflaster bedeckten. Graue, zerrissene Nebel flatterten, fast die Dächer streifend, unter den gießenden Wolken dahin.

Als ich Frießhardts Haus erreichte, sah ich vor dem Thor eine plumpe, geschlossene Kutsche stehen, die mit zwei mageren, triefenden Gäulen bespannt war. Ich trat in den Flur, und da klang mir von der Treppe ein

seltsames Lärmen entgegen, polternde Tritte, und dazwischen eine schreiende, in wilden Flüchen gellende Stimme — — seine Stimme! Nun eilte ein schwarz gekleideter, bis an den Hals zugeknöpfter Herr an mir vorüber, und ich hörte, wie er dem Kutscher mit hastigen Worten befahl, den Schlag offen zu halten. Näher und näher kam jenes Lärmen auf der Treppe, schriller und gellender tönte Frießhardts Stimme — — und jetzt führten sie ihn an mir vorüber. Zwei Männer hielten ihn an den Armen gefesselt — und er schrie und tobte und suchte sich loszureißen. Aus seinen Augen traf mich ein glasiger Blick — er erkannte mich nicht. Hinter ihm gingen seine beiden Wirtsleute, der Mann mit blassem, verstörtem Gesichte, die Frau schluchzend. Jetzt hatten sie mit ihm das Thor erreicht und hoben ihn in den Wagen. „Räuber, Mörder — laßt mich — ihr verfluchten Hunde — laßt mich — ich muß auf meine Sanna warten — meine Sanna —“ so gellte mir Frießhards heiser kreischende Stimme noch in die Ohren, dann schloß sich der Kutschenschlag, und kotaufspritzend rasselte der Wagen davon.

Ich fuhr mir über die Augen, ich wähnte, das alles wäre ein häßlicher, erschreckender Traum gewesen — aber nein, da standen ja vor mir die beiden Leute, und schluchzend kam die Frau nun auf mich zugegangen:

„Was sagen Sie? Ist es nicht — daß einem das Herz brechen möchte —“

„Denken Sie nur — denken Sie —“ fiel der Mann mit bebenden Worten ein, „gestern abends war ich noch

so froh, als er so still und ruhig wurde — aber — wie dann der Doktor kam und mir sagte, ich sollte ohne Sorge sein, es wäre nichts, da hab' ich gleich gemerkt, daß er mir etwas verschwieg — er war so ernst — und dann — heut in der Nacht ist es wieder gekommen, bei ihm, so wie gestern, und noch fürchterlicher — und da hab' ich es schon geahnt — und jetzt — Sie haben es ja selbst gesehen — dieser alte Herr, der Doktor hatte ihn geschickt, es war der Direktor des Irrenhauses —"

„Wahnsinnig ist er geworden — wahnsinnig!" schluchzte die Frau.

Es hätte dieses Wortes nicht mehr bedurft, um mich aufzuklären — und dennoch durchschauerte mir eisige Kälte das Herz bei seinem Klange.

Wahnsinnig — — grauenvollstes aller Worte! Diesem Worte gegenüber verliert der Tod seine Schrecken und wird zum Erbarmer, zum Erlöser.

Wahnsinnig! Wie traf mich dieses Wort — gerade jetzt — nach dieser Nacht, die mir das Schicksal seines Kindes enthüllt, die meine Verehrung für Frießhardt zu Liebe und Bewunderung gesteigert hatte.

Und nun führten sie ihn dahin — und während er umnachteten Geistes in enger, einsamer Zelle harren mußte, bis das schleichende Sterben in seiner Brust das ungestüme Herz erstickte, konnte die Welt sich begeistern an seinem herrlichen Buche und schwelgen im Wohllaut seiner goldenen Lieder.

4.

Noch zitterte mir die Erregung in allen Gliedern, als ich Richards Wohnung erreichte.

Fräulein Nesty empfing mich. Ein leises Lächeln verschönte ihr blasses Gesicht, während sie mir erzählte, wie fest und ruhig ihr Vater die ganze Nacht geschlafen hätte, und wie gekräftigt er vor wenigen Minuten erst erwacht wäre.

Schweigend hörte ich sie an; ich wußte kein Wort hervorzubringen. Was hätt' ich ihr auch sagen sollen! Weshalb auch hätt' ich diese beiden Menschen, deren Herz von eigenem Leide so schwer bedrückt war, noch mit dem Jammer belasten sollen, den diese Nacht und dieser Morgen vor mir aufgedeckt hatte.

Herr Barka betrat das Zimmer; sein Aussehen hatte sich in der That ein wenig gebessert. Er eilte mir entgegen, und während er meine Hände schüttelte, nickte er mir nur immer zu, ohne ein Wort zu sprechen — aber ein

unaufhörliches Zucken ging über seine Lider und Lippen. Als er sich dann von mir wandte, fuhr er sich mit den beiden Händen in den Bart, und unter allen Zeichen einer fieberhaften Erregung blickte er über die Brille hinweg im Zimmer umher.

„Nesty — Nesty — wo ist — ja — wo ist mein Hut — ja — mein Hut?“ Und wieder kam er auf mich zu und faßte mich am Arme. „Nicht wahr — wir gehen — Sie wissen — ja — nicht wahr, wir gehen sofort?“

Ich sagte ihm, daß ich ihm gern zu Diensten stände, fügte aber die Bemerkung bei, daß es mir aus mehrfachen Gründen geraten erscheine, Richards Ankunft abzuwarten und seinen Rat einzuholen. Davon aber wollte Herr Barka nichts hören, und so blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als seinem Drängen und Bitten nachzugeben.

Nesty brachte ihm den Hut, dabei gewahrte sie, daß er vergessen hatte, eine Halsbinde umzulegen. Kaum wollte er es in seiner Ungeduld zugeben, daß sie ihn in das Schlafzimmer zurückführte.

Im selben Augenblicke, in dem sich hinter ihnen die Thüre schloß, wurde draußen die Glocke gezogen. Gleich darauf hörte ich Köhlers Stimme: „Herr Albert zu Hause?“ — und als ihm diese Frage von der Wirtin verneint wurde, hörte ich ihn sagen: „Vielleicht kann ich einen Moment eintreten? Ich möchte nur einige Zeilen niederschreiben.“

Erschrocken fuhr ich auf und eilte der Thüre zu, um eine Begegnung zu verhindern, deren Folgen nicht abzusehen waren, da sie so plötzlich kam, so unerwartet. Aber es war bereits zu spät. Eh' ich die Thüre noch erreichte, stand Köhler schon auf der Schwelle.

„Ah — Sie hier! Das trifft sich gut! Denken Sie, ich komme gerade von Ihnen! Ich wollte Abschied nehmen! Was sagen Sie— ist das ein Wetter!“ Er warf den Hut auf einen Stuhl und schüttelte den nassen Überrock.

„Abschied?“ frug ich mechanisch und starrte in Köhlers Gesicht, in welchem mir ein ernster, seltsam unruhiger Zug, der diesem Gesichte sonst nicht eigen war, befremdend auffiel.

„Ja — wir verreisen — heute abends noch. Dieser peinliche Vorfall von gestern hat Regina mehr angegriffen, als ich selbst gefürchtet habe — und — da kann ich ihr nicht Unrecht geben — sie soll fort von hier — wenigstens für einige Zeit — ich will sie irgend wohin führen, wo sie Zerstreuung findet —“

Köhler verstummte. Herr Barka war unter der Thüre des Nebenzimmers erschienen. Ich las es von seinem fahlem Gesichte, daß er Köhlers Worte vernommen und verstanden hatte. Er schien sprechen zu wollen, brachte jedoch keinen Laut über die Lippen. Wenige Schritte wankte er uns entgegen, aber die Kniee drohten ihm zu brechen; unter einem dumpfen „Ja — ja —“ krampfte er die zitternden Hände um eine Stuhllehne.

Mit großen, verwunderten Augen musterte Köhler

die zitternde Gestalt des alten Mannes und schaute dann mit fragenden Blicken auf mich.

Hier gab es keinen Ausweg mehr. Es mußte gesprochen werden. „Gestatten Sie — ich bitte —" wandte ich mich an den Professor, und fast wollte mir die Stimme versagen, „gestatten Sie — hier — mein Freund — Herr Maler Lukas Köhler."

„Und ich — ich —" stammelte der Professor, während er sich dem jungen Manne mit schlürfenden Schritten näherte und unablässig mit seinen zitternden Händen wider die Brust pochte, „ja — ich — ich heiße Ambrosius Barka — und ich hatte eine Tochter — Josa — Josephine Barka — aber sie hat mich verlassen — hören Sie, das Kind den Vater — ja — und man sagte mir, daß sie nun den Namen ihrer Mutter führe — meiner lieben, guten, seligen Frau — Regina — Regina Palmer —"

Beim Klange dieses Namens erblaßte Köhler bis in die Lippen, und mit starren Augen hing er an dem Gesichte des Professors. „Regina — Regina — Regina —" dieses eine Wort nur rang sich in stockenden Lauten von seiner Zunge, seine Stimme wurde heiser, und keuchend ging sein Atem.

„Und nun bin ich gekommen, um mein Kind zu suchen — und — Sie — ja — Sie will ich fragen — aber — aber — vor jedem anderen Worte — hier — hier —" Herr Barka verstummte; in fiebernder Ungeduld riß er seinen Rock auf und brachte mit zitternder Hand eine plumpe, abgegriffene Brieftasche zum Vor-

schein; kaum wollte es ihm gelingen, die Lederschleife zu öffnen. „Hier — hier — nehmen Sie dieses —" stammelte er und streckte Köhler ein dünnes Bündel zerknitterter Banknoten entgegen, „das hab' ich gefunden — in einem Briefe meiner Tochter — ja — und es kann nur ein Irrtum sein, daß dieses Geld — — nehmen Sie es zurück —" und als Köhler noch immer keine Hand rührte, hob sich die Stimme des Professors zu zornigem Kreischen, „nehmen Sie — nehmen Sie dieses Geld — es brennt mir auf den Fingern —"

„Aber Herr, sagen Sie mir doch — um des Himmels willen — ich verstehe nicht —" stotterte Köhler, während er unwillkürlich nach den Banknoten griff.

Was Herr Barka erwiderte, hörte ich nicht mehr. Ich hatte mir gesagt, daß ich kein Recht hätte, die Aussprache dieser beiden durch meine Gegenwart zu stören, war in das Nebenzimmer getreten und hatte die Thüre hinter mir geschlossen.

Bleich und zitternd saß Nesty hier auf dem Divan und schaute mit ängstlich fragendem Blick zu mir empor. Ich suchte sie zu beruhigen und sprach die Hoffnung aus, daß diese — verwickelte Angelegenheit sich auf das Beste lösen würde.

Wenn schon die geschlossene Thüre die Stimmen der beiden dämpfte, die da draußen sprachen, so wurden sie noch völlig unhörbar unter dem Rauschen des Regens, das mit seiner beklemmenden Eintönigkeit hereinquoll durch das offene Fenster.

Ich stand und starrte in bangen, sorgenden Gedanken hinaus in dieses rastlose Strömen und Gießen.

Selten nur geschah es, daß Nesty mit leiser, schüchterner Stimme eine Frage an mich richtete. Wenn sie beantwortet war, verrannen wieder lange Minuten in lautlosem Schweigen.

Dieses stumme Hinwarten war so bedrückend, fast unerträglich. Hundertmal sah ich nach der Uhr. Nahezu eine Stunde war schon vergangen. Draußen auf der Straße wurde das Rauschen und Prasseln allmählich schwächer; doch versiegte der Regen nicht völlig; in dünnen, schrägen Fäden sank er aus den nebelartigen Wolken.

Nun wurden auch nebenan im Zimmer die beiden Stimmen wieder hörbar, wenn auch nicht verständlich. Herr Barka und Köhler schienen ruhig, fast leise mit einander zu sprechen.

Jetzt näherten sich hastige, trippelnde Schritte, und die Thüre wurde aufgerissen.

„Nesty — Nesty — komm — so komm doch,“ rief der Professor seiner Tochter mit ungeduldiger Stimme zu, und während ihm Nesty entgegen eilte, beantwortete er meine stumme Frage mit einem hastigen Kopfnicken und einem halb freudigen, halb verlegenen Lächeln: „Ja — ja!“ — Dann faßte er Nesty bei der Hand nnd zog sie mit sich hinaus in das Zimmer. „Hier — sehen Sie, mein — mein lieber, junger Herr —“ hörte ich ihn mit stockender, von Thränen halb erstickter Stimme sagen, „das — das ist meine ältere Tochter — Ernestine —

und — und sieh, Nesty — dieser Herr hier — Herr Lukas Köhler — nicht wahr? Lukas Köhler? — ja — das ist — das ist der Bräutigam Deiner Schwester Josa!“

Ich trat unter die Thüre und sah, wie Köhler dem Mädchen die beiden Hände entgegenstreckte. „Mein liebes, liebes Fräulein — ich — ich freue mich so sehr —“ stammelte er, und dabei rannen ihm die Zähren auf die zuckenden Lippen; nun plötzlich schüttelte er den Kopf, als wollte er sagen, daß er sein Empfinden nicht in Worte zu fassen vermöchte, und aufschluchzend schloß er Nesty in seine Arme. Als er sie wieder freigab, fuhr er sich hastig über die Augen; dann faßte er Nestys Hände und sagte: „Nicht wahr, mein liebes Fräulein, nicht wahr, wir beide, wir wollen Freundschaft halten, gute, herzliche Freundschaft! Aber jetzt —“ er wandte sich zu Herrn Barka, „kommen Sie, kommen Sie, wir wollen gehen, zu ihr — zu ihr!“ Da gewahrte er mich unter der Thüre und eilte auf mich zu. „Und Sie — Sie und Albert,“ sprach er mich an, während er mit heftigem Drucke meine Hand umspannte, „wie muß es für Sie beide so bedrückend gewesen sein, als Sie in Regina — — oh — nun begreife ich Ihre Stimmung an jenem Abende. Es ist mir aber auch gleich so durch den Kopf geschossen, als könnte es Frießhardts Gebahren allein nicht gewesen sein — und — und ich weiß nun auch zu denken, weshalb Sie gegen mich schwiegen! Nicht wahr — es geschah ebensosehr um ihretwillen wie um meinetwillen. Aber wie sehr haben

Sie mich verkannt — und nicht nur Sie — auch Regina — — sehen Sie nur — dieser Name ist mit meinem Herzen schon so eng verwachsen, daß sich die Zunge seiner nicht mehr entwöhnen will! Oh — alles begreife ich nun — alles — alles — Josas ganze Art und Weise — das ist ja alles so entschuldbar, so natürlich — aber — wie sehr verkannte sie mich, da sie nicht den Mut fand, mir die volle Wahrheit zu sagen! Dennoch aber sah sie ein, daß ich alles erfahren müßte — und deshalb — nicht wahr, oh, ich versteh' es ja nun — deshalb drängte sie so sehr, daß ich Sie und Albert zu mir bitten sollte — sie hoffte, daß ich von Ihnen alles erfahren würde — von Ihnen. Aber nun — nun ist ja alles gut, und — sehen Sie nur, wie ich bin! — da steh' ich und verschwatze die Zeit — und inzwischen ist sie zu Hause, so allein, und wartet — — Kommen Sie! Kommen Sie!" Bei diesen letzten Worten wandte er sich wieder Herrn Barka zu, der sich, Hut und Schirm in den Händen, schon der Thüre genähert hatte.

Ich suchte die beiden zurückzuhalten und äußerte, daß ich eine derartige Überraschung Josas für bedenklich hielte; zum mindesten müßte sie der unerwartete Anblick des Vaters heftig erschüttern; es schiene mir deshalb geratener, wenn Köhler zuerst allein zurückkehren würde, um Josa auf die Ankunft ihres Vaters vorzubereiten.

Köhler aber wollte auf meinen Rat nicht hören, obwohl sich auch Nesty mit schüchternen, befangenen Worten zu meiner Ansicht bekannte. Er meinte, daß er Josa mit

der ersten Silbe darüber aufzuklären wüßte, wie alles stünde. „Und weshalb sollte sie erschrecken," frug er mit überhasteten Worten, „da ich ihr den Vater bringe, versöhnt und beruhigt? Es ist ja nun alles gut — und alles, was kommen soll, liegt so klar vor uns. Morgen, oder heute noch, soll sie mit ihrem Vater zurückreisen nach Berlin — wenige Tage später bin ich bei ihr — und ehe drei Wochen vergangen sind, will ich sie als mein liebes, liebes Weib heimführen in mein Haus. Und da sollte ich zögern —"

„Nein — nein — kommen Sie — ja — lassen Sie uns gehen!" fiel Herr Barka mit bebender Stimme ein. Er hatte während Köhlers Worten die Thürklinke nicht aus der Hand gelassen. Ungeduld und Sehnsucht nach seinem Kinde sprachen aus jedem seiner Worte, aus jedem seiner Blicke.

Hastig küßte er Nesty, die sich ihm genähert hatte, auf die Stirne; doch als er nun die Thüre öffnete, war es Köhler, der ihn zurückhielt, da er es nicht zugeben könnte, daß der „Vater" bei solchem Wetter zu Fuß über die Straße ginge.

Da ich einsah, daß es bei der Ungeduld dieser beiden Menschen vergebene Mühe wäre, meine warnenden Ratschläge zu wiederholen, wollte ich mich wenigstens ihrem Vorhaben nützlich erweisen und erbot mich, einen Wagen zu besorgen.

Schon war ich auf der Treppe, als mir Köhler mit lautem Rufe nachgeeilt kam; er wolle bei Josa bleiben,

wenn sie mit ihrem Vater sich ausgesprochen hätte, sagte er, und deshalb — „deshalb möchte ich Sie gebeten haben — Herr Barka wird wohl auch Fräulein Nesty nicht allzulange allein lassen wollen, und den Rückweg kann er doch auch nicht allein antreten — also — bitte, kommen Sie zu mir, wenn Sie uns den Wagen geschickt haben. Ich werde die Ateliertküre für Sie offen halten. Nicht wahr, Sie erfüllen mir diese Bitte!“

Ich sagte mit einem Kopfnicken zu und ging.

Es währte geraume Zeit, bis ich einen Wagen zu finden vermochte; ich sandte ihn vor Richards Wohnung und wanderte dann der Königinstraße entgegen. Bald erreichte ich den Saum des englischen Gartens. Der sonst so fröhlich belebte Park bot einen gar trüben, traurigen Anblick. Alle Büsche und Bäume troffen von Wasser, und müde reckten sie ihre zerzausten Äste in die von dünnem, staubartigem Regen erfüllte Luft. Überall auf dem Grunde rannen kleine, schmutzige Bäche; gelben Morastkanälen glichen alle Pfade; die weiten Wiesenflächen waren theils überschwemmt, theils verhüllt von dicken, tiefliegenden Nebeln; nirgends war ein Vogelruf, nirgends die Stimme eines Menschen oder der Hall eines menschlichen Trittes vernehmbar; nur das eintönige Rauschen des nahen Wasserfalles schlug an mein Ohr, ähnlich dem dumpfen Brummen eines gehenden Mühlwerks.

Noch hatte ich das Haus meines Freundes nicht erreicht, als der Wagen, der ihn und Josas Vater herbeiführte, mich überholte. Ich beschleunigte meine Schritte

und langte vor der Thüre an, als Köhler dem Professor beim Aussteigen behilflich war.

Herr Barka vermochte auf meinen Gruß keine Silbe zu erwidern. Schweigend drückte er mir die Hand. Er zitterte am ganzen Leibe. Seine müden Züge zeigten eine gespenstige Blässe. Unablässig fuhr er mit den Händen zum Barte und nach der Brille.

„Kommen Sie nur mit uns," flüsterte mir Köhler zu, „wir gehen durch das Atelier in die Wohnung — meine Skizzenbücher liegen offen auf dem Schranke, mit ihnen können Sie sich ein wenig die Zeit vertreiben. Und — allzulange werden wir Sie nicht allein lassen!"

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und schob ihn mit unsicheren Händen in das Schloß der Atelierthüre. Ein dünner, das Ohr peinlich berührender Ton schrillte aus den Angeln, während die Thüre sich öffnete. Köhler überschritt die Schwelle, verhielt aber im gleichen Augenblick wieder den Fuß. Ohne das Gesicht nach mir zu wenden, winkte er mir ein Zeichen zu, daß ich zurück bleiben möchte, und tastete dann unter den leisen Worten: „Josa ist hier — im Atelier!" mit zitternder Hand nach dem Arme des Professors. Herr Barka hatte den Hut abgenommen; die Kniee schienen ihm brechen zu wollen, und mir war es, als hörte ich seine Zähne klappern.

Jetzt verschwanden die beiden in der Thüre, die hinter ihnen zufiel, ohne sich ganz zu schließen.

„Josa — Josa!" hörte ich die schluchzende Stimme

des Professors. Den schmerzdurchzitterten Klang dieses Namens aber übertönte ein markerschütternder Aufschrei. „Nein — nein — nein —“ schlug Josas heiser kreischende Stimme an mein Ohr, und ich vernahm einen dumpfen Schlag, dem ein lautes rasselndes Klirren folgte, wie von brechendem und fallendem Glase.

„Josa — Regina — Josa — Regina —“ scholl es in jammernden Rufen durcheinander. Von Schreck und Angst getrieben, sprang ich über die Schwelle und sah, wie Köhler und Barka der Gartenthüre zustürzten, deren Scheiben zersplittert auf der Erde lagen. Fast gleichzeitig mit den beiden anderen erreichte ich die Terrasse — der Garten war leer — vor unseren Augen aber schlug an der Mauer, die den Garten von der Straße trennte, das Bretterthürchen ins Schloß. Mit einem gurgelnden Schmerzensrufe warf sich Köhler wider die niedere Pforte; doch sie wollte sich nicht öffnen lassen. Die Erschütterung hatte die Klinke aus dem Schlosse geprellt. Ich suchte nach ihr im Grase, gab aber diese Mühe rasch wieder auf, und während sich Herr Barka unter den immer wiederholten schluchzenden Worten: „O mein Gott — o mein Gott —“ halb ohnmächtig an die Mauer lehnte, sprang ich an Köhlers Seite, und unter dem vereinigten Drucke unserer auf das Äußerste gespannten Kräfte krachten die Bretter auseinander. Wir fanden die Straße menschenleer — nirgends eine Spur von Josa.

„Dort — dort!“ klang plötzlich die ängstlich kreischende Stimme des Professors, und mit zitterndem Arme deutete

er unter die Bäume des englischen Gartens. Wir sahen zwischen dem triefenden Grün einen Schimmer wie von einem weißen Gewande.

„Heiliger Gott —“ stöhnte Köhler und stürzte dem alten Manne nach, der unter den flehenden Rufen „Josa — mein Kind — mein Kind —“ schon niedersprang über den steilen Straßenrand. Ich wollte folgen und sah, wie dem Professor die Kniee brachen, noch eh er den ebenen Grund des Parkes erreicht hatte, und wie er kopfüber niederstürzte über die Böschung. Jammernd sprang ich auf ihn zu, und während ich ihn emporriß von der schlammigen Erde, während hinter uns an den Häusern die Fenster klirrten und fragende, rufende Stimmen hörbar wurden, flog Köhler an uns vorüber, in wahnsinnigem Laufe durch die Büsche brechend.

„Lassen Sie mich — was liegt an mir — aber — eilen Sie, eilen Sie, ich bitte — mein Kind — mein armes Kind —“ schluchzte Herr Barka, und kaum er auf den Füßen stand, rang er sich los aus meinen Händen und suchte sich mit schlagenden Armen einen Weg durch die wirren, tropfensprühenden Zweige des dichten Gebüsches zu bahnen.

Mit hastigen Sprüngen überholte ich ihn, und als ich aus dem Buschwerk auf die freie Wiese kam, sah ich inmitten derselben Josas weiße Gestalt dahinfliegen. Gleich einem schwarzen Mantel umflatterte das gelöste Haar ihre Schultern.

Wie weit war Köhler noch hinter ihr! Aber während

ich in überstürztem Laufe ihm zu folgen suchte, verringerte sich von Sekunde zu Sekunde die Entfernung zwischen ihr und ihm, und von Sekunde zu Sekunde auch schien seine rasende Eile sich noch zu steigern. Da plötzlich sah ich ihn stürzen — im gleichen Augenblick aber stürmte er schon wieder dahin, daß unter seinen Füßen hervor das auf der Wiese stehende Wasser hoch über ihn emporspritzte.

Jetzt sah ich Josa anhalten im Laufe, sah, wie sie die Hände wider den Busen preßte — „Regina, Regina!" schrie Köhler auf, mit herzzerreißender Stimme — und wieder flog Josa dahin — — und nun mit einemmale verließ sie die frühere Richtung und floh am Saume eines dichten Gebüsches entlang, das sich ihr breit entgegen stellte. Ein Schimmer von Hoffnung zuckte in mir auf. Mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft verschnellerte ich meinen Lauf und suchte der Fliehenden den Weg abzuschneiden. Immer und immer hörte ich dabei hinter mir ein dumpfes Keuchen, Stöhnen und Schluchzen, aber ich wagte es nicht, die Augen nach dem alten Manne zu wenden, aus Furcht, eine Sekunde zu verlieren. Josa war das einzige Ziel meiner Blicke. Ich hatte sie in der Richtung schon überholt und sah sie bereits zwischen mir und Köhler — — nun plötzlich aber verschwand sie in einer Lücke des Gebüsches — wenige Sekunden, und Köhler stürzte ihr nach durch die schwankenden Zweige — kaum aber hatten sich die grünen Äste mit Zittern und Nicken hinter ihm geschlossen, als ich einen klatschenden

Fall vernahm, und Köhlers gellende Stimme: „Regina! Hilfe! Zu Hilfe!“

Das Herz wollte mir stocken, der Atem drohte mir zu versiegen, aber gewaltsam raffte ich mich auf, und als ich das Gebüsch durchschnitten hatte, sah ich Köhler mit weitem Satze hinausspringen über das Ufer des breiten Isarkanals und untertauchen in dem gelbgrünen, reißend dahinschießenden Wasser. Noch eh' ich das Ufer erreichte, erschien sein triefender Kopf wieder über den Wellen. Während er mit aller Gewalt gegen die Strömung kämpfte, schaute er mit irren Blicken um sich, in röchelnden Schreien nur immer die Worte wiederholend: „Ich — sehe sie nicht — ich — sehe sie nicht!“

Mit brennenden Augen folgte ich dem Gefälle des Flusses und gewahrte in beträchtlicher Strecke unter mir im Wasser einen weißen Schimmer. „Dort — dort!“ schrie ich auf, nach jener Stelle deutend, und folgte auch schon in rasendem Laufe dem Ufer. Doch plötzlich wähnte ich, es müßten mir vor Grausen die Sinne schwinden, denn dort, wo die Strömung sich theilt, um die Hälfte ihrer Wassermenge in mächtigem Schwalle zwischen moosigen Steinklötzen hindurchzuzwängen und sie mit Zischen, Schäumen und Rauschen niederzustürzen über wirr durcheinander liegende, zackige Felsen — dort sah ich den Körper der Ertrinkenden seitwärts treiben, und sah noch, wie sie die Arme regte, um an einem der Steinklötze einen Halt zu finden. Doch ehe sie diesen Halt gewinnen konnte, verschwand sie in dem niederrauschenden Gewässer,

während Köhler draußen inmitten des Kanals von der jeden Widerstand brechenden Strömung mit fortgerissen wurde.

Atemlos sprang ich über den steinigen Hang hinunter, der zur Sohle des Wasserfalles führt, und als ich zwischen kreisendem Schaum und Blätterwerk eine sich bauschende Falte des weißen Gewandes erblickte, stürzte ich mich in das wirbelnde Wasser, dessen Kälte mich bis in die Eingeweide durchschauerte. Eine kurze Strecke wurde ich von den Wellen fortgezogen, obwohl ich mit den Füßen Grund zu fassen vermochte — doch gelang es mir, mit dem einen Arme einen Pfeilerbalken der hölzernen Brücke zu umklammern, die an dieser Stelle das vom Falle abfließende Wasser überspannt. Fast im gleichen Augenblick sah ich den Leib des unglücklichen Mädchens an mir vorüber treiben, haschte ihn mit dem freien Arme am Gewande und zog unter gewaltsamer Anstrengung den leblos scheinenden Körper empor an meine Brust.

Nun aber stand ich hilflos; ich durfte den Balken nicht lassen; die schießenden Wellen hätten mich niedergerissen mit meiner Last — mußte ich doch jetzt schon meine ganze Kraft aufwenden, um mich nur stehend zu erhalten.

„Köhler! Köhler!“ schrie ich, denn ich hoffte, daß es ihm gelungen sein möchte, das Ufer zu erreichen — und da hörte ich auch schon fernher seine schrillende Stimme: „Ich komme — ich komme —“

Schwer wie Blei lag Josas Körper auf meinem Arme. Mit geschlossenen Augen und offen starrenden, blutleeren

Lippen lag ihr bleiches Haupt zurückgesunken in den Nacken, während die langen, wirren Strähne ihres Haares gleich schwarzen Schatten auf den trüben Wellen schwammen.

Da ließen mich herzergreifende Laute aufblicken; der erschütternde Ernst der vergangenen Sekunden hatte mich des Professors vergessen lassen, den ich nun einherwanken sah, über und über von Schlamm bedeckt, triefend am ganzen Leibe, mit vorgestreckten Armen, keuchend und schluchzend, ein Bild unsagbaren Jammers.

„Bleiben Sie — um Gotteswillen — bleiben Sie!" schrie ich ihm zu, als ich ihn jetzt herniedertaumeln sah über den steinigen Uferhang.

Er aber achtete meines Rufes nicht. Die Augen starr auf sein Kind gerichtet und unverständliche Worte lallend, stieg er bereits mit schlotternden Knieen in das Wasser — wenige Schritte noch, so mußten ihn die schießenden Wellen niederreißen — — und da ließ ich in meiner Angst um den alten Mann den Balken fahren und sprang, den Körper des Mädchens mit beiden Armen fest umschlingend, mitten hinein die Strömung. Die Wucht meines Sprunges ließ mich dem Druck der Wellen widerstehen, und glücklich erreichte ich seichteren Grund, über welchem das Wasser mir kaum mehr an die Hüften reichte. Hier aber warf sich der Professor mir entgegen. „Josa — mein Kind — mein Kind —" brach es stöhnend hervor aus seiner fliegenden Brust, und während er die Arme um den regungslosen Körper klammerte, schrie er auf: „Mir — mir — dem Vater — lassen Sie —

lassen Sie mir — mein Kind!“ Und beinahe mit Gewalt entriß er mir die traurige Last. Sie drückte ihn fast zu Boden, während er wankenden Ganges dem Wasser entstieg und dabei unter zärtlich flehenden Worten, die immer wieder in stöhnendem Schluchzen erstickten, die Schulter seines Kindes mit Küssen und Küssen bedeckte. Schwer und leblos schwankte bei jedem seiner müden Schritte Josas Haupt von seinem Arme, und über den nassen Kiesgrund schleiften ihre schwarzen Haare, aus dessen wirren Strähnen ab und zu ein dünner, blaßroter Blutstropfen zwischen die Steine sickerte.

Jetzt stürmten polternde Tritte über die Brücke, und Köhler stand vor uns, wie versteinert vor dem Anblick, der sich ihm bot. In dicken Fäden rann das Wasser von seinem Leibe, dicht angeklebt an Stirn und Schläfe lagen ihm die Haare, und glühend starrten die weit geöffneten Augen aus dem leichenblassen Gesichte.

„Kommen Sie, Köhler, kommen Sie!“ stammelte ich. „Fassen Sie sich! Hier muß geholfen werden! Es waren ja nur wenige Sekunden — sie kann nur betäubt sein — aber — man muß sie nach Hause bringen — möglichst rasch und möglichst ruhig! Ich — ich will versuchen — einen Arzt zu finden!“

Bei meinen ersten Worten schon war Leben in ihn gekommen; und während er nun aufschluchzend näher eilte, stürzte ich davon, der Stadt entgegen.

Neugierige und erschreckte Leute kreuzten meinen Weg; von allen Richtungen kamen sie herbei, die einen ohne Kopf=

bedeckung und in hastigem Laufe, die anderen vorsichtigen Ganges den schlammigen Tümpeln ausweichend und unter aufgespannten Schirmen vor dem Regen sich bergend. Manche suchten mich mit Fragen anzuhalten; ich stieß sie beiseite und rannte zu und zu, in der Richtung nach einer nahen Straße, in welcher ein junger, mir als geschickt bekannter Arzt seine Wohnung hatte.

Stechend schlug mir der Regen ins Gesicht, und schauernde Kälte rüttelte meinen Leib, obwohl ich den Schweiß aus allen Poren quellen fühlte.

Als ich den Straßenhang erreichte, wandte ich noch einmal das Gesicht; inmitten einer dichten Menschengruppe sah ich Köhler einherschreiten über die Wiese, die weiße Last auf seinen Armen — und ihm zur Seite sah ich den Professor, den zwei Männer stützten und führten.

5.

Atemlos erreichte ich die Wohnung des Arztes. Ich fand ihn zu Hause. Kaum vermochte ich zu sprechen; in kurzen, abgebrochenen Worten erzählte ich ihm, was er wissen mußte.

Als ich zu Ende war, riß er die Thüre eines Schrankes auf, mit den hastigen Worten: „Hier, nehmen Sie, was Ihnen paßt. Sie müssen in trockene Kleider kommen. Keine Weigerung, thun Sie, was ich sage. Helfen können Sie nichts, und den Weg finde ich allein!" Dann raffte er ein kleines Ledertäschchen von seinem Schreibtisch und eilte zur Thüre hinaus.

Wenige Minuten genügten mir, um mich umzukleiden.

Als ich die Straße erreichte, führte mir der Zufall einen leeren Wagen zu, der mich in rascher und kurzer Fahrt vor Köhlers Wohnung brachte. Ich hieß den

Kutscher warten — für alle Fälle — und zwängte mich durch die wispernden Leute, welche den Eingang des Hauses umstanden. Die Ateliertthüre fand ich von zwei Männern bewacht, welche bemüht waren, die neugierig andrängenden Menschen zurückzuweisen. Als ich den Raum betrat, der vor Tagen erst geschaffen war, um das Glück zu beherbergen, bannte mich der erschütternde Anblick, der sich meinen Augen bot, an die Schwelle.

Dicht vor das große, zerbrochene Fenster war ein Divan gerückt; auf ihm lag Josas Körper ausgestreckt; ihre Füße ruhten über aufgeschichteten Polstern, während ihr bleiches, regungsloses Haupt über das niedere Ende des Divans hing.

An ihrer Seite sah ich Köhler stehen, mit fahlem, von Schmerz verzerrtem Gesichte, die hängenden Hände krampfhaft ineinander gefaltet; schwere Thränen rannen über seine Wangen, und manchmal brach ein kurzes, stöhnendes Schluchzen von seinen Lippen.

Zu Häupten des Divans saß Herr Barka auf einem Stuhle; dumpf und keuchend ging sein Atem; seine Hände lagen auf den schlotternden Knieen; eine erschreckende Starrheit war über sein furchiges Gesicht gebreitet; auf seiner Stirne schienen sich die eng gereihten Falten verdoppelt zu haben — sie reichten hoch hinauf über das völlig kahle Haupt, von welchem die mageren Haarbüschel des Hinterkopfes, welche sonst in so kunstvollen Zirkeln den nackten Scheitel verschleiert hatten, zurückgesunken waren, so daß sie nun auf dem Rücken und den Schul=

tern des alten Mannes lagen, ähnlich den grauen, dürren Kelchblättern einer verwelkten Distel.

Über Josas Körper gebeugt, kniete der Arzt auf den Dielen, und während er der zitternden Dienerin mit leisen, fliegenden Worten verschiedene Anordnungen ertheilte, versuchte er Josas Gewand zu öffnen. Da es ihm nicht gelingen wollte, riß er eine Scheere aus seiner Ledertasche. Doch als er das blitzende Eisen dem Halse der leblos Liegenden näherte, fuhr Köhler stöhnend auf, mit einer Gebärde, als wollte er die Hände des Arztes von Josas Körper ferne halten. Es war von seinem Gesichte zu lesen, welche Überwindung es ihn kostete, den Arzt gewähren zu lassen, dessen Bewegungen er mit starren Augen verfolgte. Wie aber dann die Scheere in dem nassen Stoffe zu knirschen begann und Josas weiße, schwellende Büste sich entblößte, wandte er sich erschauernd ab, und unter heftig erströmendem Schluchzen bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen.

Immer und immer wieder blickte der Arzt über die Scheere hinweg mit besorgten Blicken zu Herrn Barka empor, der mit klappernden Zähnen saß, während Blässe und brennende Röte auf seinen Wangen wechselten. Nun rief mich der Arzt an seine Seite, und während er mit den Augen nach dem Professor winkte, sagte er in leisen, nur mir verständlichen Worten: „Suchen Sie ihn fortzubringen — in ein anderes Zimmer — er wird den Anblick nicht ertragen.“

Ich trat auf Herrn Barka zu; er aber schien mich

nicht zu sehen und nicht zu hören; regungslos verharrte er bei all meinen mahnenden Worten auf seinem Stuhle.

Jetzt erhob sich der Arzt und faßte mit beiden Händen Josas Haupt, um es in andere Lage zu bringen. Als dies geschehen war, sah er seine rechte Hand von Blut befleckt.

„Blut?“ murmelte er und beugte sich hastig über den Kopf des Mädchens nieder.

Mit ängstlichen Blicken folgte ich seinem Gebahren, als mich das Geräusch eines dumpfen Falles aufschauen machte. Herr Barka war vom Stuhl gesunken und lag bewußtlos auf der Erde.

„Da haben wir's — weil er mir nicht folgen wollte!“ flüsterte der Arzt, während ich den Ohnmächtigen emporzurichten suchte. Einer der Männer, die vor der Atelierthüre standen, kam mir zu Hilfe, und so trugen wir ihn nach dem anstoßenden Zimmer. Köhler wollte uns wankenden Ganges folgen, aber nach wenigen Schritten schon kehrte er stöhnend an Josas Seite zurück.

Wir ließen den Professor in einen Lehnstuhl nieder und versuchten alles Erdenkliche, um ihn zum Bewußtsein zu bringen — vergebens.

Plötzlich hörte ich von draußen her einen herzzerreißenden Schrei. Ich sprang unter die Thüre und sah Köhler über Josas Körper hingestürzt liegen in fassungslosem Schmerze.

Der Doktor kam mir entgegen.

„Weshalb — kommen Sie — hieher?“ stammelte ich.

„Weil ich dem Vater jetzt nötiger bin," entgegnete er mit erschütterndem Ernste. „Seiner Tochter ist nicht mehr zu helfen."

„Tot?" brach es mir mit einem dumpfen Laute von den Lippen.

„Ja — nicht ertrunken — getötet durch einen Schläfenbruch, der von einem kantigen Steine herzurühren scheint." Bei diesen Worten stand er schon vor dem Professor und begann die Belebungsversuche zu erneuern. „Beruhigen Sie sich," sagte er, als sich mein Mitgefühl in jammernden Worten äußerte, „er wird sich erholen! Aber er muß fort aus diesem Hause — aus der Nähe der Toten."

Ich nannte ihm Herrn Barkas Wohnung — und da schoß mir wie ein schmerzender Stich der Gedanke an Nesty durch den Kopf. Ich sprach zu dem Arzte von dem armen, ahnungslosen Mädchen.

„Gehen Sie, gehen Sie," mahnte er mit bewegter Stimme, „suchen Sie das Fräulein vorzubereiten. Ich selbst will ihr den Vater bringen, und ich finde schon jemanden, der mir behilflich ist."

Ich sagte ihm noch, daß draußen auf der Straße ein Wagen stünde; dann eilte ich aus dem Hause.

Welch ein Gang, den ich da zu machen hatte!

Je mehr ich mich Richards Wohnung näherte, desto schwerer wurden mir die Füße; fast wollte ich nicht mehr von der Stelle kommen.

Und nun stand ich vor Nesty.

„Sie kommen allein?“ frug sie mit zögernden Worten. Dann sah sie mich an und stammelte: „Was ist Ihnen? Weshalb sind Sie so blaß? Und — weshalb sprechen Sie nicht? Heiliger Himmel! Was ist geschehen! Wo ist mein Vater! Und —“

Ich verlor mich in stotternde Worte, ich suchte sie zu beruhigen, aber was ich auch vorbringen mochte, alles steigerte nur ihre Seelenangst. Ihr Vater wäre wohl und gesund, sie hätte nicht Ursache, sich um ihn zu sorgen, so schwor ich ihr, aber — aber —

„Aber Josa?“ flehte sie.

Und da sagt' ich es ihr — das Entsetzliche.

„Arme, arme, arme Schwester!“ weinte sie in die gefalteten Hände; dann fuhr sie schluchzend auf: „Und — der Vater sah es mit an — und — da soll ich glauben, daß er — wohl ist — und gesund!“ Nun plötzlich zuckte sie zusammen und lauschte; vor dem Hause war ein Wagen angefahren. Mit einem verzweifelten Blicke sah sie mir in die Augen, flog an das Fenster, fuhr zurück mit gellendem Aufschrei und stürzte aus dem Zimmer.

Ich vermochte mich nicht von der Stelle zu rühren.

Dumpfe Tritte hörte ich, und jammerndes Schluchzen — — und jetzt brachten sie ihn, der Arzt, Richards Mietfrau und Nesty. An den Armen hielten sie ihn gestützt, denn mit jedem Schritte drohte er zusammenzubrechen. Starr blickten seine offenen Augen, seine Lippen rührten sich, und während sie ihn an mir vorüberführten in das anstoßende Zimmer, während sie ihn entkleideten,

hörte ich seine Stimme — es waren wirre, unzusammenhängende Worte — — das Fieber sprach bereits aus ihm.

Lange, lange währte es, bis der Doktor aus dem Gemache trat. Er kam mir entgegen, zuckte die Schultern, warf einen forschenden Blick zurück in die Thüre und flüsterte mir zu:

„Bestimmtes läßt sich bis jetzt nicht sagen. Aber ich fürchte, daß eine Gehirnhautentzündung im Anzug ist, und — wenn ich Recht behalte, dürfte die Sache einen bösen, bösen Verlauf nehmen. — —

Totmüde kam ich nach Hause. Die Fragen, zu denen mein Aussehen und die fremden Kleider, die ich trug, meine Mutter veranlaßten, vermochte ich kaum zu beantworten. Von tiefem Mitgefühl erfaßt, sandte sie alles, was sie nur Förderliches für die Pflege des Kranken aus ihren Schränken hervorzusuchen wußte, in Richards Wohnung und eilte dann selbst hinüber, um das arme Mädchen mit Rat und That zu stützen.

Ich mußte mich für einige Stunden zur Ruhe legen, und bald erlöste mich ein bleierner Schlaf von den erschütternden Bildern, die vor meinen wachenden Augen nicht weichen wollten.

Zur Mittagsstunde wurde ich geweckt. Die Müdigkeit in meinen Gliedern hatte sich während des kurzen Schlafes eher gesteigert als vermindert. Doch ließ ich mich dadurch nicht abhalten, gegen zwei Uhr den Bahnhof aufzusuchen, um Richards Ankunft zu erwarten, denn wie hätte er seine Wohnung unvorbereitet betreten dürfen.

Er kam, und als er den Waggon verließ, frug er mich schon mit hastigen Worten, ob Herr Barka gekommen wäre.

Ich nickte nur.

Dann wollte er von mir hören, auf welche Weise der Professor von Josas Aufenthalt Nachricht erhalten hätte; aber mitten im Worte unterbrach er sich: „Da, sieh, das hab' ich in Augsburg, als ich dem Bahnhof zuwanderte, hinter dem Schaufenster eines Bücherladens gefunden!" Er reichte mir ein seit dieser Nacht mir wohlbekanntes Buch, das er mit ungeduldigen Händen aus der Tasche gezogen. „Aber — was hast Du nur? Das scheint Dich ja kaum zu berühren! So sieh doch diesen Namen! Oder — kennst Du dieses Buch bereits?"

Und wieder nickte ich nur.

Er schien für meine gedrückte Stimmung kein Auge zu haben. Während wir einem Wagen zugingen, erzählte er mir, daß er in den beiden Stunden der Fahrt das ganze Buch durchflogen hätte; und als er mir von den Empfindungen sprach, die es in ihm hervorgerufen, wähnte ich ihn schildern zu hören, was ich selbst in der vergangenen Nacht empfunden hatte, erschüttert, entzückt, bewegt und begeistert von diesem Buche. Er sagte mir, wie es ihn nun doppelt dränge, jenen Plan zur Ausführung zu bringen, von welchem er vor Tagen zu mir gesprochen; es müßte rasche und nachhaltige Hilfe für Frießhardt geschaffen werden, und er wäre auch bereits im Klaren darüber, wie dies am besten geschehen könnte.

„Wenn sie nur nicht lange schon zu spät käme, diese Hilfe!“

Vom Ton meiner Stimme betroffen, sah er mir erschrocken ins Gesicht — und nun erzählte ich ihm mit zögernden Worten die traurige Geschichte dieses Morgens, erzählte ihm von Frießhardts Wahnsinn, von Josas Tod und von der tötlichen Erkrankung ihres Vaters.

Bis ins Innerste erschüttert, mit erblaßtem Gesichte, saß Richard an meiner Seite. Und als wir seine Wohnung erreichten — welch ein Empfang!

Zitternd sprang Nesty von dem Sessel auf, der zu Füßen des Krankenlagers stand, und schluchzend barg sie das Gesicht in ihre Hände. Unter bebenden, kaum hörbaren Worten schmerzvoller Theilnahme zog ihr Richard sanft die Arme nieder; da sank sie an seine Brust, und leise weinend ließ sie ihr zuckendes Haupt auf seiner Schulter ruhen; über sie hinweg sah Richard mit nassen Augen auf das traurige Lager.

Ein wohlthuendes Dunkel herrschte in dem kühlen Gemache; die Jalousieen waren niedergelassen, und die Fenster standen offen; doch drang durch dieselben kein störendes Geräusch herein. Der Regen hatte aufgehört, und nur noch spärliche Tropfen klatschten von den Dächern.

Wie ein mattes Rasseln waren die tiefen, stockenden Atemzüge des Kranken anzuhören. Brennende Fieberröte bedeckte das Gesicht, während die Stirne unter grauen, mit Eis gefüllten Schläuchen verschwand. In den weit offenen Augen lag die gläserne Starre der Bewußtlosigkeit;

in den knöchernen Händen aber, die auf der Decke ruhten, war ein immerwährendes, unruhiges Leben.

Mit flüsternden Worten ließ sich Richard genauen Bericht über die Anordnungen des Arztes erstatten, und in liebevoller Fürsorge begann er sich mit Nesty in die Pflege des Kranken zu theilen. Auch ich blieb bei ihnen und suchte mich nach besten Kräften nützlich zu machen.

Zweimal im Laufe des Nachmittages kam der Arzt. Nestys angstvolle Fragen erwiderte er wohl mit beruhigendem Troste; mir aber verschwieg er es nicht, daß sich von Stunde zu Stunde das Fieber in gefahrdrohender Weise steigere.

Gegen sechs Uhr verließ ich das Haus, um einige vom Arzte gewünschte Besorgungen zu erledigen. Es dämmerte schon, als ich zurückkehrte. Ich fand meine Mutter vor dem Krankenbette und Richard zum Ausgang bereit.

„Wie dürfte ich den Vater verlassen — aber — meine Gedanken gehen mit Ihnen,“ hörte ich Nesty, welche vor ihm stand, leisen Wortes unter Thränen sagen. „Und — wenn ich Sie bitten dürfte — hier —“ sie löste von ihrem Hals ein seidenes Schnürchen mit einem kleinen goldenen Kreuze und legte es in Richards Hände, „nehmen Sie — es ist von unserer Mutter — bringen Sie es ihr — als meinen letzten Gruß.“ Schluchzend verhüllte sie das Gesicht.

In tiefer Bewegung wandte sich Richard von ihr. Ich verstand den stummen Blick, mit dem er mich streifte und ging mit ihm.

Schweigend wanderten wir die Straße hinunter. Als wir den Saum des englischen Gartens erreichten, verhielt er die Schritte, nahm den Hut vom Haupte und fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirne. Unverwandt blickten seine feuchten Augen der Richtung des Wasserfalles zu, dessen Stimme wie dumpfes Murmeln uns entgegentönte. Die Hochflut des Regens hatte sich wohl schon verlaufen. Es waren auch die Wiesen frei von Wasser und Nebeln; sie dehnten sich in sattem, von der Dämmerung leicht schon überflortem Grün. Von den grauen, zwischen Rasen und Gebüsch sich schlängelnden Pfaden, welche bereits zu trocknen begannen, klangen die fröhlich plaudernden Stimmen wandelnder Menschen. Durch die rührigen Blätter der Bäume, deren Konturen sich scharf von dem rot überglühten Himmel abhoben, strich mit sachtem Rauschen der Abendwind, und auf seinen Schwingen trug er uns aus dem jenseits des Isarkanals gelegenen Wirtsgarten des „Paradieses“ die lustig schmetternden Klänge einer Blechkapelle entgegen.

„Sieh nur — dieses Bild! Überall erquicktes Leben und Frohsinn!“ sagte Richard. „Wer möchte glauben, daß über dieses Stück Erde vor Stunden erst der Tod dahinzog mit zerstörenden Schritten.“

Aufseufzend wandte er sich der Straße zu.

Wir erreichten Köhlers Haus; an allen Fenstern sahen wir die Jalousieen geschlossen; die alte Dienerin öffnete uns die Thüre und führte uns durch die stille, dunkle Wohnung in das Atelier.

Inmitten des von zitterndem Lichte erfüllten Raumes lag Josas Leiche auf einem erhöhten, von schwarzem Sammet überbreiteten Ruhebette, das unter Grün und Blumen fast verschwand; ihm zu Häupten standen die beiden mächtigen Girandolen, und der flackernde Schein ihrer Kerzen spielte mit falbem Glanze über den weißen Atlas, mit welchem die Tote bekleidet war. Die wachsbleichen Hände ruhten gefaltet auf ihrer Brust. Die Züge des blassen Gesichtes waren starr, doch nicht entstellt, fast schöner noch im Tode, als einst im Leben. Ein Kranz von gelben Rosen wand sich über die weiße Stirne und durch das offene, schwer auf den Schultern liegende schwarze Haar.

Ihr zu Füßen stand ein leerer Stuhl, und nahe bei diesem die mit einem grauen Tuche verhangene Staffelei, vor welcher auf einem niederen Schemel die Palette mit nassen Farben lag.

Der große, blaue Vorhang, welcher vor das Fenster und die Gartenthüre gezogen war, rührte sich leicht unter einem einströmenden Luftzuge, und von den flackernden Kerzenflammen ging ein leises Singen und Knistern aus.

Sonst nirgends ein Laut.

Mit stummen Blicken suchte ich nach Köhler; er war nicht zugegen.

Lange, lange stand Richard schweigend und regungslos in Josas Anblick versunken; seine Lippen zuckten, und Zähren rannen ihm über die Wangen. Dann ergriff er

die Hand der Toten — ein Schauer überflog ihn bei der Berührung — hob sie leicht empor und wand die Schnur mit Nestys goldenem Kreuzchen um die starren, wächsernen Finger.

Da gewahrte ich an Josas rechter Hand einen dünnen, hell schimmernden Goldreif; ich wußte mich genau zu erinnern, daß ihre Hand am Morgen diesen Ring noch nicht getragen hatte. Außer den Blumen, welchen ein betäubender Duft entströmte, war dieser Reif der einzige Schmuck, den die Leiche trug.

Mit zitternder Hand hob Richard eine der zerstreut liegenden Rosen von der Erde, barg sie in seiner Brust und wandte sich schweigend zum Gehen.

Als wir durch das dunkle Speisezimmer schritten, hörten wir plötzlich ein ersticktes Schluchzen.

Schwer nur unterschied ich in einer finsteren Ecke Köhlers Gestalt. Er saß auf einem Divan, in sich zusammengekauert, das Gesicht in die Polster vergraben.

Ich wollte mich ihm nähern; Richard aber hielt mich am Arme zurück und zog mich mit sich fort. „Jedes Wort hätte ihn schmerzen müssen,“ sagte er, als wir aus dem Hause gingen. „So tiefes Leid tröstet sich nur durch die eigenen Thränen.“

Wir traten auf die Straße. Die Dämmerung begann sich schon zur Nacht zu wandeln. Eine Weile schritten wir wortlos dahin; dann frug ich Richard nach Ursache und Erfolg seiner Reise.

Er schüttelte heftig den Kopf. „Laß mich — frage

nicht! Ich kann nicht von mir und meinen Sorgen sprechen — jetzt nicht — jetzt nicht!“

Nur wenige Worte noch wechselten wir während des Heimweges. Ich lud Richard ein, im Hause meiner Eltern Wohnung zu nehmen. Er sagte, daß er mir dankbar wäre, wenn ich ihm für die nächste Zeit tagsüber mein Zimmer für einige Stunden überlassen würde; während der Nacht aber wollte er bei dem Kranken wachen.

Als wir seine Wohnung erreichten, fanden wir den Arzt zugegen. Wieder tröstete und beruhigte er Nesty; mir aber wußte er nur wieder das gleiche zu sagen wie bei seinem letzten Besuche. Dann flüsterte er mir zu: „Herr Köhler ist bei mir gewesen, um nach dem Befinden des Kranken zu fragen.“

„Und was haben Sie ihm gesagt?“

„Die Wahrheit! Das heißt — die momentane Wahrheit eben. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Nacht das Fieber sich vermindert oder wenigstens nicht weiter steigt, und dann wäre eine Rettung, wenn auch nicht wahrscheinlich, doch immerhin möglich.“

Bevor er ging, sagte er Richard noch, daß er die Nacht über zu jeder Stunde bereit wäre und daß man ihn unverzüglich rufen lassen möchte, wenn im Befinden des Kranken sich beunruhigende Symptome zeigen sollten.

Still rannen nun die Stunden dahin. Richard hatte während meiner Abwesenheit am Abend den Estrich der beiden Zimmer mit Teppichen belegen lassen, in denen alle Tritte geräuschlos erstickten. Selten nur unterbrach

ein flüsterndes Wort oder ein mattes Klirren des blechernen Gefässes, in welchem das Eis verwahrt wurde, die tiefe, bedrückende Stille.

Die Atemzüge des Kranken waren unhörbar; manchmal nur regte er sich, zumeist, wenn die Eisumschläge auf seiner Stirne erneuert wurden; dann hörten wir ihn wohl auch leise wimmern, oder tief aufstöhnen, oder halblaute, unzusammenhängende Worte raunen, zwischen denen ab und zu nur der eine und andere Name verständlich wurde — der Name eines seiner Kinder oder Richards Name.

Gegen Mitternacht verließ ich mit meiner Mutter das Haus. Während wir heimwärts schritten, sprach sie zu mir in Worten herzlicher Zuneigung von Nesty. Wenn die Ursache dieser Begegnung eine weniger traurige wäre, würde es ihr eine Freude gewesen sein, solch ein Mädchen kennen gelernt zu haben. Weniger dieser tiefe, herzzerbrechende Schmerz, als die Kraft, mit welcher Nesty ihren Schmerz überwände, um sich mit ungeschwächter Fürsorge der Pflege des Kranken widmen zu können, beweise ihr, wie unendlich dieses Mädchen den Vater liebe. Wenn Gott mit freundlichen Augen auf die Menschen herabsähe, müsse er solche Liebe belohnen und diesem Mädchen den Vater erhalten.

Ich vermochte auf diesen hoffenden Glauben kein zustimmendes Wort zu erwidern.

Als ich am anderen Morgen aus einem unruhigen Schlaf erwachte, fühlte ich mich am ganzen Leibe wie zer-

brochen und konnte vor Heiserkeit kaum ein Wort über die Lippen bringen.

In sorgenden Gedanken, wie Herr Barka die Nacht verbracht haben möchte, machte ich mich auf den Weg nach Richards Wohnung. Ich fand den Doktor anwesend. Er war, wie ich erfuhr, bei grauendem Morgen geholt worden und hatte seitdem den Kranken nicht mehr verlassen. Sein ernstes Gesicht benahm mir den Mut, ihn um seine Meinung über Herrn Barkas Befinden zu fragen. Er mußte aber wohl die stumme Sprache meiner Blicke verstanden haben, denn er flüsterte mir zu: „Die Sache steht schlimm, sehr schlimm! Es müßte ein Wunder geschehen, wenn er diesen Tag überleben sollte."

Tief erschrocken starrte ich ihn an — und während ich so stand, hörte ich im Nebenzimmer den Kranken mit matter, zitternder Stimme im Fieber sprechen.

Mit zögernden Schritten näherte ich mich der Thüre. Richard, der zu Füßen des Bettes saß, nickte mir einen stummen, traurigen Gruß zu. Nesty hatte mein Kommen nicht beachtet; sie war mit der Zurichtung eines frischen Eisumschlages beschäftigt.

Von einer leichten Decke verhüllt, lag der Kranke im Bette, mit dem Oberkörper wider aufgeschichtete Kissen gelehnt. Das zerfallene Gesicht mit den hohlliegenden, starrblickenden Augen zeigte eine gelbliche Blässe; nur auf den Backenknochen brannten dunkelrote, fast kreisrunde Flecke. Die Hände waren in unruhiger Bewegung; unablässig schloß und öffnete sich die Linke mit krampfhaften

Zuckungen, während sich der steife Zeigefinger der Rechten mit taktmäßigem Tippen über der Decke auf- und niederbewegte.

„So — sehr gut, mein Kind — sehr gut,“ murmelte der Fiebernde mit heiserer, gebrochener Stimme, „nur nicht überhasten — ja — nur nicht überhasten — immer leicht und lieblich — aber mein Kind — fis — fis — wir haben g-dur — nicht so — nicht so — ja — die Stelle ist doch — doch gewiß nicht schwierig — tatata, ta, ta — — aber liebe Regina, was thust Du denn nur,“ fuhr er wimmernd auf, als Nesty über seiner Stirne den Eisumschlag erneuerte, „ich — ich kann doch jetzt keinen Hut tragen! So nimm — so nimm mir doch — den Hut ab — er ist — so entsetzlich schwer! Nesty — hilf mir! Ich — kann nicht mehr — ich — ooooh —“

In einem dumpf gedehnten Stöhnen erstickten seine Worte; kurz und heftig ging sein Atem; er wollte mit den Händen nach dem Kopfe greifen, aber kraftlos sanken sie zurück auf die Decke.

Nun plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck tief schmerzenden Kummers an. „Laß doch — ich bitte Dich, Josa — was hat Dir denn — das arme Kind gethan! Und — wenn Du es schon nicht — mir zuliebe thun willst — so thu' es doch — — Ach — Josa — wie häßlich — wie häßlich! Und — weine nicht — ja — Marietta — komm — wir wollen fortgehen — in die Sonne — da wirst Du Blumen finden, und Vögelein singen — —“ Jetzt kam ein angstvoller,

bebender Klang in seine Stimme: „Nicht, mein Kind — nicht — sieh diesen Mann nicht an — Du darfst ihn nicht kennen — komm — komm — er will uns Böses zufügen — hörst Du — ja — hörst Du das Wasser rauschen — und sieh — jetzt — jetzt zieht er die Schleusen auf — —“ Hastiger und hastiger flogen seine Worte, während sein ganzer Körper in unruhige, zuckende Bewegungen geriet. „Wie es rauscht — und braust — und höher steigt es und höher — aber hier — ja — hier ist noch ein Plätzchen — hieher, Josa — Josa — hieher — die Arme — reiche mir die Arme — — heiliger Gott — Josa, mein Kind!“

Mit einem röchelnden Aufschrei fuhr der Kranke aus den Kissen empor. Deutliches Leben war in seinen Augen, mit denen er in angstvollem Staunen rings um sich her blickte. Jetzt schien er die beiden zu erkennen, die vor seinem Lager standen, und während er die dürren, zitternden Hände hob, quoll es unter Schluchzen in unsagbaren Lauten aus seiner keuchenden Brust:

„Herr Albert! Und — Nesty — meine gute, gute Nesty! Aber — wo ist — wo ist die Josa! So sagt es mir doch, daß sie lebt! Ja, ja — ich weiß — ich kann sie nur nicht sehen! Wo ist — wo ist meine Brille? Nesty — gib mir — gib mir meine Brille! Ja — ja —“ seine Stimme wurde zu dumpfem Murmeln, und während er in die Kissen versank, kam die alte gläserne Starre in seine Augen. „Ja — ja — ich sehe sie — und er ist bei ihr — und sie trägt ein schönes

weißes Kleid — und — ich weiß ja, weshalb! Alles ist gut — alles! Sieh, Regina — da kommen Sie schon! Wie ich mich freue — Herr Albert — daß auch Sie — — und — Sie kennen ihn ja — oh — ich hab' ihn so lieb gewonnen! Und — er ist ein großer — berühmter Künstler! Jetzt malt er ein herrliches Bild — und ich — ich habe ihm den Gedanken — dazu gegeben — ja — Mozart — wie er sterbend sein Requiem — — horch, horch — jetzt kommt sie zu mir — oh — wie schön — wie schön, mein Kind! Aber — wir müssen eilen — wir dürfen den Herrn Pastor — nicht warten lassen! Oh — diese Freude — und ich — ich selbst will mich — an die Orgel setzen — und will — — aber was ist das — die Tasten — die Tasten wollen sich nicht — bewegen — ja — und — mich friert so sehr — an die Hände — aber jetzt — jetzt — ach — wie es rauscht — und schwillt — so schön — so erhebend — hört ihr — es ist sein Bestes — sein Herrlichstes — die Fuge aus seiner Jupitersymphonie — hört ihr — diese Töne — das ist — Himmelsfreude — Jubel — und Selig= — das ist — der Sieg nach dem Kampfe — ja — das ist — Glück — Glück — und — ja — ja —"

In unverständlichem Stammeln verlor sich seine fiebernde Rede. Sein Oberkörper war über die Kissen niedergeglitten, das Haupt schien zwischen den Schultern versinken zu wollen, die Hände krümmten sich zu starren, knöchernen Fäusten — auf seinen Zügen aber lag der Ausdruck seliger Verklärung.

Er blieb bewußtlos; auch die Sprache kam ihm nicht wieder. Dieses „Ja“, dieses seltsamste Ja der Welt, es war sein letztes Wort.

Als zur Mittagsstunde von den Thürmen der Ludwigskirche der schwebende Hall der Glocken herniederzitterte durch die sonnigen Lüfte, hatte Ambrosius Barka vollendet.

Aufgelöst in Schmerz und Thränen lag Nesty vor dem Sterbebette des Vaters auf den Knieen.

Richard drückte ihm die Augen zu. Dann nahm er die Rose, welche seitwärts auf einem Tischchen in frischem Wasser stand, brach die Dornen von ihrem Stengel und legte die Blume zwischen die erstarrenden Finger des Toten.

Der Arzt verließ uns.

Eine stille, traurige Stunde verging.

Da öffnete sich die Thüre, und Köhler trat in das Zimmer. Ich erschrak vor seinem Anblick; er schien um Jahre gealtert. Wirr hingen ihm die Haare in das blasse Gesicht. Seine Wangen waren hohl, und tief lagen seine blauumränderten Augen, die uns mit scheuen, flackernden Blicken entgegenschauten. Eine Weile blieb er schweigend an der Thüre stehen; dann sagte er mit tonloser Stimme: „Vom Arzte — hab' ich es erfahren — und — — ich möchte ihn noch einmal sehen.“

In stummer Bewegung trat Richard auf ihn zu und führte ihn hinein in das stille Gemach. Kaum hatten sie dasselbe betreten, als Nesty aus der Thüre wankte. Leise weinend sank sie auf einen Stuhl.

Lange, lange stand Köhler vor der Leiche, wortlos,

mit herb geschlossenen Lippen. Keine Fiber zuckte in seinem Gesichte; starr und thränenlos blickten seine Augen nieder auf das welke, zerfallene Antlitz des Toten.

Unsicheren Ganges trat er aus dem Gemache und blieb vor Nesty stehen, die sich hastig von ihrem Stuhl erhob.

„Ich — ich weiß kein Wort des Trostes — für Sie nicht — und nicht für mich!“ rang es sich mühsam von seinen Lippen. „Aber — Sie haben den Vater verloren — und nun stehen Sie allein — ein Mädchen — — vergönnen Sie wenigstens mir den Trost, daß ich Ihnen gegenüber die Pflichten eines Bruders üben darf!“

Heftig schüttelte Nesty den Kopf. „Ich bedarf keiner Hilfe. Ich verstehe zu arbeiten.“

Traurig nickte Köhler vor sich hin: „Sie haben recht — Sie haben recht — es ist auch besser so — meine Hand bringt Unglück und Tod.“ In sich erschauernd bedeckte er das Gesicht mit den Händen. Und da gewahrte ich an seiner rechten Hand den gleichen dünnen Goldreif, wie ihn Josas Totenhand getragen. Seufzend richtete er sich empor. „Noch eine Bitte hab' ich an Sie zu richten — und dieses Eine, Letzte dürfen Sie mir nicht verwehren. Ich habe sie getötet — sie und ihn — und — so ist es auch an mir, sie zu — bestatten.“

Ein tiefer, unsagbarer Schmerz sprach aus seinen Worten. Als er sich nun zum Gehen wandte, ohne eine Antwort abzuwarten, eilte ihm Nesty nach und streckte ihm

schluchzend die Hand entgegen. Hastig ergriff er sie, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, während er sich nieder neigte, um diese Hand zu küssen. „Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen!" stammelte er; dann schwankte er zur Thüre hinaus, und dumpf verhallten seine Tritte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Abend wurden sie zur Ruhe getragen, Vater und Tochter, im gleichen Grabe. Alle Anordnungen waren von Köhler getroffen worden; ihn selbst aber hatten wir seit dem vergangenen Abend nicht wieder zu Gesicht bekommen. Er war auch beim Begräbnisse nicht zugegen. Auch Nesty fehlte; meine Mutter hatte sie zu sich ins Haus genommen und hatte ihr die Stunde des Begräbnisses verheimlicht, damit dem armen Mädchen wenigstens dieser letzte, grausame Schmerz erspart bliebe. Erst, als ich mit Richard vom Friedhof zurückkehrte, erfuhr sie, daß der traurige Akt bereits vollzogen wäre.

Als die Schwäche ihre Thränen versiegen ließ, hatte Richard eine längere Unterredung mit ihr. Nesty wollte am folgenden Tage nach Berlin zurückkehren. Dem aber widersetzte sich Richard, indem er ihr vorstellte, daß sie nicht imstande wäre, all den verwickelten Forderungen der betrübenden Sachlage zu genügen. Er selbst erbot sich, an ihrer Stelle nach Berlin zu reisen, um alles zu ordnen und alles so zu ordnen, wie es in Nestys Wünschen läge. Zu diesem Vorschlage Richards gesellte sich die Einladung meiner Mutter, daß Nesty vorläufig in unserem Hause verbleiben sollte.

Wenige Stunden später, mit dem Nachtzuge, reiste Richard ab.

Ich hatte es ihm nahegelegt, seine Reise wenigstens um einige Tage hinauszuschieben, der ersten Wiederholung seines Werkes, seiner „Probe" zuliebe.

Er aber hatte den Kopf geschüttelt und gesagt: „Die Probe liegt ja nicht in dem, was i ch diesem neuen Schlusse gegenüber empfinde, sondern in dem, was all die andern dazu meinen. Das wird sich ja wohl erfahren lassen. Und dann — ich diene mir selbst am besten, indem ich diesem Toten diene, der mir theuer war."

6.

Mehrere Tage waren vergangen.

An jedem Morgen hatte ich bei Martha vorgesprochen, ohne sie jemals zu Hause getroffen zu haben. Es begann bereits der Verdacht in mir rege zu werden, daß sie sich vor mir verleugnen ließe.

Zweimal auch war ich zu Köhler gegangen und hatte alle Thüren versperrt gefunden. Bei meinem ersten Besuche hatte ein Geräusch im Atelier mir verrathen, daß er zugegen war; trotz allem Pochen und Rufen aber hatte er mir nicht geöffnet.

Am zweiten Tage nach Richards Abreise hatte ich im Irrenhause vorgesprochen. Ich sollte Frießhardt nicht wiedersehen; er war am Abende zuvor nach der im Gebirge gelegenen Heilanstalt Schloßwalden verbracht worden — auf Veranlassung und in Begleitung einer Dame, wie mir der Pförtner erzählte. Den Namen dieser Dame

wußte er mir nicht zu nennen, doch meinte ich ihn aus seiner Schilderung leicht erraten zu können.

Von den Leuten, bei welchen Frießhardt gewohnt hatte, erfuhr ich denn auch, daß meine Vermutung keine falsche gewesen war. Auf welche Weise die Baronin Hettenberg von der traurigen Katastrophe Kunde erhalten hatte, das wußten sie mir nicht zu sagen. Am Morgen des vergangenen Tages wäre sie plötzlich bei ihnen erschienen, hätte sich durch lange Stunden alles erzählen lassen, was sie von Frießhardt zu erzählen wußten, und dabei wäre sie in seinem Zimmer gesessen und hätte mit thränenerfüllten Augen nur immer und immer auf sein Bild gestarrt. Schließlich hätte sie dieses Bild auch mit sich fortgenommen — und aus einigen Worten, die sie beim Gehen gesprochen, wäre zu entnehmen gewesen, daß sie es als eine theure, heilige Pflicht betrachte, Frießhardts letzte Leidenstage in jeder nur denkbaren Weise zu erleichtern.

Da wußte ich nun auch mit der namhaften Summe Geldes nichts mehr anzufangen, welche mir Richard von Berlin aus überschickte, damit sie Frießhardts Bedürfnissen während seines Aufenthaltes im Irrenhause zugute käme.

Ich hatte diese Sendung am Morgen des Tages erhalten, an welchem Richards Schauspiel zum erstenmale wiederholt werden sollte.

Während des Nachmittags hatte ich einen Gang zu machen, der mich an Marthas Wohnung vorüber führte. Ich hatte nicht die Absicht, bei ihr vorzusprechen, denn

ich fühlte mich durch diese fortwährenden Abweisungen auf das Tiefste verletzt. Doch als ich mich dem Hause näherte und Martha an einem der offenen Salonfenster stehen sah, waren jählings alle Vorsätze meines gekränkten Herzens vergessen. Mit hastigen Schritten eilte ich dem Thore zu und stürmte die Treppe empor.

„Bedaure, Herr Doktor — aber das Fräulein ist nicht zu Hause,“ erwiderte mir die Dienerin auf meine Frage nach Martha.

Da schoß mir das Blut in die Stirne. „Sie lügen!“ fuhr ich die Alte an, drängte sie beiseite und schritt der Salonthüre zu. Ich öffnete — und fand das Zimmer leer. Mit stammelnden Reden kam die Magd mir nachgetrippelt.

„Sie haben mich belogen!“ grollte ich. „Martha ist zu Hause, ich habe sie gesehen. Gehen Sie — und sagen Sie ihr, daß ich hier bin.“

Die Alte stotterte ein paar verlegene Worte, drückte eine Hand auf den grauen Scheitel und schlich der Thüre zu, die in das Nebenzimmer führte. Kaum war sie in demselben verschwunden, da wurde die Thüre wieder geöffnet, und Martha erschien über der Schwelle. Ein schlichtes, dunkles Kleid umschloß ihren schönen, stolzen Leib, und in glatten Strähnen floß das offene Haar über ihre Schläfe nieder auf die Schultern. Doppelt erschreckend nahm sich zwischen dem tiefen Braun dieses Rahmens die fahle Blässe ihres Gesichtes aus, in welchem unter gefurchten Brauen die müde blickenden, umflorten Augen von Wachen und Thränen erzählten.

Ich fühlte, wie ihr Anblick mir das Herz zusammenkrampfte, brachte kein Wort über die Lippen und vermochte mich nicht zu rühren. Auch Martha stand regungslos, die Hand an der Thürklinke, und während sie das Haupt ein wenig in den Nacken drückte, sah sie mir mit einem halb staunenden, halb zornigen Blick in die Augen.

Jetzt zuckte ein bitteres Lächeln um ihre Lippen: „Nun? Nun also? Was stehst Du und schweigst?"

„Martha —" stammelte ich, ihr halb die Hände entgegenstreckend, und wieder versagte mir die Stimme.

„Und mehr hast Du mir nicht zu sagen, als dieses eine Wort? Und um dieses einen Wortes willen hast Du mich vom Krankenbette meiner Mutter gerufen? Um mir dieses eine Wort zu sagen, hast Du die gute alte Frau da draußen Lügen gescholten, weil sie Dir aus Freundlichkeit eine kleine Unwahrheit sagte, statt den Auftrag zu entrichten, den ich ihr gegeben: daß ich nicht zu sprechen wäre — für Niemanden — also auch nicht für Dich!"

„Verzeihe, Martha — ich hätte Dich gewiß nicht belästigt, wenn ich hätte ahnen können, daß ich für Dich zum — Niemand geworden. Was mich in Deiner Meinung so verwandelt hat, vermag ich mir freilich nicht zu denken. Denn daß die bange Sorge um Dein und Deiner Mutter Befinden mich Tag für Tag vor Deine Schwelle trieb, das kann Dich doch wohl nicht so sehr belästigt, nicht so sehr beleidigt haben, daß in Dir mit einemmale die Erinnerung an all die vergangene Zeit erlöschen konnte, in der ich Dir um meiner Freundschaft willen —"

„Freundschaft?“ fuhr Martha in einem Tone auf, so scharf und herb, wie ich ihn nie noch von ihr gehört. „Von Freundschaft willst Du mir reden — und von Deiner Freundschaft? Merke Dir: das ist nicht Freundschaft, die nicht offen und wahr — —“ Jählings unterbrach sie sich im Worte, neigte das Haupt und sprach nach kurzem Zögern mit schwankender Stimme weiter: „Aber ich sehe, Du bist gekommen, um mit mir von Dingen zu reden, über die Du mich anders denken lehrtest, als ich seither dachte. Und — da hat wohl eine Aussprache weder Zweck noch Sinn. Es wäre also unrecht von mir, wenn ich mich länger meiner kranken Mutter entzöge, die meiner so sehr bedarf. Auch habe ich heute abend zu thun — und —“ ein bitteres, schmerzvolles Lächeln zuckte um ihre Lippen, „und ich bedarf der Sammlung dringend, wenn ich heute Deinem Freunde zu Dank spielen will. Leb' wohl!“

Ihre Augen schlossen sich, mir war es, als sähe ich zwei Thränen über ihre blassen Wangen rinnen, dann wandte sie sich hastig von mir, und eh' ich noch ein Wort über die Lippen zu bringen vermochte, hatte sich hinter ihr die Thüre geschlossen.

Lange noch stand ich regungslos in dem stillen Gemache, durchzittert von schmerzlichen Gedanken und Gefühlen. Als ich endlich das Haus verließ und hinaustrat auf die von hellem Sonnenlicht durchflutete Straße, war mir ein Verdacht, den ich seit Tagen hegte, zur Gewißheit geworden: es mußte wirklich Marthas Gewand ge-

wesen sein, das ich hatte rauschen hören, als ich während der Aufführung von Richards Schauspiel bei dem Freunde auf der Bühne stand. Und wahrlich, da mußte sie wider Willen und Erwarten aus seinem Munde mehr als genug vernommen haben, um all ihr sehnendes Hoffen mit einemmale vernichtet und zerstört zu sehen. Und im Herzen den fassungslosen Schmerz über den Verlust, den diese Minute ihr gebracht, so war sie hinausgewankt vor die Lampen, ihrer selbst nicht mächtig, nicht mehr die sieghafte Künstlerin, nur noch das weinende, um all ihr Hoffen betrogene Weib. Welch namenloses Leid hatte über dieses Herz kommen, wie jäh und grausam hatte das jauchzende Sehnen nach ihrem Glücke erstickt werden müssen, um den schon gesicherten Erfolg jenes Abends zu dem Mißerfolge zu wenden, den Richard als das „Werde“ seines Glückes deuten konnte!

Planlos wanderte ich in der Stadt umher, bis mich die ersten Anzeichen der nahenden Dämmerung nach dem Theater riefen.

Der erste Akt hatte schon begonnen, als ich den Parketraum betrat. Ich hatte nicht den Mut, nach der Bühne zu schauen; abgewandten Gesichtes drängte ich mich durch die Reihe, in der sich mein Sitz befand, und als ich diesen schon erreicht hatte, verging noch eine geraume Weile, eh' ich die Augen nach der Bühne hob. Und nun sah ich Martha vor mir — doch nicht in dem dunklen Gewande, nicht bleich, und nicht mit den umflorten, traurigen Augen, die mich in all diesen

Stunden mit ihrem stillen und doch so beredten Vorwurf verfolgt hatten. Als ich sie so stehen sah in dem weißen, schimmernden Kleide, ein seliges Lächeln auf den Lippen, den strahlenden Glanz des Glückes in den Augen, da sagte mir der erste Blick, daß die Künstlerin in ihr beim Betreten der Bühne das Weib überwunden hatte. Und so erschien sie mir tausendfach schöner als an jenem ersten Abende, tausendfach reicher an Zauber und bestrickendem Liebreiz. Und wie sie spielte! Wohl folgte sie in ihrer Darstellung Zug um Zug dem Gemälde, das sie an jenem ersten Abende auf diesen Brettern geschaffen hatte, aber alles erschien durchgeistigter, reiner, wahrer und hinreißender in seiner Wirkung. Welche Töne hatte sie, um die wonnesame Seligkeit der erwachenden Liebe zu schildern! Wie konnte sie zittern, jauchzen und jubeln im Arme des Geliebten. Und wirkte sie hier durch jene höchste Kunst, welche das ganze eigene Ich dem künstlerischen Zwecke des Augenblicks zu unterwerfen vermag, so wirkte sie wieder durch die erschütterndste Wahrheit, gerade dadurch, daß sie sich selbst zu geben hatte, daß es der Widerhall ihres eigenen Leides war, als sie jene, für sie nun so bedeutungsvollen Worte: „Er hat mich nie geliebt —" mit versagender Stimme hinaushauchte in den totenstillen Raum.

Der Vorhang fiel, und wie ein Sturm durchbrauste der Beifall das mit einem Schlag aus regungsloser Ruhe zu jubelndem Leben erweckte Haus.

Die beiden nächsten Akte folgten, und in jedem über=

bot Martha mit ihrer Leistung das voraus Gegebene. Immer schien sie auf dem Gipfel ihres Könnens angelangt, und immer wieder übertraf sie sich von neuem.

Während der Zwischenakte lauschte ich auf die Reden, welche rings um mich her geführt wurden. „Die Kronek", „unsere Kronek", dieser Name schwirrte von Mund zu Mund. Lob wurde mit Lob überboten. So ganz und groß wie heute hätte sie sich noch nie gegeben — heute erst hätte man völlig und ganz erfahren, was man eigentlich an ihr besäße: eine Darstellerin ersten Ranges, eine Künstlerin ohne Gleichen, ein schauspielerisches Genie. Auch von den Vorzügen des Stückes sprach man mit ungetheilter Anerkennung, erörterte den theilweisen Mißerfolg der ersten Aufführung und erging sich in allerlei Vermutungen über Art und Wesen des neu geschriebenen Schlusses.

Und erwartungsvolle Spannung zeigte sich auch auf allen Gesichtern, als sich der Vorhang zum Beginn des letzten Aktes hob.

„Du sollst Deine Freude haben an dem Glücke, das ich diesen beiden geprüften Menschen geschaffen, weil ich es mir selbst ersehne mit brennendem Herzen! Das ist mir wie ein Strom aus der Seele gegangen, unaufhaltsam, mich selbst überwältigend —" das waren Richards Worte gewesen, als er mir an jenem Morgen nach der ersten Aufführung die beschriebenen Blätter gezeigt hatte.

Und wie das geschrieben war, so wirkte es auch: überwältigend, die Herzen erflammend durch die Glut der Empfindung, durch das Feuer einer edlen und dennoch

berauschenden Leidenschaft, hinreißend durch die lautere Schönheit einer von allem Vorgefühl des Glückes und der Wonne getragenen Sprache.

Und Martha!

Sie erschien mir wie eine noch nicht Gekannte. Ich starrte sie an wie ein unbegreifliches Wunder; mit brennenden Augen trank ich den unvergleichlichen Liebreiz ihrer Erscheinung und die plastische Schönheit ihrer Geberden in meine Seele, lauschte in bebender Erregung dem hellen Klang ihrer Stimme, der sich anhörte wie Gesang und dennoch wie die schlichte Sprache einer wieder zur Natur gewordenen Kunst. Immer und immer frug ich mich dabei, ob Martha, das um alle Hoffnungen ihres Herzens betrogene Weib, jene Martha, die ich vor Stunden noch gesehen, mit den blassen, verstörten Zügen, mit den müden, traurigen, von Leid und Thränen erzählenden Augen wirklich und wahrhaftig ein und dasselbe Wesen wäre mit diesem blühenden, lust- und lebensprühenden Geschöpfe, das unter dem wonnesamen Empfinden eines aus Schmerzen und Kämpfen wiedergeborenen Glückes erst in seiner ganzen seelenvollen Schönheit sich entwickelte, so wie eine von Gewitter und Regenschauern zur Erde gedrückte Rose im neu erflutenden Sonnenlichte zu neuer, ungeahnter Lieblichkeit sich entfaltet. Dieses überirdische Lächeln, das in seiner stummen Sprache noch beredter war als all die jubelnden Worte, die es begleiteten! Dieses strahlende Leuchten der großen, schönen Augen, vor deren Blicken die Erde entrückt und

der Himmel offen schien! Dieses Zittern in stammelnden Lauten! Dieses Jauchzen in erstickten Tönen! Dieses Verschwimmen der Worte, dieses Brechen der Augen, dieses Taumeln, als schwänden ihr vor dem Übermaß all der berauschenden Wonne die Sinne — und dieses Wiedererwachen im Arme des Geliebten, dieser unsagbare Blick, mit dem sie die Wahrheit ihres Glückes erst ganz und wirklich zu erfassen schien — dann dieser jubelnde, in seligen Thränen ersterbende Aufschrei: „Dein! Dein! Und Du mein Eigen für Zeit und Ewigkeit!"

Bei diesen Worten ging es von ihr aus durch den lautlosen Raum wie ein fühlbarer Hauch des Glückes und der reinsten Freude, der mit Zaubermacht in die Herzen aller Hörenden wehte und sie zum vollen Mitempfinden gleicher Freude und gleicher Wonne zwang. Das las ich aus all den leuchtenden Augen, von all den glühenden Gesichtern rings um mich her, das hörte ich aus den leise gestammelten Worten, welche ab und zu in meiner Nähe sich vernehmen ließen und überflossen von Bewunderung für Martha und ihre Kunst. Und all diese Menschen konnten sich ungetrübt dem Genusse hingeben, welchen Martha ihnen bereitete, während mir die Freude verkümmert wurde durch die Sorgen meines Herzens und durch den bedrückenden Gedanken, daß Martha bei all ihrer Kunst ein Gebilde von solcher Wahrheit und Vollendung nur dadurch schaffen konnte, daß ihrer Kunst sich eine gleich mächtige wie grausame Mitschöpferin zugesellt hatte: die glühende Phantasie der Hoffnungslosigkeit.

Der Vorhang fiel, und es erhob sich ein Beifallssturm, wie ich ihn niemals noch in diesem Hause gehört. Von hundert und aberhundert Stimmen gerufen hallte Marthas Name aus dem brausenden, das Ohr betäubenden Lärme. Und nun erschien sie auf der Bühne — doch nicht mit der stolzen Miene der Siegerin, sondern in müder, gebrochener Haltung und mit allen Zeichen der Erschöpfung in den Zügen. Und als sie mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes für den Beifall dankte, lag auf ihren Lippen ein so trübes, schmerzvolles Lächeln, als hätte sie diese jubelnden Menschen fragen mögen: „Wißt ihr auch, was ich leiden mußte, um euch solche Freude bereiten zu können?“

War ich der einzige, der diese stumme Frage verstand?

Mit zerstreuten Blicken überflogen meine Augen das Haus, welches sich schon zu leeren begann. Da plötzlich befiel es mich wie Schreck und Freude; über der Brüstung des ersten Balkones hatte ich ein mir wohlbekanntes Gesicht gewahrt. Jene schöne, schlanke Mädchengestalt, welche sich, geleitet von einem jungen Manne, von der Brüstung hinweg der Logenthüre zuwandte, war Louison von Gerlach mit ihrem Bruder Egon.

In möglichster Eile drängte ich mich aus dem Hause und stellte mich im Foyer vor die von den Logen niederführende Haupttreppe. Zu Hunderten strömten die Menschen an mir vorüber, die beiden aber, die ich suchte, fand ich nicht unter ihnen. Louison und Egon mußten das Theater durch einen der Seitentrakte verlassen haben.

Unter wechselvollen Gedanken wanderte ich heimwärts durch die stille, schöne Nacht. Zu Hause begann ich einen Brief an Richard. Ich schrieb ihm von Louisons Anwesenheit im Theater, von dem Erfolge seines Werkes und schilderte ihm Marthas Spiel bis in die kleinste Einzelheit. Als ich zu Ende war, durchlas ich das Geschriebene — und zerriß den Brief. Ich sagte mir, daß Richard bei solcher Darstellung, wie sie mir hier aus dem Herzen in die Feder geflossen war, manches zwischen den Zeilen lesen mußte, was ihm besser verschwiegen blieb. Dann schrieb ich einen zweiten Brief, in welchem ich den Inhalt des ersten mit trockener Kürze wiederholte.

Am anderen Morgen wanderte ich, um Louisons Aufenthalt zu erfragen, von einem Gasthof zum anderen. Mittag war lange schon vorüber, als mir in einem Hotel die Nachricht wurde: der Herr und das Fräulein hätten hier gewohnt, wären aber vor einer halben Stunde zur Bahn gefahren, um München zu verlassen.

Verstimmt und geärgert kehrte ich in meine Wohnung zurück, um hier zu erfahren, daß ich meinem Zwecke besser gedient hätte, wenn ich zu Hause geblieben wäre. Louison hatte meine Mutter besucht. Daß sie nur nach München gekommen war, um Richards Schauspiel zu sehen, das stand in mir fest, wenngleich sie meiner Mutter als Zweck dieser Reise nur den einen genannt hatte: für eine „ihr verwandte Waise, an der sie die Pflichten einer Pflegemutter übe", eine Erzieherin zu suchen. Und sie hatte eine solche unerwartet schnell gefunden — in Nesty.

Louison hatte von meiner Mutter manches über die traurige Geschichte der letzten Tage erfahren, hatte Nesty kennen gelernt, war ihr mit liebevoller Theilnahme entgegengekommen und hatte sie rasch für sich gewonnen. Nesty hatte nur dem einen Wunsche, daß sie schon für die nächste Stunde sich reisefertig halten möchte, ein zögerndes Nein entgegengehalten; sie dürfte München nicht verlassen, ehe nicht „ein Freund ihres seligen Vaters" von Berlin zurückgekehrt wäre, wohin er um ihretwillen gereist; wenn sie auch überzeugt wäre, daß „Herr Albert" die Annahme der ihr so freundlich gebotenen Stellung sicher billigen würde, so müßte sie doch befürchten, daß solch eine vorzeitige Abreise ihn verletzen könnte.

„Du kannst Dir denken," schloß meine Mutter ihren Bericht, „daß ich es im Gespräche mit Fräulein von Gerlach peinlich vermieden habe, den Namen ihres ehemaligen Verlobten zu nennen. Und nun stelle Dir meine Verlegenheit vor, als Fräulein Nesty den Namen so gerade heraussagte. Aber aus der Verlegenheit gerieth ich ordentlich ins Staunen. Fräulein von Gerlach hatte alle Farbe verloren, dann wieder errötete sie bis in die Stirne und sagte mit einem eigenen, fast heftigen Tone: ‚Wenn Richard —' wirklich, ‚Richard' sagte sie — ‚wenn Richard Ihrem Vater ein so guter Freund war, daß ihm um Ihretwillen der Weg nach Berlin nicht zu weit wurde, so wird ihm wohl auch die kleine Reise nach Tegernsee kein Opfer auferlegen. Kommen Sie nur, kommen Sie nur mit mir, ich nehme alle Verantwortung auf mich.'

Und wie sie das gesagt hatte, begann sie das Mädchen aufs neue mit Bitten zu bestürmen, so daß ich mich schließlich auch auf ihre Seite stellte, weil es mir völlig so vorkam, als wäre zwischen diesen beiden, zwischen Fräulein von Gerlach und Deinem Freunde, nicht alles aus und zu Ende, als wäre ihr Fräulein Nestys Aufenthalt in ihrem Hause nun doppelt willkommen, um dadurch — wie soll ich nur sagen? — vielleicht hofft sie, daß dieser Umstand Deinem Freunde eine äußerliche Veranlassung zu einem Besuche in Tegernsee geben dürfte. Meinst Du nicht auch?"

Ich schwieg und zuckte die Schultern. Eine Stunde später aber trug ich einen Brief an Richard zur Post, darin ich ihm die Geschichte von Louisons Besuch und die Worte, welche sie gesprochen, ausführlich berichtete, wobei ich mir übrigens die kleine Willkür zu schulden kommen ließ, die Interpretation meiner Mutter als eine von Louison halb und halb ausgesprochene Thatsache hinzustellen.

Tag um Tag verging, ohne daß von Richard eine Antwort auf meine Briefe oder sonst eine Nachricht kam.

Mehrmals in dieser Zeit machte ich einen Versuch, zu Köhler zu dringen, doch stets vergeblich. Anfangs vermutete ich, daß er verreist wäre, um die Räume zu fliehen, die den jähen und so entsetzlichen Zusammenbruch seines Glückes gesehen und seinem Schmerze immer neue Nahrung geben mußten; doch erfuhr ich von den Leuten in seinem Hause, daß seine alte Dienerin an jedem Mor-

gen und Abend regelmäßig ab und zu ginge; er selbst wäre für kein Auge sichtbar, aber die ganzen Nächte hindurch könnte man ihn in seinem Atelier mit rastlosen Schritten auf- und niederwandern hören.

Häufig wurde ich um seinetwillen von Künstlern, die ihm von den Akademiejahren her befreundet waren, und von anderen, ihm bekannten Leuten mit Fragen angegangen. Ich hatte stets eine Antwort zur Hand, mit der ich den verworrenen Gerüchten, die über die Vorfälle in der Königinstraße von Mund zu Mund gingen, nach Möglichkeit entgegenzuwirken suchte.

Daneben bildete Frießhardts trauriges Geschick das Tagesgespräch; endlos waren die Lobeshymnen, die man seinem herrlichen Buche sang. Überall auch verfolgten mich die enthusiastischen Tiraden über Marthas Leistung in Richards Schauspiel, das mit steigendem Erfolge eine Aufführung um die andere erlebte. Es gehörte zum guten Tone, „die Kronek in dem neuen Stück" gesehen zu haben.

So oft ich ihren Namen nennen hörte, ging es mir wie ein Stich durch das Herz. Es trieb und zog mich zu ihr, um sie durch ein klärendes Wort wieder zum guten Glauben an meine „Freundschaft" zu bekehren. Aber so oft ich mich auch zu ihr auf den Weg machte, niemals kam ich weiter als bis zu ihrem Thore — und wenn ich dann immer dem Hause den Rücken kehrte, nannte ich „Stolz des mit Unrecht Gekränkten", was doch am Ende nichts anderes war als die Furcht des Gebrannten vor dem Feuer.

Mehr und mehr bemächtigte sich meiner eine unerträgliche Stimmung. Mir war unter den Fügungen der vergangenen Monate dieses Denken, Fühlen und Sorgen für andere zur Gewohnheit, zum Bedürfnis geworden. Und nun! Wie einsam war es um mich her! Das bedrückende Empfinden dieser Einsamkeit trieb mich sogar eines Nachmittags nach dem Friedhof hinaus, um stumme Zwiesprach mit dem alten Manne zu halten, der da draußen erst in kühler Erde wiedergefunden hatte, was er suchen gekommen, sein „Sorgenkind", sein „liebstes Kind". Als ich die Stätte erreichte, sah ich den schwarzen, formlosen Hügel nicht mehr, den am Begräbnistage die flinken Schaufeln über die beiden Särge geworfen hatten. Ein großes Steinkreuz von schlichten, ernsten Formen erhob sich zu Häupten des Doppelgrabes, welches mit einer mächtigen, weißen Marmorplatte überbreitet war. Palmzweige, zu einem Kranze gewunden, schmückten die Höhe des Kreuzes, in dessen Sockel die Namen der beiden Hingeschiedenen eingegraben waren. Der weiße Marmor war überschüttet mit halbverwelkten gelben Rosen, die der Wind zum Theile von der ebenen Platte fortgeweht hatte, so daß die Inschrift sichtbar wurde, die der Marmor trug. Zwei Worte waren es nur — „Ci rivedrem'!"

Wie mochte Köhler diese beiden Worte gefunden, weshalb gerade sie auf dieses Grab geschrieben haben?

Lange stand ich, in Gedanken verloren, bis ich mit einemmale betroffen auffuhr. Es war mir gewesen, als hätte mir eine geisterhafte Stimme jenes merkwürdige

„Ja — ja —“, dieses seltsamste Ja der Welt ins Ohr geflüstert. Aber was ich gehört hatte, war wohl nur der Wind gewesen, der die Zweige der Cypressen und Trauerweiden raschelnd bewegte.

Als ich bei Einbruch der Dämmerung nach Hause kehrte, fand ich eine Depesche von Richard, die mir für den Abend seine Ankunft meldete.

Ich erwartete ihn auf dem Bahnhof und schloß ihn, als er kam, mit freudigem Gruß in die Arme. Sein Aussehen setzte mich völlig in Erstaunen. Es schien, als wäre er gewachsen, als wären seine Schultern breiter geworden. In seinem Gange lag eine entschlossene Festigkeit, hell und offen schauten seine Augen, und seine männlich schönen Züge zeigten eine frische, gesunde Farbe.

„Hörst Du, das war eine tüchtige Geduldprobe für mich, dieses Warten durch all die langen, langen Tage,“ lachte ich, als ich ihn am Arme mit mir fortzog. „Aber nun bist Du ja wieder hier, und nun bin ich doppelt zufrieden, da ich sehe, wie vortrefflich Dir die Berliner Luft bekommen ist.“

„Oder besser die Arbeit, die es da gegeben hat!“ erwiderte er und begann von der vielen Mühe zu berichten, welche ihm die Ordnung von Herrn Barkas Angelegenheiten bereitet hatte. „Ich glaubte des Professors Lage genau zu kennen,“ erzählte er, „doch jetzt erst habe ich einen wahren Einblick in die erschütternde Dürftigkeit, aber zugleich auch in die peinliche Ehrenhaftigkeit seiner Verhältnisse gewonnen. Auf meinen öffentlichen Aufruf

hin erschien ein einziger Gläubiger bei mir, ein Trödler, dem der Professor den letzten Rest seines ärmlichen Mobiliars verpfändet hatte, um sich die nötigsten Mittel zur Reise nach München zu beschaffen — zu dieser Reise nach seinem Grabe. Du weißt, wie von Herzen gut ich dem alten Manne war; aber oft in diesen Tagen habe ich mir sagen müssen, daß die stille Ruhe, die er nun gefunden, für ihn die beste Lösung seines Schicksals war. Er hätte nie die Kraft besessen, sich aus diesen Verhältnissen wieder emporzuarbeiten, und ein Mensch, der es über sich vermag, von Almosen zu leben, das war er ja am allerwenigsten. Um Nesty ist mir nicht bange. Sie ist bei all ihrem zarten Gemüte eine starke, mutige Natur, die sich ihren Platz im Leben wird zu erkämpfen wissen. Und — für die nächsten Jahre hat sie ja schon ein Heim gefunden."

Aufseufzend verstummte Richard, um nach kurzem Schweigen vor sich hinzuflüstern:

„Nun freilich versteh' ich es, weshalb sie sich so schwer zu einem Ja entschließen konnte, als ich mich zur Ordnung ihrer Angelegenheiten erbot. Sie fürchtete, daß das Andenken, das ich ihrem Vater bewahre, durch diese Reise getrübt werden könnte. Aber sie hatte Unrecht; ich verehre und bewundere diesen Mann nun doppelt. Aber ich weiß auch, wie empfindsam sie ist — und — wenn ich nun zu ihr gehen soll, um ihr das bischen Armut zu bringen, das ich aus diesem Schiffbruch für sie gerettet habe, wird es mir wohl schwer werden, ihrer Empfindsamkeit gegenüber die richtigen Worte zu finden."

Er schwieg und schaute, die Lippe benagend, wie unschlüssig vor sich nieder; als er endlich das Gesicht hob und meinem halb forschenden, halb verwunderten Blick begegnete, flog ihm ein dunkles Rot über Wangen und Stirne. Er ließ mir nicht Zeit zu einer Frage; hastig wandte er sich von mir, um einen Wagen zu rufen.

Während wir dann Seite an Seite durch die nächtlichen Straßen heimwärts fuhren, begann er wieder von seiner Thätigkeit in Berlin zu erzählen. Er wußte damit kein Ende zu finden, und ich bekam dabei von hundert fernliegenden Dingen zu hören, doch nichts von all dem, was ich vor allem anderen von ihm zu hören erwartet hätte. Mit keiner Silbe berührte er meine Briefe und ihren Inhalt; und statt mich mit Fragen zu überschütten, vermied er im Gespräche selbst die leiseste Andeutung der Vorgänge, die doch wohl in Wahrheit mehr als alles andere sein Inneres beschäftigen mußten. Manchmal verstummte er, in grübelndes Sinnen versinkend, doch gleich wieder begann er hastig weiter zu sprechen, als befürchtete er eine Frage von mir, die ihm aus irgend welchem Grunde nicht gelegen gekommen wäre. Als wir vor seiner Wohnung aus dem Wagen stiegen, reichte er mir mit einigen fast gleichgiltigen Worten die Hand zum Abschied.

Lächelnd musterte ich beim flackernden Laternenschein sein Gesicht, das mir so seltsam zerstreut und verlegen schien; dann sagte ich: „Ich will Dir einen Vorschlag machen. Möchtest Du Dich nicht lieber bei mir drüben einquartieren, wenigstens für diese erste Nacht? Ich glaube,

es kann das für Dich kein behaglicher Aufenthalt sein — da droben — in jenen Zimmern, in denen —"

„Ich danke Dir!" unterbrach er mich mit herzlichem Tone. „Du glaubst doch wohl nicht im Ernste, daß mich das Gruseln überkommen könnte wie einen Knaben? Nein, die Wände meiner Zimmer können in mir die trauernde Erinnerung an den Toten, der da droben von uns gegangen, nicht reger werden lassen, als all diese verwichenen Tage. Auch habe ich die Nacht über zu arbeiten. Und dann — der Tod hat seine Schrecken für mich verloren, seit ich weiß, wie viel ich Ursach habe, das Leben wieder zu lieben. Was siehst Du mich so verwundert an? Das heißt — ich gebe ja zu — es mag wenig Logik aus diesen Worten reden — aber — aber lassen wir das! Und nun gute Nacht für heute, gute Nacht!"

Fast heftig zog er seine Hand aus der meinen und wandte sich der Thüre zu. Wortlos stand ich und schaute ihm nach. Da plötzlich kehrte er sich zu mir zurück und frug mit einer Stimme, in der sich eine tiefe Erregung verriet: „Bist Du morgen beschäftigt — oder — könntest Du Dich für einige Tage frei machen?"

„Weshalb?"

„Es wäre mir lieb, wenn Du mich begleiten wolltest."

„Wohin?"

„Das kannst Du noch fragen? Nach Tegernsee — zu Nesty. Das alles läßt sich ja doch nicht brieflich ordnen — ich muß sie sprechen — ich muß! Und —

nun also, willst Du mich begleiten? Ich — ich bitte Dich!"

„Ja, Richard, ich will!"

„Also gut, so treffen wir uns morgen gegen elf Uhr auf dem Bahnhof!"

„Wie Du meinst. Aber glaubst Du nicht, daß Du diese Reise wenigstens um einen Tag verschieben solltest? Morgen wird Dein Schauspiel wieder gegeben, und Du solltest Dich doch auch selbst von der Richtigkeit Deiner „Probe" überzeugen."

Er schüttelte den Kopf und machte eine ungeduldige Handbewegung, als hätte er sagen wollen: rede mir doch von dieser Thorheit nicht.

Ich lachte. „Ah ja, da erkenn' ich Dich nun wieder! In langen Tagen und Nächten grübelst Du Dir Deine Theorien aus, und schließlich richtest Du Dich in der Praxis nach Deinem momentanen Belieben, um nicht zu sagen: nach dem Zwange Deines Herzens, das sich eben blutwenig um Deine Theorien zu kümmern scheint. Nicht wahr? Aber — die Geschichte in Augsburg drüben wird ja nun wohl Deiner „Pflicht" entsprechend geordnet sein — weißt Du — damit Du nicht abermals Reißaus zu nehmen brauchst, wenn Dir morgen in Tegernsee ein gewisser „Zufall" wieder in den Weg tritt?"

„Spotte nur!" fuhr Richard mit bebender Stimme auf. „Und lache über mich, wenn ich Dir sage, daß nichts geordnet ist, nichts, und daß ich mit jener Angelegenheit bis heute nicht weiter gekommen bin, als ich

mit ihr vor Wochen war. Und auch jetzt noch können Monate vergehen, bevor Klarheit in die Sache kommt. Aber ich will nicht länger warten — ich kann nicht! Mein Herz in seiner namenlosen Liebe und Sehnsucht ist stärker als meine mahnende Einsicht und mein warnendes Bangen. Und da fürchte ich nun keinen „Zufall“ mehr — denn Du siehst, ich suche ihn auf. Und — schließlich —“ ein tiefer Atemzug schwellte seine Brust, während er das Haupt in den Nacken drückte, „schließlich gibt es ja auch Zufälle, die mehr als Zufall sind, die wir als Schicksal nehmen müssen — und auch gerne als solches nehmen!“

„Ach so!“ lachte ich. „Und nicht wahr, da nimmst Du es nun als eine wohlwollende Fügung solch eines Schicksals, daß Du Nesty gerade dort suchen mußt, wo Du Deinen „Zufall“ finden wirst? Aber beruhige Dich, ich bin der letzte, der Dir diese Auffassung der Sachlage ausreden möchte; Du weißt ja doch, was ich Dir über diesen Punkt geschrieben habe. Besser als dieses verblüffende Versteckspiel, das Du während der Fahrt hieher getrieben, hätte es mir deshalb gefallen, wenn Du mir in der ersten Sekunde Deiner Ankunft lachenden Mundes zugerufen hättest: Morgen! Morgen — und so weiter! Und mit einem lachenden ‚Na also — endlich!‘ hätt' ich mich an Deinen Arm gehängt. Ich hab' es Dir ja ohnehin vom Gesichte gelesen, daß es nun auch in Dir zu Ende ist mit des ‚Gedankens Blässe‘. Aber rechten wir nicht länger darüber! Geh, Richard, geh — adieu für heute — und Gott befohlen bis morgen!“

Ich fühlte, wie seine Hand in der meinen zitterte. Das Kinn auf die Brust gesenkt, so starrte er vor sich nieder und murmelte mit erstickter Stimme nur immer das eine Wort: „Morgen — morgen — morgen.“ Doch als ich meine Hand aus der seinen winden wollte, fuhr er auf, warf sich an meinen Hals und brach in Schluchzen aus.

„Richard! Richard! Sei doch kein Kind! Was treibst Du nur!“ mahnte ich und suchte seine Arme von mir zu lösen.

„Ja, ja, ich bin ein Kind!“ stammelte er; dann streckte er sich hastig empor, fuhr sich mit den Händen über die Augen und schüttelte wie aus Unwille über sich selbst den Kopf. Und nun klang es wie unterdrücktes Jauchzen aus seiner Stimme: „Morgen — morgen!“ Unter Thränen lächelnd, schaute er mir ins Gesicht, nickte noch einmal zum stummen Gruße und schwankte der Thüre zu.

Am folgenden Tage fand ich mich pünktlich zur festgesetzten Stunde auf dem Bahnhof ein. Aber die Zeit, zu welcher der Zug abgehen sollte, rückte näher und näher, ohne daß Richard sich blicken ließ. Das erste Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben, als er endlich angefahren kam. Sein Gesicht glühte, Unruhe und Erregung flackerten aus seinen Blicken, und heiser klang seine Stimme, als er mich anrief:

„Komm' ich zu spät?“

„Beinahe.“

In aller Hast lösten wir die Fahrkarten; während wir dem Perron entgegeneilten, erzählte Richard mit fliegenden Worten: „Fast wäre mir dieser Morgen zu kurz geworden. Weißt Du, während der letzten Zeit hab' ich von hier aus Briefe um Briefe nachgeschickt erhalten, von Bühnenvorständen, die mein Schauspiel aufzuführen wünschen, von Theateragenten, die das Werk zum Vertriebe haben wollen. In Berlin aber hab' ich niemals Lust und Stimmung gefunden, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen. So hab' ich heute fast die ganze Nacht geschrieben, um all diese Anfragen zu beantworten. Eh ich aber heute morgens die Briefe zur Post schicken konnte, bekam ich den Besuch eines hiesigen Agenten. Der fiel gleich mit der Thüre ins Haus. Er wollte das Stück mit allen darauf ruhenden Rechten kaufen und hat mir eine Summe dafür geboten, deren Höhe mich ordentlich verblüffte."

„So hoch sie auch sein mag, jedenfalls ist er sicher, das Doppelte dabei zu profitieren. Du hast natürlich nicht angenommen?"

„Gewiß hab' ich das —"

„Aber Richard!"

„Ach weißt Du, ich war froh, die Sache vom Leibe zu haben. Dies Werk hat allzulange und allzusehr mein Herz und meinen Geist beschäftigt — und nun hätt' ich an ihm auch noch meine Klugheit schulen sollen? Ach nein! Mag der Mann jetzt damit machen, was ihm beliebt. Ich bin fertig damit. Und — schließlich seh' ich

ja auch einen großen Vortheil bei der Sache. Der Mann wird sich meines Werkes nun doppelt annehmen und wird ihm eine weite Verbreitung sichern; das dient meinem Namen und ebnet meiner nächsten Arbeit die Wege. In diesem Sinne äußerte sich auch der Direktor, als ich ihm von der Sache Mittheilung machte."

„Du hast noch Zeit gefunden, ihn zu besuchen?"

„Ja, und auch noch Zeit zu einem zweiten Besuche. Jetzt eben komme ich von Fräulein Kronek!"

„Du — Du warst bei Martha?" fuhr ich erschrocken auf.

Richard blieb stehen und schaute mich fragend an. „Ja — aber — Du scheinst Dich darüber zu wundern?"

„Über Deinen Besuch bei ihr? Gott bewahre!" lachte ich gezwungen, während ich ihn am Arme mit mir fortzog. „Ich wunderte mich nur, woher Du zu all dem die Zeit genommen hast. Aber — sag — wie hast Du Martha gefunden?"

„Schön und liebenswürdig wie immer."

„Und — es ist Dir an ihr nichts aufgefallen — gar nichts?"

„Aufgefallen? Ich wüßte nicht — das heißt, ja, allerdings — ein wenig blaß ist sie mir vorgekommen, und etwas gedrückt in ihrem Wesen. Aber das ist ja begreiflich. Du weißt doch wohl, der Zustand ihrer Mutter hat sich in den letzten Wochen wieder recht verschlimmert —"

Eben betraten wir den Perron, und Richard wurde

von einem Kondukteur unterbrochen, der uns nach dem Ziel unserer Reise frug.

Der Zug war überfüllt. Nur mit Mühe fanden wir noch, ohne uns trennen zu müssen, Unterkunft in einem Coupé. Schweigend saßen wir uns während der ganzen Fahrt gegenüber; die bunte, laute Gesellschaft, die wir da gefunden, machte jede vertrauliche Aussprache zwischen mir und Richard unmöglich. Und daß er für ein gleichgiltiges Gespräch nicht in der Stimmung war, begriff ich gerne. Unablässig schaute er durch das verstaubte Fenster hinaus in die unter der mittäglichen Sonnenhitze dürstende Landschaft, in welcher die lichten Farben des Sommers bereits den tieferen Tönen des Herbstes zu weichen begannen.

Seine Schweigsamkeit hielt auch noch eine Weile an, als wir schon in dem leichten, offenen, von zwei flinken Braunen gezogenen Gefährte zwischen Wiesen und Feldern den blau aus der Ferne winkenden Bergen entgegenfuhren. Kein Auge verwandte er von den mit sanften Formen in den Himmel sich bauenden Kuppen, als vermöchte er mit seinen heißen Blicken das Ziel sich näher zu rücken. Und dennoch — je näher wir dem Ziele kamen, desto mehr schien ein bedrückendes Gefühl von Furcht und Bangen ihn zu überkommen. Ich bot meine ganze Unterhaltungsgabe auf, um ihn aus der grübelnden Stimmung, in die er zu versinken drohte, emporzuraffen. Zerstreut hörte er mir zu, nickte manchmal zu meinen Bemerkungen oder erwiderte sie ab und zu mit kurzen Worten.

Wieder einmal hatte ich in meinem, meist an den Wechsel der Landschaft sich knüpfenden Geplauder eine Frage an ihn gerichtet. Ich erhielt keine Antwort, und als ich zu ihm aufschaute, sah ich ihn mit halboffenen Lippen wie geistesabwesend vor sich niederstarren.

„Richard!" mahnte ich und legte meine Hand auf seinen Arm.

Er fuhr mit einem verstörten Blick empor, ein tiefer, stockender Atemzug schwellte seine Brust, und heftig drückte er die zitternden Fäuste wider die Schläfe, während er mit einer vor Erregung heiseren Stimme die Worte vor sich hinstieß: „Und doch — und doch — je näher mir die Entscheidung gerückt wird, desto deutlicher fühl' ich es in mir: es war ein Unrecht, daß ich mich von meiner Sehnsucht übermannen ließ und die warnende Stimme meines Innern mit der vagen Ausrede zu betäuben suchte, als gälte dieser Weg vor allem der heiligen Pflicht, die ich dem Andenken jenes Toten schulde. Nein, nein, ich durfte nicht kommen, ehe nicht alles gelöst und geschlichtet war. Hier wenigstens hätte ich stark sein sollen — und es ist mir zu Mute, als müßte sich diese Schwäche bitter an mir rächen. Es ist ein Gefühl in mir, wie eine Ahnung von etwas Unerwartetem, Erschrecklichem —"

„Richard, weiß Gott, nun wird es mir bald zu bunt mit Dir!" fuhr ich fast zornig auf, brach aber dann unwillkürlich in lautes Lachen aus. „Das ist nun gar das Schönste! Ahnungen! Geh — so schau doch auf die Straße — vielleicht läuft Dir auch noch ein Hase über

den Weg — ja, und dann laß nur auf der Stelle halten, steig aus und kehr um!“ So lachte und schalt ich weiter und suchte ihm dabei eine recht despektierliche Meinung über den Wert seiner „inneren Stimme“ einzureden. „Weißt Du, das ist eine alte Keiferin, die nun einmal das Zanken und Nörgeln nicht lassen will, weil es ihr seit langem zur Gewohnheit geworden ist. Nein, Richard, glaube mir, gerade durch diese Reise hast Du den einzig richtigen Ausweg gefunden. Denn was die Geschichte in Augsburg drüben betrifft — ich weiß zwar noch immer nicht, wie die Sache steht — aber ich glaube, daß in dieser Angelegenheit über kurz oder lang noch eine andere Stimme mitzuraten hat, und da wäre es meines Erachtens sogar unverantwortlich von Dir gewesen, diese Sache nach Deinem Geschmacke und nach Deiner etwas allzu scharf gefaßten Pflicht zu ordnen, in einer Art vielleicht, die der Erfüllung all Deines Sehnens und Wünschens möglicher Weise ein neues Hindernis in den Weg gelegt hätte. Nein — so wie das alles nun geht, wird es am besten gehen. Übrigens — sage mir doch endlich — war denn Deine letzte Reise nach Augsburg ganz und gar zwecklos?“

Er zuckte die Schultern und nagte an seiner Lippe. Endlich sagte er: „Der einzige Erfolg ist der, daß wir nun mit Bestimmtheit wissen, was wir früher nur vermuten konnten: daß die Leute das Kind bereits vor Jahresfrist mit Zustimmung ihrer Tochter fortgegeben haben — an wen jedoch, darüber verweigern sie jede Auskunft.

Die Leute auf gerichtlichem Wege zu einer Aussage zwingen, das will und darf ich nicht; es bleibt uns also kein anderes Mittel, als die Übertragung der Vormundschaft auf meinen Anwalt zu erwirken, wobei dann der gegenwärtige Aufenthalt des Kindes von selbst zur Sprache kommen muß. Aber bis die Sache eingeleitet und zu Ende gebracht werden kann, darüber dürften lange Wochen vergehen."

Ich erwiderte, daß er meines Erachtens rascher zu einem Ziele gekommen wäre, wenn er von vornherein mehr mit der Habsucht dieser Leute gerechnet hätte, welche mir als das einzige Motiv ihres seltsamen Versteckspiels erschien. An diese Meinung knüpfte ich noch allerlei Vermutungen, bei denen ich den einzigen Zweck verfolgte, allmählich unserem Gespräche eine Wendung zu geben, welche für Richards Stimmung förderlicher war als die Erörterung dieser peinlichen Angelegenheit. Er schien auch bald zu gewahren, wohin ich dabei zielte, doch kam er mir mit keiner Frage, mit keinem Worte zu Hilfe. Schweigend hörte er mir zu, als ich das Gespräch auf die beiden Briefe brachte, die ich ihm nach Berlin geschrieben — und da gelang es mir leicht, von der Auslegung, die meine Mutter dem Besuche Louisons gegeben, dahin zu kommen, wohin ich kommen wollte: auf meine Begegnung mit Louison in Tegernsee. Als ich dabei zum erstenmale den Namen der Villa „Waidmannsruhe" nannte, fuhr Richard betroffen auf und starrte mich mit großen Augen an. „Erzähle — so erzähle doch!" stieß er, da ich eine Weile

schwieg, mit bebender Stimme hervor. Von nun an konnte ich nicht rasch genug erzählen, mit jeder Sekunde steigerte sich seine Erregung, und mit brennenden Blicken trank er mir förmlich die Worte vom Munde. Als ich ihm berichtete, was ich von Louison über die Art und Weise erfahren, in welcher sein Vater in diese leidvolle Geschichte eingegriffen hatte, füllten sich seine Augen mit Thränen, und wie ein Schauer ging es über seine Schultern, während er das Gesicht in beide Hände drückte. Ich schwieg, denn ich war von dieser stummen Äußerung eines tiefen, erschütternden Gefühls im Innersten ergriffen.

Aufseufzend ließ Richard die Hände sinken und murmelte mit schmerzlich zuckenden Lippen vor sich hin: „Ja, ich weiß, er hat mich geliebt, wie nur ein Vater lieben kann. Und wenn sich mein Leben noch zum Glücke wenden will, so hab' ich es ihm allein zu danken!"

Aufs neue begann ich zu erzählen, wiederholte ihm die für sein Wünschen und Hoffen so verheißungsvollen Worte, mit denen Louison mich entlassen hatte, berichtete ihm, was ich während jener Kahnfahrt mit Egon erfahren, und schilderte ihm lachend die ärgerliche Verblüffung, in die mich bei der Rückkehr nach Quirin seine plötzliche Abreise versetzt hatte.

Er erwiderte kein Wort darauf; doch als ich von dem Vorfall sprach, zu dessen Zeugen ich eine Stunde später in der Villa Waidmannsruhe geworden, als ich ihm das Aussehen von Louisons Vater schilderte, nickte er und sagte: „Mein Wagen hat sich mit dem seinen gekreuzt.

Mich konnte er nicht gewahren, aber ich hab' ihn auf den ersten Blick erkannt. Wie haben ihn diese wenigen Jahre verändert. Wie sehr mag er das rasche Urtheil bereut haben, mit dem er einst den Sohn aus dem Hause stieß, da er nun selbst dem Verbannten entgegeneilte, da es seinem Herzen sogar zu lange währte, ihm nur zu schreiben: komm, ich will vergeben!"

„Weißt Du, Richard, wenn ich offen sein will, muß ich gestehen, daß diese hurtige und dabei so pathetische Versöhnung mich eigentlich weniger ergriff als verblüffte; das hat sich denn doch ein wenig gar zu rasch gemacht."

Nachdenklich blickte er vor sich nieder, und ich fühlte mich seltsam berührt durch das eigenartige, bittere Lächeln, das ich um seine Lippen spielen sah. Was sollte dieses Lächeln sagen? Welchen Gedanken mochte es entspringen?

Wir hatten Gmund, das erste Seedorf bereits passiert und über einer in die Straße vorspringenden Gruppe junger Kastanien tauchte schon das Kapellenthürmchen von St. Quirin empor. Um Richard in ruhigere Stimmung zu bringen, begann ich von allen Einzelheiten jener still fröhlichen Tage zu plaudern, die uns hier auf diesem schönen Fleckchen Erde allzu rasch entschwunden waren. Er nickte nur immer zu meinen Worten und verwandte dabei keinen Blick von dem leichtgewellten, im Sonnenscheine funkelnden See.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde, als wir vor dem Postgebäude zu Tegernsee den Wagen verließen. Ich wollte mich der Thüre zuwenden, Richard aber schlang

seinen Arm in den meinen. „Komm, komm," stammelte er und zog mich mit sich fort, „ich kann nicht warten, Hoffnung und Sehnsucht haben es mich gelehrt, mit Sekunden zu geizen."

Raschen Ganges folgten wir dem bergwärts ziehenden Sträßchen, welches zur Villa „Waidmannsruhe" führte. Als aber das braune Dach der Villa schon zwischen den Bäumen sichtbar wurde, verzögerten sich Richards Schritte mehr und mehr, und als wir die Umzäunung des Parkes erreichten, blieb er tiefatmend stehen, ließ meinen Arm und griff nach einer Stakete. Tiefe Blässe lag auf seinem Gesichte. „Geh, geh," sagte er mit halb erstickter Stimme, „ich fühle nun doch — es ist nicht gut, daß ich so plötzlich komme. Geh — ich bitte Dich — suche Nesty zu sprechen — und wenn Louison Dich sieht, wird sie vorbereitet sein — ich bitte Dich, geh — und ich komme dann nach."

Ich wollte widersprechen, aber die flehende Bitte seiner Augen machte mich verstummen. So ließ ich ihn allein und schritt das schmale, von beiden Seiten durch Zäune eingegrenzte Sträßchen entlang auf das Gitterthor des Parkes zu. Als ich dasselbe erreichte, klang mir um eine Biegung des Weges das dumpfe, träge Rasseln eines schweren Wagens entgegen; ich hörte ein schmetterndes Wiehern, das Klatschen einer Peitsche und eines Kutschers laute, scheltende Stimme, die mich für einen Augenblick stutzen machte, da es mir vorkam, als hätte ich diese Stimme schon einmal gehört.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber nun durch ein spitz klingendes Kichern dem Hofraum der Villa zugelenkt. An der Mündung eines der Parkwege stand das kleine Gretchen im Schatten des dichten Gebüsches; das Gebahren des Kindes verriet mir, daß es mich erkannt hatte. Ich trat in den Hof, näherte mich dem Kinde und bot ihm mit freundlichem Gruße die Hand.

„Gretchen! Gretchen!“ scholl im gleichen Augenblick eine rufende Stimme aus dem tieferen Parke. Es war Nestys Stimme.

„Das ist das neue Fräulein,“ flüsterte mir Gretchen vertraulich zu; „ich bin ihr davongelaufen — und jetzt sucht sie mich — aber ich lasse mich nicht fangen.“

„Gretchen, wo bist Du?“ ließ sich Nestys Stimme schon näher vernehmen. Da riß sich Gretchen los von meiner Hand und huschte um das Gebüsch.

Leichte, flüchtige Tritte näherten sich auf dem knirschenden Kiese — und jetzt stand Nesty vor mir. Ein jähes Erblassen flog über ihr zartes schmächtiges Gesicht, als sie mich so plötzlich erblickte. Rasch aber faßte sie sich, und mit ausgestreckten Händen kam sie mir entgegen. Wenige Worte genügten, um ihr alles zu sagen, was sie wissen sollte.

„Kommen Sie — kommen Sie mit in das Haus!“ stammelte sie und wollte mir voraneilen; doch schon nach wenigen Schritten blieb sie wieder stehen, blickte suchend um sich und rief mit erregter Stimme zwischen die Bäume: „Gretchen! Gretchen!“

Ich wollte schon von meiner Begegnung mit dem

Kinde zu ihr sprechen, als wir hinter uns ein kicherndes „Da bin ich ja!“ vernahmen.

„Um Gotteswillen, Kind — ich bitte Dich —“ fuhr Nesty erschrocken auf und eilte dem Zaune zu, auf dessen Schneide das Mädchen kauerte, fast an der gleichen Stelle, von welcher Richard damals vor Wochen das Kind auf seine Arme gehoben hatte. Doch ehe Nesty den Zaun zu erreichen vermochte, stürmte draußen um die Biegung des Weges ein Etwas einher, mit Rasseln und Poltern, mit Hufschlag und Schnauben — zwei scheu gewordene Rosse vor einem mit tanzenden Fässern beladenen Wagen. Das Kind erschrak, fuhr in die Höhe, wie um in den Hof zu springen, verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings auf die Straße.

Es war ein einziger Schrei, der von meinen wie von Nestys Lippen gellte, und während sie in wahnsinniger Eile dem Gitterthor entgegenflog, stürzte ich nach dem Zaune, um mich über ihn hinwegzuschwingen. Von der Wucht des Sprunges brach ich in die Kniee — ich raffte mich auf — doch schon war Richard zur Stelle, riß mit beiden Armen das kreischende Kind empor an seine Brust und wandte sich zur Flucht, indeß ich mit dem Aufgebot all meiner Kräfte dem einen der scheuen Pferde, die in diesem Augenblick an mir vorüberstürmten, in die Zügel fiel. Aber all meine Kraft erlahmte dieser wilden Gewalt gegenüber, ich wurde gezerrt und geschleift — und so sah ich noch, wie Richard in der sich verengernden Straße keinen Ausweg finden konnte, sah ihn dicht vor den rasenden

Pferden, sah, wie die Wagenstange seinen Rücken traf, sah ihn stürzen und mit dem Kinde unter den Hufen der Rosse verschwinden. Das Entsetzen machte meine letzte Kraft erlöschen, meine Finger lösten sich, ich wurde seitwärts wider den Zaun geschleudert, und wie ein grauer Schleier fiel es mir vor die Augen; doch kurze Sekunden nur währte diese Betäubung, denn als ich meine Sinne wiederfand, hörte ich noch das Rasseln des thalwärts stürmenden Gespannes.

An mir vorüber hinkte ein Bauernbursche mit aschfahlem Gesichte, in den Händen einen zerrissenen Zügelriemen und einen Peitschenstumpf, auf den Lippen ein jammerndes „Jesus Maria!", das ihm der erschütternde Anblick entpreßte, der sich seinen Augen bot. Inmitten der Straße lag Richard auf der Erde, das regungslose Kind an die Brust gedrückt, von Staub umwirbelt — und vor ihm kauerte Nesty schluchzend auf den Knieen und suchte ihn mit zitternden Händen aufzurichten. Die Thränen schossen mir in die Augen, stammelnd wankte ich näher, und hoffende Freude zuckte mir durch das Herz, als ich Richards Augen offen sah. Wohl deckte eine gelbliche Blässe sein Gesicht, doch schien er nicht schwer verletzt, denn mit unserer Hilfe vermochte er sich emporzuheben, vermochte zu stehen und zu gehen, wenn auch mit schweren, schwankenden Schritten. Nesty stieß das Gitterthor vor uns auf, und während wir den Hof betraten, kamen bereits Egon und Herr v. Lanzky mit schreckensbleichen Gesichtern herbeigeeilt. Jetzt erschien Louison auf der Schwelle;

einen Augenblick stand sie wie erstarrt, dann zitterte ein gellender Aufschrei von ihren erblaßten Lippen, und mit ausgebreiteten Armen kam sie auf Richard zugeflogen. Aufschluchzend hatte dieser beim Anblick der Geliebten die Schritte verhalten — nun ging ein Schauer über seine ganze Gestalt, wortlos bewegte sich sein Mund, das Haupt sank ihm in den Nacken, und ehe Louison ihn erreichte, brach er zusammen. Im Niederstürzen öffneten sich seine Arme, und Gretchens Körper glitt von seiner Brust auf die Erde, deren weißer Kies von rinnendem Blute sich färbte. Mit jammerndem Schluchzen und zärtlichem Stammeln warf Louison sich über Richard hin. Nesty und Herr v. Lanzky kamen ihr zu Hilfe, um den Ohnmächtigen aufzurichten; ich aber raffte das Kind empor und eilte mit ihm dem Hause zu. Schlaff hingen alle Glieder von dem kleinen Körper, kein Atem rührte die Lippen, die Augen waren starr geöffnet, glanzlos und gebrochen — — ich trug auf meinen Armen eine Leiche. Wie eisiger Frost durchfuhr es meinen Leib, ich stand im Flur, geschüttelt von Entsetzen und ratlos, was ich beginnen sollte. Da kam mir Egon nachgeeilt, und während er vor mir eine Thür öffnete, die in ein kleines, freundliches Zimmer führte, stammelte er: „Kommen Sie — das arme Kind — ach Gott — welch ein Unglück!“

Ich folgte ihm, und während ich den regungslosen Körper auf das von einem weißen Himmel überdachte Bettchen niederlegte, erkannte auch Egon, daß es hier keine Hilfe mehr und keine Rettung gab.

„Wie entsetzlich — wie entsetzlich!“ flüsterte er, die Hände wider die Schläfe pressend. „Und welch ein Verhängniß, daß gerade e r — — Sie ahnen ja nicht, wie entsetzlich das alles ist — es war ja s e i n Kind, sein eigenes Kind!“

Mir versagte die Sprache; erschüttert starrte ich ihm in das bleiche Gesicht, indes er mit stockenden Worten weitersprach:

„Louison wußte den Aufenthalt des Kindes zu erfahren, und sie hat es beim Vater durchgesetzt, daß sie das Kind in unser Haus nehmen durfte — und — nun ist es schon über ein Jahr —“

„Aber — aber der Name des Kindes?“ unterbrach ich ihn mit stotternder Frage.

„Gretchen — es ist der Name, den Louison dem Kinde gab, als es in unser Haus kam. Denn jener andere Name hätte ja täglich —“

Egon verstummte und blickte mit scheuen Augen zu seinem Vater auf, der plötzlich vor uns stand, ohne daß wir ihn hatten kommen hören. Mit schlürfenden Schritten ging er an uns vorüber auf den Sessel zu, der zu Häupten des Bettchens stand. Er hatte keinen Blick für uns; ohne Bewegung saß er und schaute mit feuchten Augen unablässig auf das starre Gesichtchen des toten Kindes — allmählich aber kam ein Zucken und Zittern in seine steinernen Züge, dann ließ er jählings den Krückstock sinken, schlug die Hände vor das Antlitz und brach in dumpfes Schluchzen aus.

7.

Zwei stille, traurige Tage vergingen. Richard lag in heftigem Wundfieber, obwohl die Verletzungen, die er an der linken Schulter und am Arme erlitten hatte, nicht gefährlich waren. Der Tod des Kindes, das er hatte retten wollen, hatte ihm das Leben gerettet — die junge zarte Brust hatte seine Brust vor dem tötlichen Schlage beschützt.

Als wir am Morgen des dritten Tages von der Bestattung des Kindes zurückkehrten, war in Richards Befinden die Wendung zum Besseren eingetreten. Er sprach kein Wort, als ich an sein Lager trat, aber das schmerzliche Lächeln und der vieldeutige Blick, mit dem er mich empfing, waren beredter, als es alle Sprache gewesen wäre. An seiner Seite saß Louison, und sie hielt seine Hände in den ihren. Das Verhängnis jener unheilvollen Stunde hatte die Herzen dieser beiden inniger vereinigt, als es alle lösenden und sühnenden Worte vermocht hätten

Andern Tages kehrte ich nach München zurück. Ich hatte Richard, um ihn nicht zu erregen, die Stunde meiner Abreise verheimlicht. Während er schlief, nahm ich stummen Abschied von ihm, das Herz erfüllt mit innigen Wünschen für die kommende Zeit seines Glückes. Und ich las die Erfüllung dieser Wünsche aus Louisons Augen.

Egon gab mir bis zur Bahnstation das Geleite. Wovon wir auch immer sprechen mochten, immer wußte er das Gespräch auf den gleichen Gegenstand zurückzuführen — auf Nesty. Und da fand er des Lobes und Rühmens kein Ende. Er erzählte mir, wie sich Nesty in wenigen Tagen alle Bewohner der Villa zu Freunden gewonnen hätte, seinen Vater, Louison und Herrn v. Lanzky. Schließlich stieg ihm das Herz vollends auf die Zunge, und er gestand mir, daß in ihm von der ersten Stunde an, in welcher Nesty das Haus seines Onkels betreten, eine tiefe Zuneigung für sie erwacht wäre. Er hätte sich bis jetzt nur seinem Onkel eröffnet, der ihm versprochen, Nesty nicht mehr aus seinem Hause ziehen zu lassen. Er selbst wolle fort, um noch zu lernen, um tüchtig zu arbeiten und sich eine angesehene Stellung in seinem Fache zu erringen. Wäre dann Nestys Trauerjahr abgelaufen, so wolle er zurückkehren, um sich ihr zu erklären.

„Sie wissen, daß ich doppelt Ursache habe, ihr eine Zukunft zu bieten und ihr Leben zu einem sorgenlosen und glücklichen zu gestalten,“ sagte er. „Freilich, mein Hoffen ist gepaart mit Bangen und Zweifel. Fräulein Nesty weiß ja noch nicht, daß die erste Ursache so vielen

Kummers, den ihr Vater zu leiden hatte, bei mir und in meiner Vergangenheit zu suchen ist. Das alles muß ich ihr gestehen, bevor ich ihr bekennen darf, wie von Herzen gut ich ihr bin. Nicht wahr — das muß ich? Aber — sagen Sie mir — Sie kennen ja Nesty schon länger — glauben Sie, daß sie wird vergeben und vergessen können?"

Mit einem ängstlichen und dennoch hoffenden Blicke sah er mir in die Augen. Aber ich vermochte nicht zu erwidern: ich glaube es — ich sagte nur: „Ich wünsche es Ihnen! Und wenn Sie eines Fürsprechers bedürfen sollten, so werden sie den besten, den Sie sich wünschen können, in Richard finden."

Damit schied ich von ihm.

Kurz nach Mittag langte ich in München an. In meiner Wohnung fand ich unter anderen Briefen eine gedruckte Karte vor, welche mir die „in aller Stille vollzogene Vermählung" von Marthas Schwester zur Anzeige brachte. Lange hielt ich das Blatt in meinen Händen und betrachtete es mit bitterem Lächeln. So weit also war ich der „Freundin" schon entfremdet, daß ich in solcher Weise von einem Familienfeste verständigt wurde, das ich mir noch vor wenigen Wochen ohne meine Gegenwart nicht hätte denken können.

Weshalb aber diese unerwartete Beschleunignng der Hochzeit? Weshalb diese Hochzeit in aller Stille!

Aus den Journalen der letzten Tage las ich die Antwort auf diese Fragen, eine Antwort, die mich bei all dem bittern Empfinden, das mein Herz erfüllte, aufs

tiefste erschreckte. Ich las da die Nachricht von einem mehrmonatlichen Urlaub, den Martha genommen, um ihre Mutter, deren Befinden sich in besorgniserregender Weise verschlimmert hatte, nach dem Süden zu geleiten. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Frau Kronek die Vermählung ihrer Tochter lieber beschleunigt als auf unbestimmte Zeit verschoben hatte. Und nun sollte Marthas und ihrer Mutter Abreise bereits mit dem kommenden Tag erfolgen.

Mein erster Gedanke bei dieser Nachricht trieb mich zu Martha; aber kopfschüttelnd kehrte ich unter der Thüre wieder um und warf den Hut beiseite. Ich begann einen Brief, in dem ich mich mit einigen höflichen Worten für die Vermählungsanzeige zu bedanken und diesem Danke ein paar landläufige Wünsche für das Glück der Jungvermählten beizufügen gedachte. Aber schon nach den ersten Zeilen brannte mir mein Herz und mein Mitgefühl mit der Feder durch — und nach einer Stunde hatte ich einen Brief beendet, der mit eindringlichen Worten alles zu klären suchte, was zwischen mir und Martha lag, und der mit den heißesten Wünschen für ihr Glück und ihrer Mutter Wohlergehen schloß.

Umgehend sandte ich den Brief an Martha und eilte dann aus dem Hause; aber wohin ich auch die Schritte lenken mochte, überall stürmten schmerzende Erinnerungen an die vergangenen Zeiten, an die verwichenen Tage auf mich ein.

Zu dämmernder Stunde kehrte ich nach Hause zurück,

nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, welch eine Wirkung mein Brief erzielen möchte.

Am anderen Morgen kam die Antwort. Sie lautete: „Mein Lieber, Guter! Wie dank' ich Dir für Deine Zeilen! Sie haben mir im Innersten wohl gethan. Wahre Freundschaft läßt sich verkennen, aber sie kann sich nicht verläugnen, auch da nicht, wo sie mit allem Rechte zürnen sollte. Aber weißt Du, wenn ein Herz verloren geht, dann ist es auch zuweilen um den Verstand geschehen. Nun hat ihn mich die Not wieder finden lassen — den Verstand und die Ruhe! Du darfst mir nicht böse sein! Komm nur, komm zu uns! Wir müssen heute mittag reisen, und es ist mir, als könnt' ich die Stadt nicht verlassen, ohne Dir noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Auch mein armes Mütterlein möchte Dich von Herzen gerne noch einmal sehen. Nicht wahr, Du kommst? Und bis wir uns wiedersehen, empfange wie sonst den Freundesgruß Deiner

Martha."

Das Blatt zitterte, während ich las, in meinen Händen; wieder und wieder durchflog ich es, dann drückte ich meine Lippen auf den trauten Namen und stürzte davon — zu ihr!

Ich erreichte Marthas Wohnung und stand mit pochendem Herzen auf der Schwelle; die alte Dienerin öffnete mir; mit verweinten Augen schaute sie zu mir auf, nickte einen stummen Gruß und schritt mir voran der Salonthür entgegen. Als ich den schönen Raum

betrat, flogen mir unwillkürlich die Worte durch den Sinn, welche Richard einst an dieser Stelle gesprochen: „Man sieht es diesen Wänden an, daß Ruhm und edle Freude zwischen ihnen wohnen.“

Martha saß vor dem Schreibtisch, welcher mit sorgsam geordneten Papieren bedeckt war. Bei meinem Eintritt sprang sie vom Stuhl empor, und so standen wir eine Weile wortlos, Blick in Blick getaucht. Wie war sie so blaß! Wie tief lagen ihre Augen, wie müde waren ihre Züge! Und doch — wie schön, wie schön!

„Martha!“ stammelte ich endlich und streckte ihr die beiden Hände entgegen, während ich heiße Thränen auf meinen Wangen fühlte.

Da kam ein Zucken in ihre schmalen Lippen, ein Zittern überflog ihre schöne Gestalt, und nun eilte sie auf mich zu und sank mir unter leisem Schluchzen an die Brust. Mit bebenden Armen hielt ich sie umschlungen, starrte nieder auf die braunen Wellen ihres Haares und mußte jener Stunde denken, in der ich sie so wie jetzt an meiner Brust gehalten, damals auf dem Bahnhof zu Berlin.

Noch hatten wir nicht Worte gefunden, als die Thüre des anstoßenden Gemaches sich öffnete und die alte Dienerin auf der Schwelle erschien. Verlegen schaute sie auf uns und brachte keine Silbe über die Lippen; mit der einen Hand nur deutete sie nach rückwärts und verschwand dann wieder.

„Komm, komm zu Mama,“ flüsterte Martha unter

Thränen, während sie ihren Arm in den meinen schlang, „sie scheint bereits zu wissen, daß Du hier bist — und sie hat Dich so ungeduldig erwartet. Und — nicht wahr? — zwinge Dich ein wenig und zeig' es ihr nicht, wenn Du ihr Aussehen schlimmer findest als Du denken magst." Sie schüttelte, wie um ihrer Thränen Herr zu werden, das schöne Haupt, hauchte auf ihr weißes Tuch und drückte es über die Augen.

Dann gingen wir. Marthas Worte hatten mich auf Schlimmes vorbereitet, ich hatte all meine Festigkeit gesammelt — als ich aber Frau Kronek vor mir sitzen sah, eingekauert in eine Ecke des Divans, zum Skelette abgemagert, mit fieberhaft glänzenden Augen und hohlen, aschfahlen Wangen, da ging mir dennoch ein kalter Schauer über Nacken und Schultern.

Sie bot mir mit einem müden Lächeln die weiße knöcherne Hand entgegen, die ich wortlos ergriff und küßte.

„Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben," sagte sie, wobei ein dünner, trockener Husten immer ihre Worte unterbrach „und — es hat sich inzwischen so vieles verändert — nicht wahr?"

Wie wurde es mir so schwer, eine Antwort zu finden! Allmählich erst vermochte ich einen ruhigen Klang in meine Stimme zu bringen; und da sprach ich dann von allem, wovon ich dachte, daß es gute Wirkung auf Frau Kroneks Stimmung üben könnte: von dem Glück ihrer jüngeren Tochter, von Marthas Erfolgen, von einer kommenden, sorglosen Zeit, von der heilsamen Luft des Südens.

Geduldig hörte sie mir zu, mich manchmal nur mit einem kurzen Worte unterbrechend. Sie sprach es nicht aus, aber aus ihrem bitteren Lächeln, aus ihren traurigen Blicken und aus dem eigenartigen Nicken ihres Kopfes war es zu lesen, wie wenig sie selbst die guten Hoffnungen theilte, von denen meine Worte überflossen. Das alles machte einen so beklemmenden Eindruck, daß mir bald die Rede wieder versiegte; und als ich mit einem hilflosen Blick zu Martha aufschaute, schossen ihr die Thränen in die Augen; hastig wandte sie sich ab und verließ, mit stammelnden Worten eine vergessene Besorgung vorschützend, das Zimmer. Ich sah ihr nach, kaum aber hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als ich meine Hand von heißen, zitternden Fingern ergriffen fühlte, und während mich Frau Kronek dicht an ihre Seite zog, während sie mit angstvoll flehenden Blicken an meinem Gesichte hing, frug sie mit hastender, bebender Stimme: „Sagen Sie mir — wird er — wird er nie wieder kommen — nie wieder? Ist wirklich alles zu Ende? Keine Hoffnung für mein armes Kind, keine, keine?"

Ich vermochte ihren Blick nicht zu ertragen, und schweigend schlug ich die Augen nieder. Da ließ sie meine Hand aus der ihren sinken, und mit einem müden, stockenden Seufzer hauchte es von ihren Lippen: „O Du mein armes Kind! Wie traurig, wie traurig, daß es gerade so hat kommen müssen! Wie hab' ich mich mit meinem Kinde und für mein Kind gefreut, als ich das alles so schön beginnen sah. Er hat es ja auch mir angethan

mit seinem eigenartigen, tiefen Wesen, mit seinen guten Augen. Und nun! Ich weiß es — ich kenne mein Kind — sie wird es nie verwinden! Ihr Herz — das ist wie eine Blume, die erst der Sommer zum Blühen brachte — ein einziger Reif, ein Frost in der Nacht — und alles hat ein Ende. Da gibt es kein Genesen mehr, denn dann ist ja der Winter da!"

Sie verstummte und deckte das Gesicht mit beiden Händen. Als sie nach einer stillen Weile die Arme wieder niedersinken ließ in den Schoß, nickte sie flüsternd vor sich hin.

„Und nicht einmal böse kann ich ihm sein. Es ist ja auch für ihn ein Verlust, daß er an diesem Glücke blinden Auges vorüber ging. Denn welch ein Glück er in der Welt auch immer finden mag, ich fühl es in mir, es wird kein besseres und schöneres sein, als er an dem Herzen meines Kindes gefunden hätte. Und — wer mag es wissen — vielleicht ist eine Schuld in seinem Leben, vielleicht hat ihm Gott zur Strafe dieser Schuld die Augen blind gemacht! Aber nein — wie ich nur reden kann! Welch eine Gerechtigkeit wäre das, die zur Strafe des Schuldigen den Schmerz der Unschuld wählt. Es ist eben alles gekommen, wie es kam, und wir müssen es hinnehmen! Ich weiß es ja nun — und doch, ich will es nicht glauben, daß es nicht anders hätte sein können. Ach, wie mir so leid ist um mein Kind! Ein altes, müdes Leben, mit dem es zu Ende geht, das ist ja noch lange nicht das Schlimmste — das muß ja früher oder

später so kommen — aber — aber ein junges, schönes, blühendes Menschenkind, und ohne Hoffnung auf ein Glück im Leben, das — das —"

In lautem Schluchzen erstickten Frau Kroneks Worte. Im gleichen Augenblicke betrat Martha das Zimmer. „Mutter, Mutter! Was ist Dir! Ich bitte Dich —" stammelte sie, eilte der Weinenden zu Füßen und zog ihr die Hände vom Gesichte.

„Nichts, nichts! Laß nur, mein Schatz, laß nur —" erwiderte Frau Kronek und blickte unter Thränen lächelnd auf Martha nieder. „Weißt Du, wir haben von den beiden jungen Leutchen gesprochen, wie schwer sie von uns gegangen sind, und wie wir alle zusammenhelfen mußten, ich, Du und der gute Doktor, um ihnen die unklugen Sorgen auszureden — und — das viele Sprechen — — Aber das wird ja vorüber gehen! Laßt mich nur ein bißchen allein! Geht nur und plaudert noch ein wenig zusammen — und dann —" da schaute sie auf mich und bot mir ihre Hand, „nicht wahr, wir sehen uns ja noch? Wenn auch nur auf einen letzten Gruß? Nicht wahr?"

Wortlos neigte ich mich über diese bleiche, zitternde Hand, küßte sie und erhob mich.

Als ich die Schwelle überschritten hatte, blieb ich aufatmend stehen und drückte die beiden Fäuste über die Augen.

„Komm!" hörte ich Marthas Stimme, und an mir vorüber schritt sie durch das Speisezimmer in den Salon.

Eine dumpfe bange Stimmung überkam mich, während ich ihr zögernd folgte. Als ich den schönen Raum betrat, stand sie, mir den Rücken kehrend, am Fenster. Ich ließ mich auf den Divan nieder; es war eine Müdigkeit in mir, daß meine Kniee zitterten. Eine stille Weile verrann; dann plötzlich kehrte sich Martha zu mir.

„Meine Mutter — hat nach ihm gefragt?"

Ich schwieg.

„Und — was hast Du ihr gesagt?"

„Was hätt' ich ihr sagen sollen?" seufzte ich auf.

Traurig nickte sie vor sich hin, strich tiefatmend die Hände über Stirne und Wangen, kam dann hastig auf mich zugegangen und setzte sich an meine Seite. „Komm — erzähle mir — alles — alles!" sagte sie, während ihr die hellen Zähren in die Augen traten.

Und da begann ich zu erzählen, anfangs in stockenden Worten. Doch immer rascher und rascher. Regungslos saß sie an meiner Seite, die Hände im Schoße gefaltet, das Kinn auf die Brust gesenkt. Ein tiefes Weh durchschnitt mir das Herz, so oft ich sie betrachtete, und bald fand ich den Mut nicht mehr, die Augen nach ihr zu wenden. Während ich erzählte, irrten meine Blicke ziellos durch das Gemach, und endlich blieben sie an jener Bleistiftzeichnung haften, auf welcher Marthas Opheliabild in so kecken, lustigen Strichen karrikiert war. Immer hatte diese Zeichnung erheiternd auf mich gewirkt, nie hatt' ich etwas Verletzendes in ihr gefunden, jetzt aber — ich wußte mir nicht zu sagen, weshalb — jetzt schmerzte

mich der Anblick dieses Zerrbildes im innersten Herzen, ich hätt' es am liebsten von der Wand reißen und zerstören mögen. Und dennoch hielt es mir gewaltsam die Blicke gefesselt bis zu meinem letzten Worte.

Lange schon hatte ich geschlossen, und immer noch saß Martha schweigend an meiner Seite. Da schlug im Nebenzimmer eine Uhr, und wie erschrocken fuhr Martha aus ihren Gedanken auf. „Es ist spät geworden!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Nun weiß ich alles — und — ich danke Dir! Ihm aber wünsche ich, daß ihm das Glück, das er wiedergefunden nach Leid und Kämpfen, treu bleiben möge, und daß kein Schatten der Vergangenheit seine sonnige Zukunft zu stören komme. Er ist ja des Glückes so wert! Und ich weiß es — die Ruhe des Glückes wird seine Kräfte wecken und stählen — er wird noch die Welt erfreuen mit dem Reichtum seines Herzens und Geistes. Und wenn auch sein Weg zur Höhe über mich hinweg gegangen ist — in mir ist kein Gefühl der Bitterkeit wider ihn. Die Tage meines liebenden Hoffens — das war ja auch eine Seligkeit — und allzuviel darf sich der Mensch nicht verlangen! Ich werde immer zu jenen stehen, die mit Verehrung seinen Namen nennen. Und daß ich es war, die ihn zurückgeführt auf den Weg zum Glücke und zu edler Thätigkeit, das wird mir ein Trost sein in meinem armen, einsamen Leben.“

„Nein, Martha, nein, so darfst Du nicht sprechen, Du nicht!“ stammelte ich, ihre beiden Hände fassend. „Du arm und einsam? Bist Du nicht vergöttert von allen,

auf Händen getragen von einer ganzen Welt? Hast Du nicht Deine Kunst, Deine gottbegnadete Kunst, die Dich emporhebt über Tausende Deines Geschlechtes? Hast Du nicht Deine Mutter, die Dich liebt, wie niemals noch ein Kind geliebt wurde —"

„Meine Mutter, ja, meine Mutter!" raunte sie mit gebrochener Stimme vor sich hin. „Meine Mutter ist jetzt mein Leben. Und gebe der Himmel, daß ihr der Süden die Genesung bringe! Wenn es aber anders kommen sollte — und ich fürchte, ich fürchte — dann — dann ist auch mein Leben abgeschlossen und zu Ende. Und was dann geschehen soll! Dann will ich dem Rate folgen, den ich von zwei Menschen geben hörte, von einem, an dem ich seit meiner Jugend mit aller Begeisterung meiner Seele hing —" es war ein so eigener Blick, mit dem sie bei diesen Worten die Augen zu ihrem Opheliabilde hob, „und von einem, den ich liebte aus ganzem Herzen."

Ich wußte den Sinn ihrer Worte nicht zu fassen, ich fühlte nur, wie mich ein Gefühl unsagbarer Angst überkam. „Martha, Martha —" zitterte es in verhaltenem Schluchzen über meine Lippen, ich drückte ihre Hände und zog sie an mich, sie aber schüttelte das schöne, bleiche Haupt, löste ihre Hände aus den meinen und sagte, während sie sich müde erhob:

„Laß mich — und — und rede mir auch nicht von meiner Kunst. Von ihr darf ich weder Trost noch Hilfe erwarten, denn ich habe an ihr gesündigt — und sie hat mich verlassen, seit ich aufgehört habe, ihre reine,

lautere Priesterin zu sein, seit ich sie mißbraucht habe zum Eigennutz meines Herzens. O wie bitter hat sie sich an mir gerächt! Weißt Du noch — damals an jenem ersten Abende — was ich da vor all den Hunderten geschaffen habe, das schuf nicht die Künstlerin — jeder Blick meiner Augen, jedes Wort, das ich gesprochen, war Blick und Sprache des liebenden Weibes, das um den Besitz des Geliebten kämpfte. Da dachte ich mit keinem Gedanken meiner Kunst — und als ich dann, ohne daß Ihr es wußtet, aus dem Munde Deines Freundes jene Worte hören mußte, die den leuchtenden Bau meiner Hoffnung so jählings in Stücke rissen, als ich, gebrochen an Herz und Seele, hinauswankte auf die Bretter, da hatte meine Kunst auch mich verlassen, und ich war nur das schluchzende Weib, das in seinem fassungslosen Schmerze nicht einmal jene Worte nachzustammeln vermochte, die doch von gleichem Jammer sprachen, wie er mich erfüllte. Und wenige Tage später, als wir sein Werk mit jenem neuen Schlusse spielten, den ich jetzt erst nach allem, was ich von Dir erfahren habe, ganz und voll verstehe, da war es nicht das reine Feuer der Kunst, was in mir brannte und flammte — es war die Leidenschaft meines eigenen Herzens, es war die verzehrende Glut der Sehnsucht nach jenem Glücke, das mir selbst verloren war für immer und ewig. Sie alle, die mich damals sahen, sie haben gesagt, ich hätte an jenem Abend mein Bestes und Höchstes gegeben — aber das waren falsche Worte — was ich gegeben habe, es war mein Alles, mein Letztes.

Denn wie ich das zum zweitenmale spielen sollte, da war ich schon müde, da war die Sehnsucht schon erloschen in mir — da war alles nur noch handwerksmäßige Äußerlichkeit — und wenn mich auch der hundertstimmige Beifall umrauschte, in mir selbst hab' ich es gefühlt, daß ich dieses Beifalls nicht mehr würdig war. Dieses Gefühl ist in mir gewachsen mit jedem Tage, und schließlich hat mich Widerwille und Ekel überkommen, so oft ich die Bretter betrat. Was soll ich Dir noch sagen? Es ist alles gesagt mit dem einen Worte: ich habe die Freude an meiner Kunst verloren, ich habe keine Liebe mehr zu ihr!"

Der dumpfe, klanglose Ton dieser Worte durchschauerte mich bis ins innerste Mark, und in Marthas Augen war ein so starrer, trostloser Blick, daß ein namenloses Entsetzen mir das Herz umkrampfte. „Martha, Martha, das ist ja Wahnsinn, was Du redest!" schrie ich auf, eilte zu ihr und faßte mit beiden Händen ihren Arm. Unter Thränen und Schluchzen sprudelten mir die Worte von den Lippen, ich sprach von ihrem Ruhme, von ihrem Können, von ihrem Werte, von ihrer Jugend und Schönheit, von all der Liebe und Verehrung, mit welcher Tausende zu ihren Füßen lägen — — ich wußte selbst kaum, was ich redete, ich fühlte nur, wie mir das Übermaß des Empfindens fast die Brust zersprengen wollte, und so sprach ich und sprach, bis ich mit einemmale verstummte, während ein herber Schmerz mein Herz durchzuckte und heiße Glut in meine Wangen schoß.

Was mich so jählings zum Schweigen brachte, es war der seltsam erschrockene, staunende Blick, mit welchem Martha mich betrachtete. Deutlicher, als alle Sprache hätte reden können, sprach dieser Blick. Sie hatte mehr aus meinen Worten gehört, als ich hatte sagen wollen — — nun wußte sie, daß ich sie liebte!

Jetzt schwellte ein tiefer Seufzer ihre Brust, langsam hob sie die Hand, strich mir die Haare aus der gesenkten Stirne und sagte: „Mein armer Junge! Und an Deiner Freundschaft konnte ich zweifeln! Wie wehe muß ich Dir gethan haben.“

Die Thüre öffnete sich, und die alte Dienerin erschien. „Ich bitte, Fräulein, der Doktor ist bei der gnädigen Frau.“

„Ich komme!“ nickte Martha, und als die Alte das Zimmer wieder verlassen hatte, flüsterte sie: „Siehst Du, man ruft mich! Was nützt das alles! Wir müssen scheiden!“

„Nein, nein, Martha, ich kann nicht gehen!“ stammelte ich. „Laß mich warten — oder — oder erlaube mir doch, daß ich Euch zur Bahn begleite.“

„Thue das nicht, ich bitte Dich darum. Das würde mir und der Mutter das Gehen nur noch schwerer machen! Leb wohl — das ist das beste und kürzeste Wort für uns beide. Leb wohl — und — Gott mag es geben, daß wir uns wiedersehen!“

Ich wollte sprechen, wollte ihre Hände fassen, sie aber schlang die beiden Arme um meinen Nacken und

küßte mich innig auf die Lippen. Dann riß sie sich schluchzend los und eilte aus dem Gemache.

Lange stand ich, wie betäubt, und meine Thränen wollten nicht versiegen. Endlich raffte ich mich auf und wankte wie ein Trunkener aus dem Hause. Ziellos irrte ich durch Straßen und Gassen; doch als die Stunde kam, zu welcher Martha reisen sollte, trieb es mich wider Willen dem Bahnhof zu. Hinter einer Säule stand ich verborgen, sah ihren Wagen kommen, sah sie, mit zärtlicher Sorgfalt die Mutter führend, die Halle betreten und sah sie verschwinden in einem Thore. Qualvolle Minuten verrannen mir, dann schlich ich mich in den Wartesaal, und dort stand ich, die Stirne wider die Scheibe der Thüre gepreßt und starrte hinaus auf den von lautem Leben erfüllten Perron, bis unter gellendem Pfiff und schrillendem Läuten der Zug mit Dröhnen und Fauchen sich in Bewegung setzte, bis er meinen Augen entschwand, weit draußen auf der grauen, öden Schienenstrecke.

Zögernden Schrittes trat ich den Heimweg an — und neben all dem leidvollen Empfinden, welches mich erfüllte, erwachte ein Gefühl in mir, das mich quälte, das ich ein Unrecht nannte und dennoch vergebens zu bekämpfen suchte — ein Gefühl der Bitterkeit wider Richard.

Ich erreichte mein Haus und meine stille Stube. Lange, lange saß ich hier am offenen Fenster und schaute, versunken in schmerzliche Erinnerung, zu dem fahlblauen Himmel auf. Und wenn ich für Momente aus meinem

Sinnen erwachte, wenn meine feuchten Augen in zielloser Sehnsucht die luftige Weite suchten, sah ich hoch über den Dächern zahllose Vögel rastlos durcheinander kreisen. Es waren die Schwalben der Stadt, die sich zur Reise sammelten.

O daß ich mit ihnen für jene beiden, die nun auch gen Süden zogen, um Genesung an Leib und Seele zu suchen, meine Grüße und Wünsche hätte südwärts senden können — die Grüße und Wünsche eines Einsamen.

Einsam! Wie dieser Gedanke mir so wehe that! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später verließ ich München. Ich wollte die Ruhe meines Herzens in rastloser Thätigkeit suchen und nahm eine seit langen Monaten ruhende Arbeit wieder auf, deren Vollendung mancherlei Quellenstudien erforderte, welche nur die Archive und Stadtbibliotheken von Straßburg, Basel und Zürich mir ermöglichen konnten.

So weilte ich vier Wochen schon in Straßburg, als ich von Richard einen Brief erhielt, welcher mich zuerst in München gesucht hatte und auch in Straßburg noch eine Woche uneröffnet liegen blieb, da ich die letzten schönen Herbsttage zu einem Ausflug in die Vogesen benützt hatte. Richard gab mir in diesem Briefe Nachricht von seiner Genesung und zeigte mir den nahen Tag seiner Vermählung an. „Dich mag es nicht verwundern, wenn wir ungeduldig sind nach unserem Glücke,“ so schrieb er. „Ich soll, um auch innerlich völlig zu gesunden, den Winter im Süden verbringen, an einem stillen, zurückge=

zogenen Orte. Ich vermöchte eine so lange Trennung nicht mehr zu ertragen, und so wird Louison mit mir gehen, als mein Weib. In der Stunde, die uns für das Leben vereinigt, reisen wir — dem Glück, dem ewig blauen Himmel entgegen. Daß wir beide Dich zu diesem Tag erwarten, brauch ich Dir wohl nicht erst zu sagen — ich vermöchte ihn mir nicht zu denken, ohne die Gegenwart dessen, dem ich so von Herzen gut bin, dem ich so unendlich vieles zu danken habe, ohne den ich vielleicht diesen Tag niemals erlebt hätte."

Diese Worte machten mir Freude; dennoch sollte mich Richard vergebens erwarten, denn der Tag, an dem sein Brief in meine Hände kam, war eben der Tag seiner Vermählung. Ich mußte mich damit begnügen, ihn durch ein Telegramm von dieser unfreundlichen Fügung des Zufalls zu verständigen. In meinem Innersten aber, wenn ich es auch vor mir kaum eingestehen wollte, war mir dieser Zufall fast willkommen. Der glückwünschende Brief jedoch, den ich folgen ließ, kam mir dennoch wieder von Herzen.

Zwei Wochen später, als ich schon in Basel war, schrieb mir Richard aus Venedig. Dieser Brief war beinahe ein Buch. Es wehte ein frischer und gesunder Hauch durch all diese hundert Zeilen, welche überflossen von Glück und Freude; trotzdem meinte ich aus manchem zu merken, daß es mit seiner „inneren Genesung" doch nicht allzurasch von statten ging. Sein Hang zum spintisierenden Grübeln, so gewaltsam er ihn überwinden zu wollen

schien, kam immer wieder zum Vorschein; nur der Stoff hiefür war jetzt ein anderer geworden: denn wie er einst über Ursachen und Wirkungen des seelischen Elends gegrübelt hatte, so spintisierte er jetzt über den Wert und das Wesen des Glückes, und immer wieder zog es dabei seinen Gedankengang aus der „hellen, seligen Gegenwart“ in die dunkle Vergangenheit zurück, gleichwie ein Wanderer aus der hellen Sonne, die ihm auf die Dauer etwas zu heiß auf die Schultern brennt, in den kalten Schatten zurückweicht, selbst auf die Gefahr hin, sich dabei eine Verkühlung zu holen. Gar manchmal, während ich las, huschte mir unter Lächeln und Kopfschütteln ein „Unverbesserlich!“ über die Lippen.

Ein ganz anderer aber wurde er, wenn er sein Selbst verließ und in objektive Schilderung verfiel. Fast körperhaft erstand aus seinen Zeilen die Lagunenstadt und ihr Volk vor meinen Augen, und nicht genug vermochte ich diese lebendige, farbenglühende Darstellung zu bewundern, sowie die feine, scharfe Beobachtung, der sie entsprang. Und das alles war so leicht gegeben, wie spielend hingeworfen. Nirgends ein träumerisches Verweilen, von Wort zu Wort ein rascher, kräftiger Fortschritt in Gedanken und Bildern. Überall las ich den heißerwachten Trieb zum Schaffen zwischen den Zeilen hervor, und schließlich äußerte Richard auch mit eigenen Worten, wie ungeduldig er sich nach neuer, ernster Thätigkeit sehne, und daß es in ihm von Plänen und Entwürfen gähre, „wie es in einem frischge-

pflügten Ackerfelde keimt und sproßt zur sonnigen Frühlingszeit“.

Dieser Brief brachte mir auch eine Nachricht, die ich zwar über kurz oder lang erwartet hatte, die mich aber, als sie nun kam, dennoch recht eigenartig berührte: die Nachricht von Egons Verlobung mit Nesty. „Egon liebt das stille, ernste Mädchen geradezu abgöttisch,“ hieß es in dem Briefe, „und seine Freude war grenzenlos, als er von Nesty am Tage meiner Hochzeit das Ja erhielt. Und er wußte doch, daß dem Mädchen dieses Ja nicht allzuleicht wurde. Denn wenn sie ihn auch gerne leiden mag, so hat sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung doch nur auf unser aller Fürsprache hin gegeben, wohl auch aus Dank für die viele Liebe, die sie in der Villa Waidmannsruhe von allen Seiten erfuhr — und vielleicht auch ein wenig aus Mitleid mit dem verliebten Burschen. Egon ist eine merkwürdig glückliche Natur. Seine Vergangenheit ist für ihn eben vergangen, er lebt nur in der Zukunft, und dabei denkt er sich von Nesty: heute ist sie mir gut, über ein Jahr wird sie mich lieben. In dieser rosigen, ein wenig eitlen Hoffnung ist er glücklich. Freilich ein armes Glück, aber er ist nun einmal damit zufrieden. Und so hoffe ich von dieser Sache für beide Theile das Beste, oder ich will doch lieber sagen: alles Gute. Nesty geht einem gesicherten, sorgenlosen Leben entgegen, denn Egon ist von seinem Vater wieder in alle Rechte eines Sohnes eingesetzt worden, und Onkel Lanzky, der in Nesty fast mehr noch vernarrt ist als Egon, hat

den beiden Leutchen bei ihrer Verlobung seine „Waidmannsruhe“ mit allem Darum und Daran zum Geschenke gemacht. Und wie ich Nesty kenne, mit ihrem ernsten, gefesteten Charakter und ihrem sanften, ausdauernden Wesen, wird es ihr auch gelingen, Egon zu einem tüchtigen, brauchbaren Manne zu erziehen. Jetzt ist er seit acht Tagen in Paris, um den Winter über tüchtig zu lernen. Im Frühjahr will er heimkehren und nach einer Lehrstelle Umschau halten. Er wird sie auch finden, denn ein prächtig begabter Bursche ist er ja, der etwas Ganzes leisten kann, wenn er nur will — er müßte nicht Louisons Bruder sein!“

So ausführlich dieser Brief auch war, Eines vermißte ich dennoch: Richard hatte das Schicksal seines Kindes mit keiner Silbe berührt. Aber wie ich ihn kannte, durfte ich dieses Schweigen gewiß nicht so verstehen, als wäre das in ihm bereits überwunden und abgethan. Das mußte eine tiefwunde Stelle in seinem Herzen sein, die er in empfindsamer Scheu selbst vor mir zu bergen suchte.

Ich erwiderte seinen Brief in der ersten, freien und ruhigen Stunde. Auf seine dringenden Fragen nach Köhler konnte ich nur karge Antwort geben; vor meiner Abreise hatte ich wohl noch einen Versuch gemacht, zu ihm zu dringen, hatte aber seine Thüre verschlossen gefunden wie früher. Auch vermochte ich es nicht über mich, nur mit einem Worte von Martha zu sprechen, an die mir Richard in seinem Briefe die herzlichsten Grüße

aufgetragen hatte. Er schien also keine Ahnung von ihrer Reise und von der Ursache derselben zu haben.

Wochen um Wochen vergingen nun, ohne daß Richard Weiteres von sich hören ließ. Seinen Namen aber bekam ich zur Genüge in allen Journalen zu lesen; sein Schauspiel wanderte von Bühne zu Bühne, und überall blieb ihm der Erfolg getreu, den es in seiner neuen Gestalt bei der zweiten Aufführung zu München sich errungen hatte.

Und neben dem Namen meines Freundes begegnete ich in allen Journalen dem Namen Frießhardts. Ein Triumphzug war der Weg zu nennen, den sein Buch in diesen wenigen Monaten gemacht hatte. Die Kritik war eine einzige Stimme des Lobes. Die Blätter ergingen sich in spaltenlangen Hymnen über diese Lieder und den, der sie gesungen. Einen „Klassiker" nannten sie ihn, und in zwiefachem Sinne den „ebenbürtigen Parnaßgenossen eines Hölderlin und Lenau". Und an die Würdigungen seines Buches reihten sie klagende Berichte über sein dornenvolles Leben, sein düsteres Geschick, seinen gegenwärtigen Aufenthalt und seine hoffnungslose Lage. „Tage um Tage," so las ich einmal, „sitzt er zusammengekauert im Lehnstuhl, mit irre flackernden Augen, ein Bild unsagbaren Jammers. Diese seelische Stumpfheit scheint übrigens das Schmerzvolle seiner körperlichen Leiden wohlthätig zu mildern. Mit Anfällen wilder Tobsucht begann die Krankheit und endet nun mit völliger Verblödung. Die Lichtblicke, die in diese Nacht hineinfallen,

werden immer seltener. In solchen Momenten sucht er mühsam die halb erloschenen Erinnerungen hervor, besinnt sich auf seine Freunde von einst und plaudert versöhnlich und herzlich von ihnen. Als sein Buch erschien, nahm er es zuerst mit wildem Ingrimm auf, nach und nach aber wurde ihm das Bändchen werter, und nun hält er es, sorgfältig in viele Zeitungsblätter gewickelt, unablässig in seinem Schoße. Unendlich rührend ist es anzuhören, wenn er mit gebrochener Stimme ein altes Lied vor sich hinmurmelt, zumeist jenes kleine, einschmeichelnde Ghasel: „Nach Norden zieht der Wind dahin . . .", für das er eine besondere Vorliebe zu hegen scheint, das aber auch besonders schmerzvolle Bilder in ihm erwecken muß, denn bei den Worten des Liedes rollt ihm Thräne um Thräne über die welken Wangen, bis oft ein jäh ausbrechendes Schluchzen seine eingesunkene Brust erschüttert und seine Lippen verstummen macht."

Als ich so las, da füllten sich meine Augen mit heißen Zähren; ich wußte sie ja zu deuten, diese „besondere Vorliebe".

So blieb ich fast mit allen, an deren Freuden und Leiden ich so tiefen Antheil genommen hatte, in innerem Verkehr. Nur eine Hoffnung, die ich in sehnsüchtigem Herzen hegte, blieb mir unerfüllt. Von Woche zu Woche erwartete ich, von Martha eine Zeile zu erhalten, doch Woche um Woche verging mir in vergeblichem Harren. Und dann eines Abends, es war inmitte Dezembers, und ich weilte seit kurzem in Zürich, da las ich in einem

Münchner Blatte die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter. Zu Sorrent war sie gestorben.

Drei Tage später erhielt ich einen Brief — auf den ersten Blick erkannte ich Marthas Züge — mit zitternden Händen riß ich ihn auf, und wie ein Schleier ging es mir an den Augen vorüber, so daß ich kaum zu lesen vermochte:

„Mein einziger Freund! Gestern hab' ich meine Mutter begraben. Mit ihr hat mein Leben seinen letzten Zweck verloren. So lebe wohl, und zähle auch mich zu den Toten.

Martha."

Ein schneidendes Weh durchfuhr mir das Herz, und wieder las ich und wieder.

Zähle auch mich zu den Toten?

Wie sollte ich diese entsetzlichen Worte nur verstehen? Was sollten sie mir sagen?

Eine bange Ahnung stieg in mir empor, aber ich vermochte ihr nicht zu glauben.

8.

Die Weihnachtstage waren nahe, und mich befiel das Heimweh. Als ich meine Reiseroute überlegte, erwachte ein Wunsch in mir, der auch sofort zum Entschlusse wurde: ich wollte Frießhardt sehen. Das kostete mich einen Umweg von kaum einem Tage; freilich blieben mir, wenn ich nicht auch noch eine Nacht verlieren wollte, nur wenige Stunden für den Aufenthalt in Schloßwalden.

Bei grauendem Morgen erreichte ich die Bahnstation, von welcher aus eine vierstündige Wagenfahrt mich nach meinem Ziele bringen sollte. Es war ein herrliches Schauspiel, dieses mähliche Erwachen des Tages über den winterlichen Bergen. Klar und frisch war die Luft, der Himmel dehnte sich in blasser, wolkenloser Bläue, und über dem silberweißen Schnee, der alle Höhen und Tiefen deckte, glitzerte der Widerschein der Sonne. Mit Pfeifen und Knirschen flog der Schlitten die Straße

dahin, zu deren Seite der Bergbach rauschte zwischen starrendem Eis. Lustig klangen dazu die Schellen der Rosse, von deren schnaubenden Nüstern der nebelgewordene Atem flatterte.

Gegen Mittag erreichte ich das Dorf, hielt in der Schänke kurze Rast und stieg dann auf vielgewundenem Wege den Schloßberg empor. Durch kahle Linden und Ulmen, zwischen welche sich ab und zu eine schwarzgrüne, schwer beschneite Tanne mischte, blickten mir die schlanken Thürmchen und die gelben Mauern des ehemaligen Adelssitzes entgegen, der nun seit Jahren so traurig ernstem Zwecke diente.

Jetzt stand ich vor dem dunklen Thor und rührte den rostigen Hammer, der einen melancholisch dumpfen Hall vernehmen ließ. Ein grauköpfiger Alter öffnete mir und führte mich zu dem Arzte, dessen Eigentum die Anstalt war. Ich trat in ein kleines, wohldurchwärmtes Zimmer, dessen einzigen Wandschmuck mächtige Bücherschränke bildeten. Bei meinem Eintritt erhob sich von einem Schreibtisch ein Mann in mittleren Jahren, mit einem ernsten, klugen Gesichte. Ich nannte meinen Namen und frug, ob es mir gestattet werden könnte, Frießhardt zu sprechen.

Es war ein seltsamer, mich bedrückender Blick, der mich aus den Augen des Arztes traf.

„Wenn es Ihnen genügen mag, ihn nur zu sehen, steh' ich Ihnen gerne zu Diensten. Aber — um ihn zu sprechen — dazu kommen Sie einen Tag zu spät.

Gestern, fast um diese Stunde, ist er seinen Leiden erlegen."

Ein kalter Schauer zog mir das Haupt in den Nacken, und wortlos rührten sich meine Lippen.

„Sie sind ihm ein Freund gewesen?" frug der Arzt in herzlichem Tone, während er mir näher trat. „Lassen Sie sich die trübe Nachricht, die ich Ihnen geben mußte, nicht allzusehr zu Herzen gehen. Wir müssen es eher eine Wohlthat nennen, daß dieses Elend nicht noch länger währte. Dieser stille, sanfte Tod, den er gestern gefunden, war das einzige Glück, welches ihm das Leben noch bieten konnte. Kommen Sie, ich will Sie zu ihm führen. Oder — — ich bitte, nur einen Augenblick!"

Hastig wandte er sich der Thüre zu und rief einen Namen in den Flur hinaus. Klappernde Tritte näherten sich, und jener grauköpfige Alte erschien. Der Arzt flüsterte ihm einige Worte zu, die ich nicht zu verstehen vermochte; aber die Antwort des Alten vernahm ich: „Wie Sie nur so fragen können, Herr Doktor. Wo sie sein wird? Oben bei ihm."

Der Arzt stand einige Sekunden wie zögernd, dann schloß er hinter sich die Thüre, und ich war allein.

Eine Weile verstrich, die mir endlos dünkte, dann erschien der Arzt wieder auf der Schwelle und ersuchte mich, ihm zu folgen. Er führte mich durch einen langen, von Spitzbogen überwölbten Korridor, in welchen zahlreiche Thüren mündeten, von denen jede mit einer Nummer versehen war; dann ging es über eine breite Steintreppe

empor, und wieder an Thüren und Thüren vorüber, bis wir endlich hielten.

Und nun betrat ich mit beklommenem Herzen einen großen, altertümlichen Saal, der durch hohe Fenster mit buntfarbigen Gläsern ein eigenartig flimmerndes Licht erhielt. Schlanke, gothische Stühle mit verblichenen gelben Damastbezügen standen in Zwischenräumen ringsumher, und über ihnen, an den von ergrauten, zerschlissenen Ledertapeten bedeckten Wänden, hingen in staubigen, längst erblindeten Goldrahmen alte Ahnen- und Schlachtenbilder, auf welchen die Farben fast bis zur Unkenntlichkeit eingedunkelt waren.

Zögernden Schrittes näherte ich mich dem Sarge, der inmitten des Saales auf einem niederen, mit schwarzen Tüchern behangenen Gerüste ruhte. Ihn schmückte keine Blume, kein grüner Zweig; ihm zu Füßen stand ein Betschemel, während ihm zu Häupten sechs hohe Leuchter mit brennenden Kerzen einen Halbkreis bildeten. Und ihre züngelnden Flammen warfen ein rötliches Licht über das stille Antlitz des Toten, der da vor meinen feuchten Augen lag wie ein gefallener Held, nicht wie ein aus Siechtum und Wahnsinn Erlöster. Ein schwarzes Gewand umhüllte den mächtigen Körper, auf weißem Kissen ruhte das Haupt, und wie aus Marmor gehauen waren die Züge, in denen der Tod einen Abglanz entschwundener Manneßschönheit wachgerufen hatte. Unter dieser hohen wuchtigen Stirne schienen die Gedanken noch nicht erloschen, und ein herbes, stolzes Lächeln lag noch über den erbleichten Lippen.

Auf der Brust gefaltet ruhten die beiden Hände, deren starre Finger ein kleines Buch umschlossen hielten — sein Buch, welches hier mit ihm, der es geschaffen, zu Grabe gehen sollte in winterlicher Erde, und welches dennoch der Welt verblieb, als der tönende Zeuge eines großen Geistes und Herzens, als das kostbare Strandgut eines gescheiterten Lebens.

Als ich endlich den Saal verließ, war mir zu Mute, als ginge ich von einem Lebenden, nicht von einem Toten.

Nach dem trüben Dämmerlicht der Korridore, und nach der starren Kälte, die in ihnen herrschte, erquickte mich der helle, glänzende Tag und der frische Lufthauch, der mit sachtem Flüstern das Schloß umzog. Schon hatte ich das Mauerthor durchschritten, als mir eine steinerne Ballustrade auffiel, welche von der südlichen Flanke des Schlosses über den steilen Hügel hinausgebaut war. Dort oben stand, in einen lose umgelegten Pelz gehüllt, eine hohe Frauengestalt. Ein schwarzer Schleier umflatterte in leichten Wellen ihr Haupt. Das Gesicht vermochte ich nicht zu gewahren, sie hielt es regungslos den südlichen Bergen zugewendet — und dennoch meinte ich sie zu erkennen: an dem eigenartigen Rot der Haare, die in schweren Locken auf ihren Schultern lagen. — — —

Ich erreichte das Dorf, und als die graue Dämmerung sich niedersenkte über das weiße Gelände, saß ich wieder im Zuge, der mit jagender Eile der Ebene entgegenflog und mich heimwärts führte durch die sternenhelle Winternacht.

Spät am Vormittage langte ich in München an. Ich legte den Weg durch die Stadt zu Fuß zurück. Als ich meinem Hause schon nahe war, hörte ich mit lautem Gruße meinen Namen rufen. Quer über die Straße kam mir mit winkender Hand ein wohlbeleibter, dickvermummter Herr entgegengeschritten, ein Münchner Kunsthändler, dem ich häufig in den Ateliers der mir befreundeten Maler begegnet war.

„Ja was ist denn mit Ihnen, wo stecken Sie denn immer?“ rief er mich lachend an. „Ich habe Sie ja seit einer ganzen Ewigkeit nicht mehr zu Gesicht bekommen.“

Ich sagte ihm, daß ich mit kleinen Unterbrechungen fast das ganze Jahr über von München ferne gewesen wäre und eben jetzt von einer mehrmonatlichen Reise nach Hause käme.

„Ach so! Nun, da kann ich mir ja wohl denken, weshalb Sie gerade heute nach Hause kommen! Nicht wahr, Sie wollen sich eben auch noch ein kleines Andenken an unsere verflossene Diva sichern? Sie sind ja immer mit ihr auf gar freundschaftlichem Fuße gestanden. Aber eilen Sie sich nur, sonst kommen Sie zu spät. Es sind ja da reizende Sachen beisammen, und sie werden reißenden Absatz finden.“

Ich verstand den Sinn seiner Worte nicht und starrte ihn verwundert an, während er sich von mir wandte, um eine vorübergehende Dame zu grüßen.

„Ich gehe auch gerade hin, und wenn die Preise

nicht gar zu sehr in die Höhe getrieben werden, so will ich mir ein paar hübsche Sachen kaufen," kehrte er sich plaudernd wieder zu mir. „Aber — ja, was ich sagen will — denken Sie sich, da komm' ich gerade von diesem Köhler — Sie kennen ihn doch auch? Es ist erstaunlich, was aus diesem Menschen in einem einzigen Jahre geworden ist! Für einen talentvollen Burschen hab' ich ihn immer gehalten, aber jetzt entpuppt er sich geradezu als ein Genie. Da hat er vor einigen Wochen zwei Helgoländer Landschaften in der Ausstellung gehabt, die einem jeden, der etwas von der Sache versteht, völlig den Kopf verdreht haben. Und jetzt wieder hat er ein Bildchen auf der Staffelei — ich sage Ihnen, das reine Juwel. Mit Gold hätt' ich es ihm aufgewogen, wenn es nicht schon in festen Händen wäre. Daneben arbeitet er noch an einem großen Bilde, bei dem ich aber leider mit meiner Neugier zu kurz gekommen bin. Wahrscheinlich hält er selbst das Ding noch nicht für reif genug, um vor sachverständigen Augen Ehre aufzuheben. Ich fürchte nur, er thut des Guten ein wenig zu viel. Ich hab' es ihm auch gerade gesagt. Man liest ihm ja schon jetzt das Übermaß der Arbeit vom Gesichte. Aber nun adieu! Und — bei der Versteigerung sehen wir uns ja — nicht wahr?"

„Ich verstehe Sie nicht! Bei welcher Versteigerung?"

„Was! Am Ende wissen Sie gar nichts davon, daß heute der Nachlaß unserer Kronek unter den Hammer kommt. Und ich dachte — aber — — was machen Sie

mir denn für Augen her? Ja um des Himmelswillen, haben Sie denn außerhalb der Welt gelebt? Sie scheinen ja nicht einmal eine Ahnung von der Geschichte zu haben, die seit Tagen unsere ganze Stadt in Aufruhr hält? Aber das ist ja nicht möglich — oder — — oder sollten Sie wirklich und wahrhaftig noch nicht wissen, daß die Kronek, die Martha Kronek, zu Rom ins Kloster gegangen ist? Denken Sie nur, vom Theater weg ins Kloster! Und unsere Kronek! Nicht wahr, da wird Ihnen die Zunge starr! Mir ist es gerade so gegangen. Und anfangs wollt' ich es gar nicht glauben und habe das Ganze für einen schlechten Spaß gehalten. Und so lange hab' ich daran gezweifelt, bis ich von der Auktion ihres Nachlasses gehört habe, die für den heutigen Tag ausgeschrieben worden ist. Und wie Sie vorhin sagten, daß Sie eben von der Reise kämen, hab' ich mir — — aber nun kommen Sie ja doch, wenn auch nur auf einen Sprung, nicht wahr?"

„Ich — kann nicht!" stammelte ich und schüttelte heftig den Kopf.

„Aber ja, das hätt' ich mir denken sollen! Sie sind die ganze Nacht durch gefahren, und wirklich, Sie sehen auch recht übermüdet aus. Gehen Sie nach Hause, legen Sie sich ein paar Stunden aufs Ohr. Und — wenn es Ihnen gerade um irgend eine kleine Erinnerung zu thun ist — den Gefallen thu' ich Ihnen gerne. Wenn ich eine hübsche Kleinigkeit finde, laß ich das Ding für Sie zurücklegen. Recht so? Also ja? Gut! Und somit

adieu — und — wenn Sie mit Köhler zusammenkommen, dann reden Sie ihm nur ins Gewissen — und sagen Sie ihm, daß er mit der Zeit auch an mich ein bißchen denken soll! Ja? Also adieu! Adieu!"

Damit ließ er mich allein. Kaum vermochte ich mich von der Stelle zu bewegen; so schwer lag's mir in allen Gliedern.

Ja, jetzt verstand ich die Zeilen ihres Briefes: „Leb wohl, und zähle auch mich zu den Toten!" Und auch die rätselhaften Worte verstand ich nun, die sie in jener letzten Stunde zu mir gesprochen, und verstand den seltsamen Blick, mit dem sie aufgeschaut hatte zum Bilde der Ophelia.

Ich erreichte mein Haus, und der herzliche Empfang, den mir die Meinen bereiteten, that mir in der Seele wohl. Nach all den liebevollen Fragen, die dem Verlaufe meiner Reise und meinem Befinden galten, kamen sie auch auf das Ereignis zu sprechen, das die ganze Stadt, deren Liebling Martha gewesen, in Aufruhr und Betrübnis versetzt hatte. Und sie ahnten nicht, wie das alles gerade mir so nahe ging.

Schließlich sagten sie mir auch von einem Briefe, der bereits seit einigen Tagen meiner warte. Er war von Richard und kam aus Frascati. „Sei mir nicht böse, daß ich so lange geschwiegen habe; ich weiß, es war ein Unrecht, das Du am allerwenigsten um mich verdient hast, und ich will es vor allem dadurch gut machen, daß ich es offen und reuig eingestehe," so schrieb er. „Aber

weißt Du, Glück und Arbeit haben mich in all dieser Zeit gefangen gehalten, und das sind zwei so eigenwillige Mächte, daß sie neben sich nicht einmal die gute Freundschaft zu ihrem Rechte kommen lassen. Aber wenn ich Dich auch so lange ohne Nachricht ließ, es müssen Dir doch zu hundertmalen die Ohren geklungen haben, so viel und herzlich haben wir von Dir gesprochen. Wenn Du nur hier sein könntest! Es ist so schön in diesem von Gott begnadeten Lande, in welchem der Winter noch dem Frühling unserer Heimat gleicht."

An diese Worte schloß sich ein reizendes Idyll: die Schilderung seines Aufenthaltes und seines Lebens. Und nicht genug wußte er zu sagen, wie leicht und freudig ihm in dieser traulichen Zurückgezogenheit die Arbeit von statten ginge, noch beflügelt durch das tiefe, verständnisvolle Interesse, mit welchem sein „süßer Kamerad" an all seinem Sinnen und Schaffen Antheil nähme.

„Und kannst Du Dir auch denken, womit ich mich in diesen letzten Monaten beschäftigte? Ich habe jenes vor Jahren vernichtete Schauspiel neu geschrieben. Ich mußte es schreiben, das war für mich eine innere Notwendigkeit. Ich habe ja nun die lang geleugnete Wahrheit jenes Stoffes an mir selbst erfahren: den Wiederaufbau eines verwüsteten Lebens, die seelische Genesung eines zerrütteten Gemütes durch die Liebe. Doch wenn dieses Werk in seinen äußeren Zügen auch jenem ersten gleicht, so ist es dennoch ein anderes geworden — sie gleichen sich eben, wie die Erfahrung der Hoffnung gleicht. Vor wenigen

Tagen erst hab' ich das letzte Wort geschrieben, und schon häng' ich wieder mit meinem ganzen Herzen an einer neuen Arbeit, die mit Gewalt aus mir zu Tage drängt. Ich hoffe aber auch, es soll die letzte sein, deren Keim dem Zwange meiner Subjektivität entspringt. Ich sehe in ihr das Werk der völligen Befreiung von mir selbst. Da muß ich Dir aber vorerst ein Geständnis machen: ich bin in meinem letzten Briefe gegen Dich nicht wahr gewesen. Ich bin nicht unwahr gewesen in dem, was ich geschrieben habe, aber ich habe Dir manches verheimlicht, was schwer und drückend auf meiner Seele lag. Und all dies Drückende erwuchs mir aus der unabläſsigen Erinnerung an das traurige Schicksal meines armen Kindes. Ich konnte keine Stunde meines Glückes genießen, ohne daß dieses blutige Bild mit bitterer Mahnung vor meinen Augen erschien, und wie oft mir auch die Seligkeit der Sekunde das Vergessen brachte, so erweckte mich wieder der nächste Augenblick zu Qual und Marter. Und während ich mein holdes Weib an meinem Herzen hielt, während ihr süßer Mund mich anlächelte in trauter Freude und ihr Auge sich in das meine tauchte mit dem Blick der Liebe, mußte ich jener prophetischen Worte gedenken, die mein Vater einst in der bittersten Stunde meines Lebens zu mir gesprochen: das Gespenst dieser Sünde wird an deinem Herde sitzen zwischen dir und deinem Weibe! Der einzige Trost in diesem bangenden Empfinden war mir das Bewußtsein, daß ich die Liebe zu meinem Kinde im Herzen getragen, noch eh' ich wußte, wo ich es

finden würde, und daß ich mein eigenes Leben in die Wagschale warf, um das Leben meines Kindes zu retten. Aber was ich mir auch zum Troste sagen mochte, alles versiegte vor dem entsetzlichen Bilde jener Stunde, in der ein roher, grausamer Zufall ein arm unschuldiges Wesen mordete, das der Sühne harrte für die Sünde, die ihm das Leben gegeben. Dieses Gedenken zehrte an meinem Herzen, es warf seine eisigen Schatten über mein sonniges Glück, und ich begann mir schon zu sagen, daß ich mein Glück wohl nur gewinnen mußte, um es zerstört zu sehen, um durch seinen Verlust mich desto bitterer bestraft zu fühlen für alle Schuld, die ich begangen. Und nun! Nun ist all dieses Bangen und Zittern erloschen unter der Seligkeit einer einzigen Stunde, vor einem einzigen Worte meines Weibes. Es war ein Abend, dessen berauschende Schönheit ich Dir nicht zu schildern vermag. Von den Bergen zog der laue Wind einher und hauchte flüsternd durch die Blätter der Olivenbäume und durch die dunklen Zweige der Cypressen. Die Sonne war gesunken, und rosige Dämmerung deckte den wolkenlosen Himmel. Ein unbeschreibliches Zwielicht mit hundertfältig abgetönten Farben herrschte über dem unabsehbaren Gelände, das uns zu Füßen lag. Wir saßen vor unserem Hause, Seite an Seite, Hand in Hand, und blickten hinunter über das villenbesäte Gehänge, hinaus in die dämmernde Weite der Campagna, aus deren Ferne das im Abendscheine leuchtende Häusermeer der ewigen Stadt uns grüßte. Längst waren uns die Worte auf den Lippen

erstorben, mir aber störte die ruhelose Marter meines Herzens selbst die Freude an diesem herrlichen Schauspiel der Natur. In meinem Bangen, Denken und Sinnen ging all diese Schönheit unter vor meinen starrenden Augen, ich vergaß der Nähe meines Weibes, und ein zitternder Seufzer rang sich aus meiner bedrückten Brust. Darüber erschrak ich — die Furcht macht ja so ängstlich — und dann hatt' ich mir auch seit Tagen und Tagen eingeredet, als wäre an Louisons Wesen eine so seltsame Änderung wahrzunehmen, der das Bangen und Fürchten in meinem Gemüte schon die schlimmste Deutung gab. Doch als ich jetzt mit scheuem Blicke meine Augen hob, sah ich die ihrigen auf mich gerichtet, mit einem Ausdruck, der so unbeschreiblich war, der alles, alles sagte, nur nichts von dem, was ich in meinem Herzen fürchtete — und dann plötzlich schlang sie die beiden Arme um meinen Hals, und unter seligen Thränen flüsterte sie mir das süßeste Geheimnis zu, das Frauenmund verraten kann. Und schluchzend stammelte sie: „Ich werde Dir wiedergeben, was Du durch meine Mitschuld verloren hast!" Höre nur, sie nannte es eine Schuld, was sie aus Liebe zu mir an meinem Kinde gethan. Was da mein Herz durchzuckte, ich vermag es Dir nicht zu sagen! Mit dieser Stunde erst hat mein Glück in Wahrheit begonnen. Tage nur sind inzwischen vergangen, und ich bin ein anderer geworden als ich war. Die sehnende Liebe zu dem werdenden Wesen hat in mir die qualvolle Trauer um mein verlorenes Kind in sanfte, schmerzlose Wehmut

verwandelt. Wohl gaukeln noch die Bilder der vergangenen Zeiten um mich her, doch keines schreckt mich wieder. Die Schatten meiner Mutter und meines Vaters seh' ich um mich schweben, ein Lächeln der Versöhnung auf den geliebten Zügen. Ich fühle mich losgelöst von meiner Vergangenheit und stehe ihr gegenüber wie ein aus langer Haft Befreiter, der in der hellen Sonne wandelt und sorglosen Blickes aufwärtsschaut zu den düsteren Mauern des verlassenen Kerkers. Und aus diesem freudigen Empfinden heraus ist mir der Plan zu meinem neuen Werke erwachsen, ohne mein Dazuthun, ganz von sich selbst, wie ein naturnotwendig sich vollziehender Prozeß. Ich will die Geschichte meiner Vergangenheit zu künstlerischer Gestaltung bringen und mit ihr die Geschicke all derer verknüpfen, die mir nahe standen. Und kannst Du Dir auch denken, woher ich die leitende Idee für mein Werk genommen? Erinnerst Du Dich noch des Abends, den wir mit Frießhardt in jenem Weinhaus verbrachten? Denkst Du noch seiner These: „Sünde ist nur da, wo sie empfunden wird, sei es in ihrem Begriffe oder in ihren Folgen, geistig oder körperlich — der Maßstab aller Sünde ist das Ich, das Selbst, das den einen als erdrückende Bürde tragen läßt, was sich der andere vom Herzen bläst wie eine Flaumfeder vom Rocke" — oder jener anderen Worte: „Ich begann umherzuschauen im Leben und unter den Menschen und meinte zu finden, daß gleiche Sünden nicht gleich vergeben, nicht gleich gerichtet würden nach der unwandelbaren Gerichtigkeit jenes

Einen, den ein gewisser Bibelspruch den „Herren“ nennt — ich meinte vielmehr zu finden, daß die sündigenden Menschen selbst es wären, die ihre Sünden sich vergeben oder um ihrer Sünden willen sich bestrafen, je nach der Eigenart, welche ihnen die Natur verlieh, an Geist oder Körper.“ Und erinnerst Du Dich auch noch seiner „vier Exempel“? Und hast Du, wenn Du Dich ihrer erinnerst, für sie nicht auch schon die entsprechenden Vertreter gefunden? In Egon, in mir, in Köhler und in Frießhardt selbst? Weißt Du nun, wie ich es meine? Aber nicht nur den führenden Gedanken meines Romanes, denn diese Form verlangt der Stoff mit zwingender Notwendigkeit, auch seinen Titel hab' ich mir aus Frießhardts Worten gewählt — „Die Sünden der Väter“. Und ganz in dem gleichen Sinne versteh' ich ihn, in welchem Frießhardt diese Worte genommen wissen wollte. Ich habe mir freilich von Anfang an nicht verhehlt, daß es mir Schwierigkeiten bereiten würde, diese vier, zwar geistig verknüpften, aber durch Zeit und Ort getrennten Parallelhandlungen zu einem festen Ganzen zu verweben. Und da ist mir eine Idee gekommen — ich weiß, es ist ein gewagtes Experiment, aber es reizt mich nun einmal, und das nicht allein um des Vortheils willen, den es mir bietet, denn es sichert mir die Objektivität über den Stoff und ermöglicht mir zugleich die Subjektivität in der Darstellung, was mir besonders bei der Schilderung meiner selbst zustatten kommt. Und wie ich mich schildern werde? Der Wahrheit gemäß. Freilich fürchte ich, daß dieser

„Held“ dann wenig Heldenhaftes an sich haben wird, und daß er dem Leser nicht sonderlich behagen dürfte. Er gefällt mir ja selbst nicht — dieser Mensch, der ich war! Aber höre — was ich eben meinte, denke ich auf folgende Weise zu erreichen. Ich stelle in das Zentrum der Handlung eine durch diese selbst nicht bedingte und von ihr völlig freie Mittelfigur, welche nur den Zweck hat, die Ereignisse an sich herankommen zu lassen, sie dann in gewecktem Interesse ganz an sich zu ziehen oder ihnen nach allen Richtungen zu folgen, nach welchen sie sich verzweigen. Diese Mittelfigur gewinne ich dadurch, daß ich die Gesammtheit der Empfindungen, welche einen Leser bei der Lektüre eines Buches überkommen, zu einem die Handlung begleitenden „Ich“ personifiziere. Dabei ist es selbstverständlich, daß dieser „Ich“ kein festes, klares Gesicht, keinen deutlich erkennbaren Charakter zeigen kann. Der gute Wille, der gefügige Eifer, mit welchem er den Ereignissen folgt, ist seine einzige, hervorstechende Eigenschaft; er vertritt keinen bestimmten Leser, sondern eben irgend einen beliebigen. Wie nun solch ein Leser ein neues Buch zur Hand nimmt, um sich in neue Verhältnisse versetzt und mit neuen Menschen in Beziehung gebracht zu sehen, so betritt mein „Ich“ eine ihm noch unbekannte Stadt und kommt mit Menschen in Berührung, die ihm fremd sind, denen er aber näher zu treten sucht, sobald die Wahrnehmung kleiner, spannender Momente seine Neugier weckt — genau in dem Maße, in welchem die ersten Pulsschläge der beginnenden Handlung das

Interesse des Lesers erregen. Wie aber bald in dem Leser Reminiscenzen an früher Gelesenes auftauchen, oder Erinnerungen an Vorfälle aus seinem vergangenen Leben, welche in irgend einer Richtung den Ereignissen gleichen, die sich in dem Buche abspielen, wie er in Gedanken unwillkürlich diese Erinnerungen mit seiner Lektüre verwebt oder geradezu auf bestimmte Figuren der Handlung überträgt, wodurch dieselben für ihn bekannte, ihm vertraute Züge gewinnen — so findet auch mein „Ich“ in all dem Neuen und Fremden bald Bekanntes, und er benützt es, um sich und seine Vergangenheit mit den spielenden Personen und der werdenden Handlung in desto innigeren Kontakt zu bringen. Mit wechselndem Interesse folgt nun der Leser den Ereignissen, die das Buch ihm schildert; er fühlt mehr oder weniger tiefe Sympathie für diese oder jene Figuren, stellt sich mit seinem Herzen auf ihre Seite und kämpft mit ihnen im Geiste gegen feindselige Mächte und widriges Geschick; vorerst auch begleitet er noch die Lektüre mit allerlei Kalkulationen, ergeht sich in Vermutungen, wie dies und jenes wohl zusammenhängen möchte, wie dies und jenes in der Folge sich wohl entwickeln könnte, fürchtet dabei das eine, hofft und ersehnt das andere; schließlich aber, wenn die Handlung sich zu drängen beginnt, läßt er allen Kalkul beiseite, geht in ihr völlig auf, wird von ihr mit fortgerissen und durchlebt sie an der Seite der ihm sympathischen Figuren, als wäre er wirklich mit ihnen verknüpft und verwachsen. All diese Gefühle und Stimmungen setzen sich nun bei

meinem „Ich“ in eine Art von Handlung um; er wird Partei für die Einen und wider die Anderen; er kalkuliert und forscht; was der Leser fürchtet, sucht er zu verhindern, was jener hofft und wünscht, das sucht er zu ermöglichen und zu verwirklichen; und das gelingt oder mißlingt ihm, so wie die Erwartungen des Lesers sich erfüllen oder täuschen; aber während er sich dabei fast unlöslich in die Handlung zu verstricken und sie mit eigenen Händen zu führen scheint, läuft er doch immer nur hinter den Ereignissen her — er fühlt sich wie ein wirklich Handelnder, bleibt aber doch immer nur ein Schauender und Erfahrender. Natürlich verliebt er sich auch im Laufe der Geschichte — und zwar in jene Figur, die meines Erachtens im Herzen des Lesers die meiste Sympathie erwecken muß. Diese Liebe wird freilich unwillkürlich einen etwas komischen Anstrich haben — diese Liebe ohne Hände und Füße, die nicht weiß, was sie mit sich selbst beginnen soll, da ja von Anfang an der geliebte Gegenstand außerhalb des Bereiches ihrer Wünsche lag. Und schließlich, wenn alles vorüber und geschehen ist, wird mein guter Ich mit seiner zu kurz gekommenen Liebe dastehen, einsam wie zu Anfang, losgelöst von all diesen Ereignissen, die jetzt ihn verlassen haben, und fern von jenen Menschen, an deren Seite er stand mit seiner ganzen Seele — genau so, wie der Leser vor dem geendeten Buche steht, allein mit sich und seinen spielenden Gedanken, leise Wehmut im Herzen, daß er von jenen Menschen scheiden mußte, die ihm lieb geworden.“

Als ich so gelesen hatte, sanken mir die Hände, und mit bitterem Lächeln starrte ich vor mich hin. Richard brauchte wahrlich nicht weit zu gehen, um für diesen „guten Ich" ein passendes Modell zu finden — er brauchte nur Zug für Zug den Antheil zu schildern, welchen ich an den Ereignissen der vergangenen Monate genommen, dann hatte er, was er wollte.

Seufzend und mit feuchten Augen hob ich wieder das Blatt. Da plauderte er noch mit freudigem Eifer von seinem Werke und schilderte mir die Stellung der Nebenfiguren zu den Hauptpersonen. Von Josa sprach er, von Marietta, von Ambrosius Barka — und dann las ich: „Auch Deine Freundin Martha soll eine Stelle in meinem Buche finden — freilich nur als Mittel zum Zwecke — aber wie ich sie schildern werde, das soll Dir Freude machen. Ich habe da leichte Mühe, ich brauche ja nur der schönen Wirklichkeit getreu zu bleiben. Übrigens — weißt Du auch, daß ich Dich lange in Verdacht hatte, als wäre Deine Frenndschaft für Martha etwas mehr als bloße Freundschaft gewesen. Aber ich scheine mich doch wohl getäuscht zu haben, sonst wäre Dir in Deinem letzten Briefe das Herz doch ein ganz klein wenig auf die Zunge getreten. Aber grüße sie von mir, recht, recht sehr, und drücke ihr in meinem Namen die schönen Hände. Ich habe ihr so unendlich vieles zu danken. Ja — denke Dir — da wir gerade von ihr sprechen, muß ich Dir von einem merkwürdigen Vorfall erzählen. Es war in Rom, vor kaum einer Woche. Wir hatten, wie

wir das in den beiden vergangenen Monaten öfters gethan, einen Ausflug nach der heiligen Stadt gemacht und wieder ein Theil der reichen Schönheit genossen, welche Natur und Kunst mit verschwenderischen Händen über diesen Ort gestreut. Die frühen Morgenstunden des Tages, an welchem wir nach Frascati zurückkehren wollten, hatten wir bei den Thermen des Caracalla verbracht und kamen auf dem Rückweg in die Stadt an einer Kirche vorüber, welche wir festlich geschmückt sahen. Rauschende Orgeltöne und schwere Weihrauchdüfte entquollen dem offenen Thore, um das sich eine bunte Menschenmenge drängte. Wir erfuhren, daß in der Kirche eine Salesianerin eingekleidet würde. Louison äußerte den Wunsch, dem Vorgang beizuwohnen, und ein robuster Facchin verschaffte uns auf einen blanken Händedruck hin freien Zutritt zur Kirche. Aber wir kamen zu spät, die Zeremonie war bereits beendet, und eben zogen die Nonnen in langer Reihe an uns vorüber, in ihrer Mitte die neue, tief verschleierte Schwester führend, eine schlanke, edle Erscheinung. Da plötzlich schwankte die Eingekleidete und brach, wie unter einer Anwandlung von Ohnmacht in die Kniee. Eine Scene voll unbeschreiblicher Erregung folgte, alles drängte sich hinzu, man hob die Ohnmächtige von den Fliesen, dabei verschob sich ihr Schleier, und ich sah in ein Gesicht, das mir einen jähen Schreck durch die Seele jagte. Und nun denke Dir — was mich im ersten Augenblick so berührte, war eine geradezu erstaunliche Ähnlichkeit der jungen Nonne mit Martha Kronek — das

heißt, von wirklicher Ähnlichkeit darf ich nicht reden, denn dieses arme, zu lebendem Tode verurtheilte Geschöpf glich doch wohl Deiner schönen Freundin nur, wie die beiden Stiefgeschwister Kummer und Freude sich gleichen —"

Ich vermochte nicht weiter zu lesen, und meine zitternden Hände zerknitterten das Blatt. Es lag mir auf der Brust wie eine Last, die mich erdrücken wollte. Ich stürmte aus dem Hause und suchte den Englischen Garten. Doch als ich die Mündung des Weges erreichte, der zwischen beschneiten Bäumen sich verlor, da kam mir Köhler in den Sinn, und es trieb mich zu ihm. Raschen Ganges erreichte ich die Königinstraße und des Freundes Wohnung. Ich hörte Schritte im Atelier und pochte. Die Thüre öffnete sich — und Köhler stand vor mir. Bis ins Herz erschrak ich vor seinem Anblick, vor seinem ergrauten Haar, vor seinem blassen müden Gesichte, in welchem die Jugend mit ihren Freuden und Hoffnungen für immer erstorben schien.

Wir drückten uns die Hände und sprachen kein Wort. Es war, als hätte er mich erwartet, als wäre ich auf einen Ruf von ihm gekommen. Um meine Bewegung zu verbergen, trat ich vor eine Staffelei, auf welcher ein halb vollendetes Gemälde stand, das ein Werk von seltener Schönheit zu werden versprach. Der Vordergrund zeigte eine schmale, in südlichen Farben glühende Uferlandschaft, und von ihr aus dehnte sich in unermeßliche Weite das stille, sonnige Meer. Ein duftiger Glanz lag ausgebreitet über die schlummernde Flut, und eine Möve, deren Schwingen wie

Silber schimmerten, schwebte darüber hin, gleichwie ein helles, trauliches Lächeln über die Züge eines von Glück und Freude träumenden Schläfers.

Lange stand Köhler wortlos an meiner Seite, dann legte er die Hand auf meinen Arm und sagte: „Lassen Sie das — kommen Sie, Ihnen will ich etwas anderes zeigen. Sie sollen der erste sein, der das zu sehen bekommt.“ Er führte mich vor die zweite Staffelei, auf welcher eine mächtige Leinwand mit einem grauen Tuche verhüllt war. „Es ist das Werk dieser letzten Monate. Wohl werden noch lange Tage vergehen, bevor es vollendet ist, aber alles Weitere ist Handwerksarbeit. Was dabei meine Kunst zu geben hatte — und mein Herz — das ist mit dem erschöpft, was ich Ihnen zeigen kann. Das Bild soll „Schiffbruch“ heißen.“

Jetzt zog er die graue Hülle von der Leinwand, und meinen Lippen entfuhr ein Ausruf der Erschütterung und zugleich der Bewunderung. Unwillkürlich taumelte ich von dem Bilde zurück, denn mir war zu Mute, als müßte die fahlgrüne Sturzwelle, die das sturmgepeitschte Meer einherwarf über diesen trostlos öden, sandigen Strand, mich im nächsten Augenblick unter ihren Wassern begraben. Über ihren von weißem Gischt gekrönten Kamm hinweg tauchte mein Blick durch gähnende Wogenklüfte und vorüber an schaumbedeckten Wellenbergen in eine Ferne, in welcher das tosende Meer mit dem schwarzen, von grellen Lichtern durchrissenen Sturmgewölk in einen einzigen Graus verschwamm. Von diesem finstern Farbenspiele hoben sich in

Konturen, die das Auge mehr ahnte als gewahrte, die gebrochenen, von Segelfetzen umflatterten Maste eines gescheiterten Schiffes ab, um das die Brandung ihre wilden Tänze führte.

Aber all diese mit überwältigender Wucht und Wahrheit wiedergegebene Natur war nur Folie für die hünenhafte Gestalt dieses greisen Schiffers mit den schreckensstarren Zügen, mit dem kahlen, furchigen Haupte, mit dem wehenden Nackenhaar, der mit dem äußersten Reste seiner Kraft sich durch die letzte Welle durchgekämpft zu haben schien und triefenden Leibes eben jetzt den ersten Schritt an das Ufer that. Und seine Züge — wie waren sie mir so wohlbekannt! So wohlbekannt wie das totenbleiche Antlitz der Ertrunkenen, deren weißgekleideten, jugendschönen Körper er auf seinen Armen trug!

Und auf der Welle, die ihren Gischt noch aufwärts sprühte bis an die Brust des Schiffers, schaukelte eine gelbe Rose, als wäre sie eben erst dem schwarzen Haar entfallen, dessen gelöste Strähne auf dem Wasser schleiften.

Lange, stumme Minuten verrannen, und ich konnte die Augen nicht von dem Bilde wenden, das einen Sturm von Erinnerungen in mir erregte und mich zugleich zur Bewunderung hinriß für die durch Leid und Schmerzen erst voll und ganz erweckte künstlerische Kraft, von welcher dieses Werk das wahrste Zeugnis gab.

Und endlich kehrte ich mich aufatmend zu Köhler zurück — mir versagte die Sprache — wortlos streckte ich ihm die beiden Hände hin. Aber aus meinen Blicken mochte er wohl all mein Empfinden und all meine Be-

wunderung lesen, denn ein leises, wehmütiges Lächeln zuckte um seine schmalen Lippen, während er sagte: „Sie dürfen mich um dieses Bildes willen nicht rühmen. Was an ihm des Guten ist, das gehört nicht meinem Können — nur meinem Herzen. Das hat aber auch sein Alles gegeben! Wie das Leben dieser beiden, so hat auch das meinige Schiffbruch gelitten. Aber — ich habe den retten-den Strand gefunden — in meiner Kunst. Und — ein Trost ist ja auch meinem Herzen geblieben! Denken Sie noch jenes Morgens? Als ich damals von — von Josa ging, um von Ihnen und Ihrem Freunde Abschied zu nehmen, da rief sie mir in einem so seltsam leidenschaft-lichen Tone zwei fremde Worte nach — ich weiß nicht, wie sie zu diesen Worten kam — sie lauteten: Ci rivedrem'! Und diese beiden Worte will ich festhalten in meinem Herzen. Es waren ja die letzten, die ich von ihr gehört!"

Aufseufzend verstummte er und blickte mit feuchten Augen nieder auf den schimmernden Goldreif an seiner rechten Hand. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich die Straße wieder betrat, stand ich eine Weile regungslos und preßte die Hände wider die Stirne. Dann wanderte ich planlos durch Gassen und Gassen, bis ich spät am Nachmittag ermüdet nach Hause kehrte.

In meiner stillen, einsamen Stube saß ich am Fenster und starrte hinaus auf die beschneiten Dächer, über deren Schnee der Ruß der Stadt schon einen grauen Schleier gebreitet hatte.

Da wurde mir ein kleines Packet gebracht, und auf einer Karte, die dabei lag, las ich die eng geschriebenen Worte: „Geehrter Freund! Die Auktion ist vorüber, ihr Ertrag hat ein kleines Vermögen ergeben. Die Leute haben wie wahnsinnig gesteigert, ein jeder wollte sein Memento haben. Es ist mir schwer geworden, mein Versprechen zu halten, da ich nicht wußte, wie weit ich gehen durfte. Schließlich aber hab' ich etwas für Sie gewählt, was keiner von all den andern haben wollte, da sie den Wert des reizenden Dinges nicht begriffen. Sie aber verstehen etwas von der Sache, und Ihnen wird das kleine Kunstwerk doppelte Freude machen —“

Da schleuderte ich die Karte beiseite, zerriß die Schnüre des Packets, öffnete die raschelnde Hülle, und — vor mir lag die Karrikatur der Ophelia.

Thränen eines schmerzenden Ingrimms sprangen mir in die Augen, ich griff nach dem Bilde, hob schon die Arme um es zur Erde zu schleudern, aber da war es mir, als wollte ich einen Mord an dem begehen, was meinem Herzen das Theuerste gewesen.

Seufzend näherte ich mich dem Fenster, führte das Bild vor meine Augen, und kaum ich es zu betrachten begann, fingen die kecken, meisterhaften Striche wider meinen Willen an, die alte, lustige Wirkung auf mich zu üben — und unter Thränen mußte ich lächeln.

Ganghofer, Ludwig

Die Sünden der Väter Roman von Ludwig Ganghofer

Bd.: 2

1886